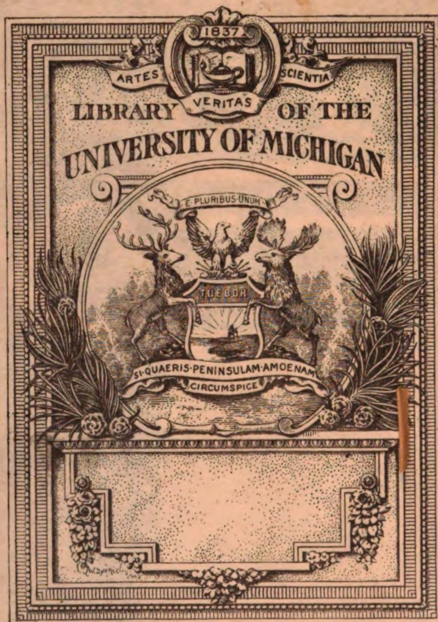

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.
O.S.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

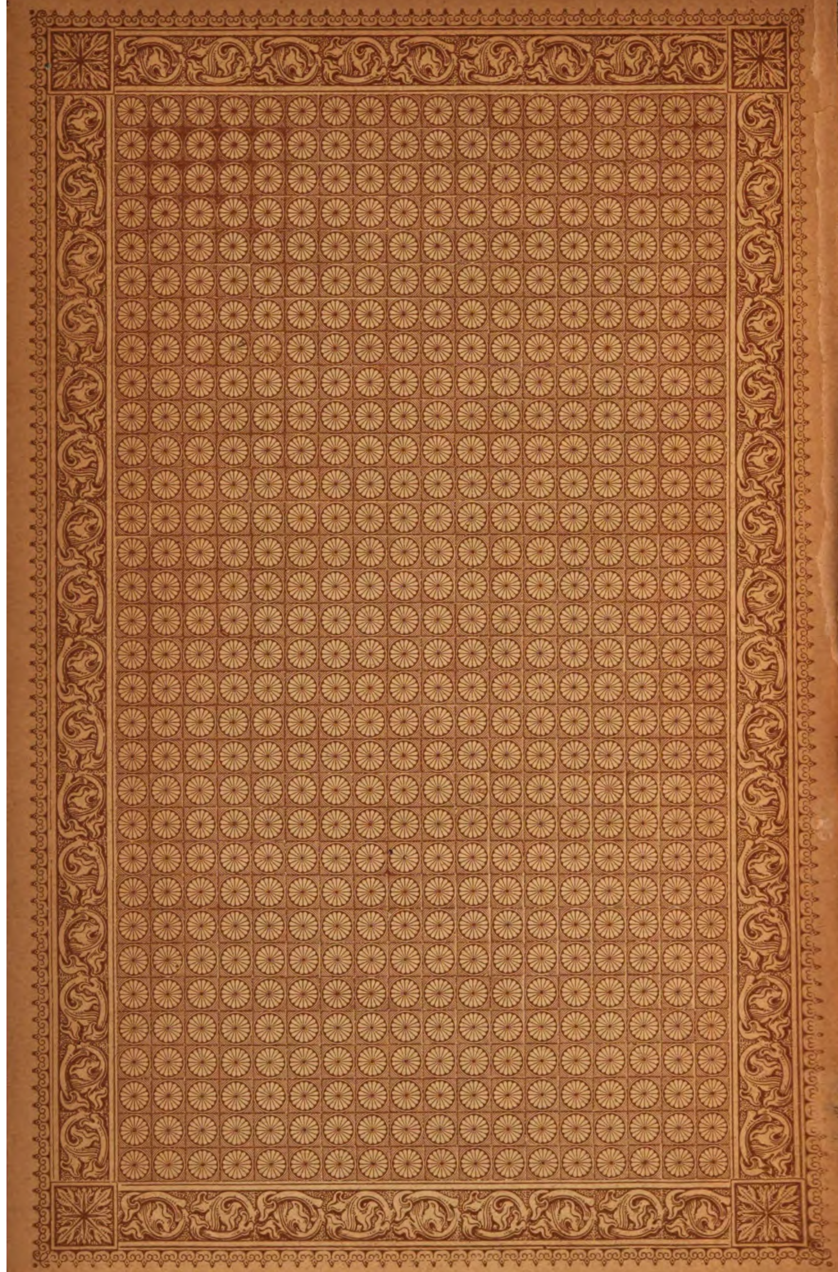
Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzuges 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **größe Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese so soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten rc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

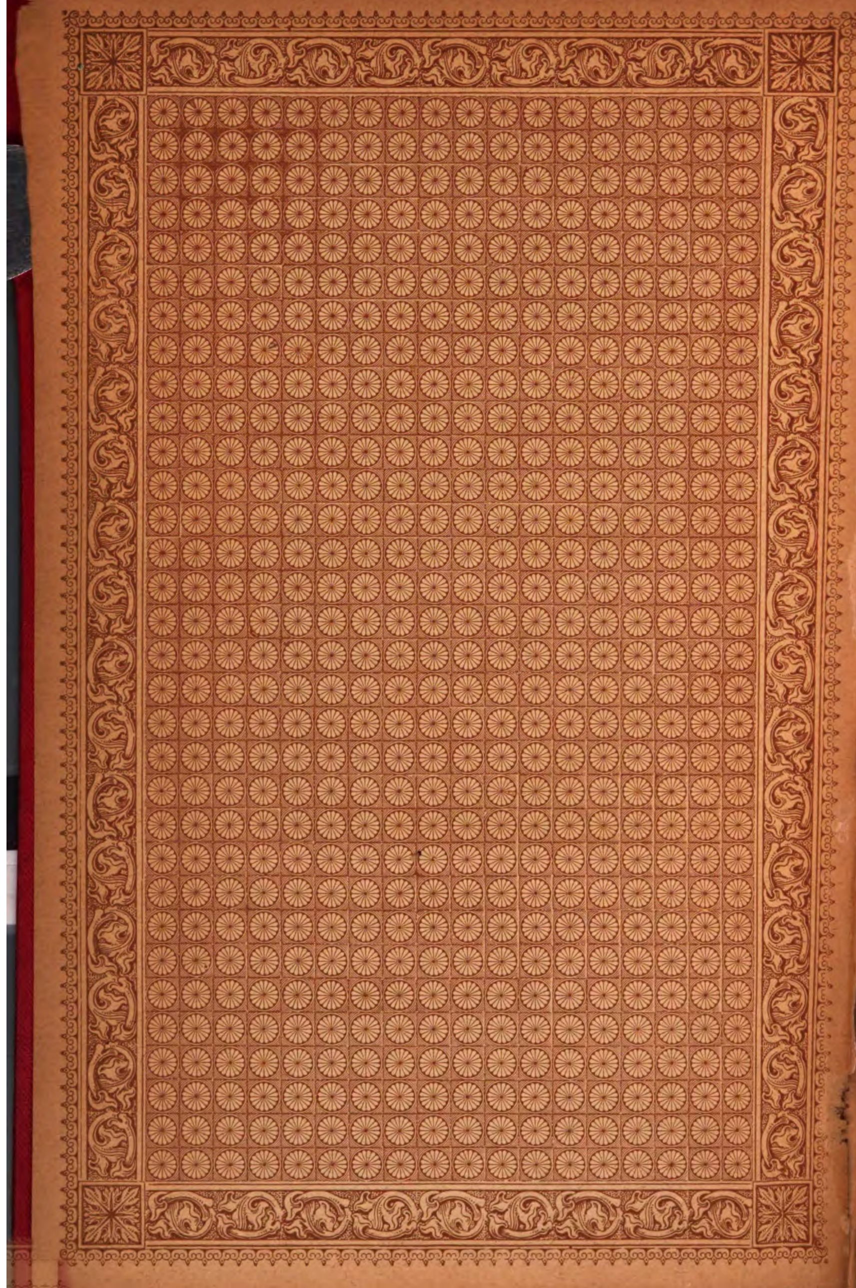


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.





Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Der Einbrecher". Von Reinhold Ortmann. (S. 89)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.





Die Gewalten der Tiefe.

Roman von **Lothar Brenkendorf.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Erst an der Thür des eisernen Gitters, welches den Garten der Villa Saroschin von den übrigen Parkanlagen trennte, hatte Treysa die fliehende Hildegard eingeholt. Sie war athemlos von der Anstrengung des raschen Laufens, und ihr Herz klopfte in ungestümen Schlägen. An den Pfosten gelehnt, war sie stehen geblieben. Treysa trat nahe an sie heran und bemächtigte sich ihrer matt herabhängenden Hand.

„Ich wollte, Fräulein Hildegard, Sie wären meinem Rathe gefolgt. Glauben Sie mir jetzt endlich, daß ich es nur gut mit Ihnen meinte?“

„Ja, ja!“ sagte sie. „Aber fragen Sie mich nichts und machen Sie mir keine Vorwürfe! — O, es war entsetzlich — entsetzlich!“

„Jedenfalls war es kein Schauspiel für die Augen eines jungen Mädchens — das ist sicher! Ich hatte in Bezug auf diesen Doktor Bruneck zwar seit Langem meine besonderen Vermuthungen; aber daß er gewissenlos genug sein würde, es so weit zu treiben —“

„Sie sollen nicht davon sprechen," fiel ihm Hildegard heftig in's Wort. „Ich will nichts mehr hören — nichts mehr! Bin ich denn noch nicht tief genug beschämt?"

„Beruhigen Sie sich, mein liebes Fräulein!" bat er, und er wagte es dabei, die kleine Hand, die willenlos in der seinigen lag, mit festerem Druck zu umschließen, „das Unglück ist nicht so groß, als es Ihnen jetzt vielleicht erscheint. Auch wenn man Sie da unten gesehen haben sollte, weiß außer mir doch Niemand, in welcher Absicht Sie dorthin kamen. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß es auch in Zukunft Keiner erfahren wird, wenn Sie nicht etwa die Unvorsichtigkeit begehen, sich selbst zu verrathen. Der vortreffliche Herr Doktor soll sich wahrhaftig nicht einbilden dürfen, daß Ihnen ernstlich an ihm gelegen war."

Sie hörte ihn schweigend an, und noch immer gelang es Treysa nicht, den Ausdruck ihres Gesichts zu erspähen. Aber er nahm es für ein günstiges Zeichen, daß sie ihm ihre Hand nicht entzog, und so fuhr er noch zuversichtlicher fort: „In Ihrer Sorge um die kostbare Gesundheit dieses Herrn haben Sie mich vorhin kaum angehört, und jetzt kann ich's ja eingestehen, daß mir das recht weh gethan hat. Denn ich wußte es längst, wie wenig der Mensch Ihre Freundschaft verdiente. Trotzdem bin ich mit Ihnen gegangen; denn jeder Ihrer Wünsche wird immer ein unverbrüchliches Gesetz für mich sein. Aber ich hoffe, daß Sie sich nicht darauf beschränken werden, mich für so unglückselige Wege zu Ihrem Begleiter zu wählen. Ich möchte ja so gerne Ihr Führer und Ihr Beschützer sein bei jedem Schritte, den Sie unternehmen, ich möchte —"

Sie machte ihre Hand frei und wandte sich ihm zu.

„Lassen Sie uns zu den Anderen zurückkehren, Herr Assessor! Man hat uns oben sicherlich längst vermißt."

„Sie wollen mir also auch jetzt keine Antwort geben? Errathen Sie denn noch immer nicht, Hildegard, was ich

für Sie fühle? Und können Sie grausam genug sein, mich noch länger in dieser Ungewißheit zu lassen?"

„Quälen Sie mich jetzt nicht!" bat sie. „Ich bin so aufgeregt, und mir ist so wirr im Kopfe; ich wüßte wahrlich nicht, was ich Ihnen antworten sollte. Geben Sie mir erst Zeit, mich wieder auf mich selbst zu besinnen."

„Ich bin Ihr Sklave, und Sie können über mich gebieten, wie es Ihnen gefällt. Nur lassen Sie die Probe auf meinen Gehorsam nicht allzu grausam ausfallen. Geben Sie mir wenigstens großmüthig die Erlaubniß, meine Frage morgen zu wiederholen."

„Nein, nein — noch nicht morgen! Später vielleicht — in einigen Tagen oder Wochen! Glauben Sie mir's doch, Herr v. Treysa — ich kann jetzt nicht an solche Dinge denken."

Aus dem Innern des Gartens schallten rufende Stimmen zu ihnen herüber, und Beide vernahmen deutlich, daß es Hildegard's Name war, welchen man rief. Der Assessor mußte es also aufgeben, in diesem Augenblick noch weiter in sie zu dringen.

„Ich vertraue auf Ihre Barmherzigkeit," flüsterte er, indem er ihr seinen Arm reichte, „es kann ja nicht Ihr Wille sein, mich unglücklich zu machen. — Und nun überlassen Sie es mir, unsere lange Abwesenheit zu erklären."

Fröhlich erwiederte er die Rufe der Anderen und gleich darauf hatten sie ein kleines Häuflein suchender Gäste erreicht, an deren Spitze sich der Hausherr in eigener Person befand.

Saroschin blickte etwas unwillig darein, als er ihrer ansichtig wurde. „Wo in aller Welt habt ihr so lange gesteckt?" fragte er. „Es ist doch wohl jetzt nicht die rechte Tageszeit, weite Entdeckungsreisen zu unternehmen."

„Das gnädige Fräulein wünschte den Anblick der

Mondscheinlandschaft zu genießen, und wir hatten die Entfernung bis zur Elisenhöhe wohl ein wenig unterschätzt," antwortete Treysa mit dem unbefangensten Lächeln. „Die Schuld liegt an mir, und ich hoffe im Interesse Ihrer Fräulein Tochter, daß wir nicht etwa eine besonders hervorragende Nummer des Festprogramms versäumt haben."

Hildegard hatte bereits ihre Hand von seinem Arm herabgleiten lassen und war rasch an die Seite einer ihr befreundeten jungen Dame geeilt, mit der sie nun dem Hause zuging, ohne erst eine weitere Frage ihres Vaters abzuwarten. Saroschin blieb geflissentlich ein wenig hinter den Anderen zurück, und sein unverändert mürrisches Gesicht verrieth, daß Treysa's Erklärung seine üble Laune noch nicht hatte verscheuchen können.

„Ein Wort unter uns, mein bester Herr Assessor," sagte er, als sie sicher sein konnten, von den Voranschreitenden nicht mehr gehört zu werden. „Sie wissen, daß ich Sie aufrichtig schätze; aber Sie dürfen einem Vater die Offenheit nicht übelnehmen — ich bin mit Ihrem Betragen nicht ganz zufrieden."

„Ich bin untröstlich, verehrter Herr Saroschin, dieser kleine Spaziergang —"

„O, es ist nicht allein das," unterbrach ihn der Andere ernst. „Aber mir scheint, daß ich in Bezug auf Ihren Verkehr mit Hildegard bisher überhaupt etwas zu nachsichtig gewesen bin. Bei der Fülle von Geschäften, die meine Gedanken in Anspruch nehmen, kann ich den Vorgängen in meinem Hause leider nicht immer diejenige Aufmerksamkeit zuwenden, die meine Verantwortung als Familienhaupt mir zur Pflicht macht. Ich habe im Vorübergehen zufällig eine Aeußerung aufgefangen, die mich sehr unangenehm berührt hat. Man brachte Ihren Namen mit dem meiner Tochter in eine Beziehung, an die Sie

selber wahrscheinlich noch nicht gedacht haben werden. Wie peinlich eine solche Aufgabe auch für mich ist, muß ich Sie doch dringend bitten, einem derartigen müßigen Gerede nicht noch weiter durch Ihr Benehmen neue Nahrung zuzuführen."

Bernd v. Treysa bewahrte auch während dieser etwas ungnädigen Zurechtweisung seine lächelnde Miene.

„Ich weiß die Berechtigung Ihrer väterlichen Besorgnisse durchaus zu würdigen, Herr Saroschin! In einem Punkte aber, und zwar in einem sehr wesentlichen, muß ich Ihnen doch widersprechen."

„Wie darf ich das verstehen, Herr v. Treysa?"

„Sie machen mir da einen Vorwurf, den ich nicht verdient habe. Wenn ich meiner innigen Verehrung für Fräulein Hildegard freimüthigen Ausdruck gegeben habe, so war ich mir der Bedeutung meiner Worte und Handlungen von allem Anbeginn vollkommen bewußt. Es handelte sich nicht um ein leichtfertiges und gedankenloses Hofmachen, Herr Saroschin, sondern um die Aeußerungen eines tiefen und echten Gefühls."

„Das heißt, Sie möchten mir damit andeuten, daß Sie meine Tochter lieben?"

„Ich würde im Verlauf der nächsten Tage eine schicklichere Stunde ausgewählt haben, um Ihnen das Geständniß zu machen; aber ich darf nun wohl nicht länger zögern, Sie in aller Form um Fräulein Hildegard's Hand zu bitten."

Der Besitzer von Moosbach zeigte sich weder sehr überrascht noch auch sonderlich erfreut. Mit einer Miene, die zu Treysa's stillem Verdruß völlig undurchdringlich war, fragte er: „Ist meine Tochter mit Ihrer Bewerbung einverstanden?"

„Ich hoffe es, Herr Saroschin! Die Antwort, welche ich vorhin von ihr empfing, ist jedenfalls keine entmuthigende gewesen."

„Sie haben Ihre Zeit auf dem Mondscheinspaziergang also doch nicht verloren! — Nun, mein lieber Herr Assessor, selbst wenn wir die Einwilligung Hildegard's als bereits ertheilt ansehen wollten, gäbe es da doch noch mancherlei zu bedenken. Ihr Antrag ist für mich und mein Haus sehr schmeichelhaft, aber ich kann Ihnen, bevor ich eine bündige Antwort gebe, verschiedene Fragen nicht ersparen. Da ist zunächst Ihr Herr Vater. — Sind Sie seines Einverständnisses mit Ihrem Vorhaben sicher?"

Treysa nahm eine fast gekränkte Miene an.

„Wie hätte ihm eine Verbindung, die so ehrenvoll für uns ist, Bedenken verursachen sollen? Mein Vater kennt meinen Entschluß, Herr Saroschin, und er billigt ihn von ganzem Herzen."

„Das ist mir lieb; denn ich sage Ihnen ganz offen, daß ich niemals in eine Heirath willigen werde, bei der meine Tochter um ihrer Herkunft willen die Rolle des Eindringlings spielen müßte. Mir selber ist an einem adeligen Schwiegersohn ganz und gar nichts gelegen. Ich bin ein aufgeklärter Mann, für den Standesvorurtheile weder nach oben noch nach unten existiren."

„So stehen Sie damit nur auf dem nämlichen Standpunkte, wie mein Vater und ich," versicherte der Assessor mit dem Brustton der Ueberzeugung, obwohl es dabei verrätherisch hinter seinem blonden Schnurrbart zuckte. „Die Zeiten, da man sich auf ein altes Wappenschild etwas zugute halten durfte, sind vorüber."

„Es freut mich, daß Sie so denken. Ueber diesen Punkt wird es also weder jetzt noch künftig ein Mißverständniß zwischen uns geben. Wovon aber, wenn ich fragen darf, gedachten Sie nach Ihrer Verheirathung einen standesgemäßen Haushalt zu führen? Ihre Besoldung allein dürfte Ihnen das vorderhand doch wohl noch kaum möglich machen."

„In der That — Sie beurtheilen meine Gehaltsverhältnisse nicht ganz unrichtig," meinte Treysa mit einem Lächeln, das seine Verlegenheit doch nicht ganz versteckte. „Meine Aussichten auf rasches Avancement sind ja die denkbar besten —"

„Ich weiß — ich weiß! Die einflußreiche amtliche Stellung Ihres Herrn Vaters wird da schon das Ihrige thun. Aber Sie werden mit der Hochzeit nicht warten wollen, bis man Sie zum Oberbergrath ernannt hat. Und bis dahin werden Sie also auf Hildegard's Mitgift angewiesen sein; denn Sie besitzen, so viel ich weiß, kein eigenes Vermögen."

„Leider kann ich nicht widersprechen. Doch Sie werden sich hoffentlich überzeugt halten, Herr Saroschin, daß ich diese Mitgift —"

„Nur als ein nothwendiges Uebel betrachte — gewiß! Warum sollten Sie meine Tochter nicht aufrichtig lieb haben? Ich denke, sie ist es werth. Aber ich möchte nichtsdestoweniger auch über diesen Punkt von vornherein volle Klarheit schaffen, wie es sich bei einer so wichtigen Sache geziemt. Es wäre doch möglich, daß Sie mein Vermögen überschätzen. Ich kann mich bei dem Umfange meiner Unternehmungen wenigstens in allernächster Zeit nur sehr schwer eines größeren Kapitals berauben, das ich meinen Betriebsmitteln entnehmen müßte."

„Wollen Sie mir eine bescheidene Bitte gestatten, Herr Saroschin? Ich habe bisher über diese leidige Geldfrage sehr wenig nachgedacht und bin darum in der peinlichsten Verlegenheit, was ich Ihnen antworten soll. Jedenfalls kann ich Ihnen versichern, daß ich mit jeder Mitgift zufrieden sein werde, die Sie selber für ausreichend halten. Wenn Ihnen dennoch eine weitere Erörterung dieses Gegenstandes überhaupt noch nöthig scheinen sollte, so kann sie für Ihre Entscheidung doch wohl keine ausschlag-

gebende Bedeutung mehr haben, und wir können sie also getrost auf einen späteren Zeitpunkt verschieben."

„Erlauben Sie, ich bin zu sehr Geschäftsmann, um Ihnen darin ohne Weiteres beizustimmen. Rund heraus also — ich würde nicht in der Lage sein, Ihnen ein großes Kapital gleich am Hochzeitstage und sozusagen auf einem Brett zu zahlen. Alles, was ich Ihnen zusichern könnte, wäre ein jährlicher Haushaltungszuschuß von zehn- oder zwölftausend Mark. Sind Sie gewiß, daß Sie damit ausreichen werden?"

Wenn Treysa enttäuscht war, so verstand er es doch vortrefflich, seine Enttäuschung zu verbergen.

„Ich wiederhole, daß ich mich bereitwillig jeder Ihrer Bedingungen unterwerfe," sagte er sehr verbindlich. „Sie kennen das Leben und seine Bedürfnisse ohne Zweifel viel genauer, als ich, und wissen am besten, welche Ansprüche Hildegard in Bezug auf Luxus und Bequemlichkeit zu erheben berechtigt ist. Meine Person kommt ja überhaupt gar nicht in Frage."

„Nun wohl, wir werden uns darüber also verständigen. Auf ein paar Tausend für den Nothfall kommt es ja natürlich nicht an."

„Und ich darf dies für eine Einwilligung nehmen, Herr Saroschin?"

„Sobald Sie das Wort meiner Tochter haben — ja! Denn gegen Ihre Person habe ich keine Bedenken. Ich halte Sie für einen Ehrenmann und hoffe, daß Sie den redlichen Willen haben, mein Kind glücklich zu machen."

„Es wird die einzige Aufgabe meines Lebens sein. — Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Saroschin!"

Sie schüttelten sich die Hände, und der Besitzer von Moosbach, der mit einem Male wieder in allerbester Laune war, meinte: „Uebrigens nenne ich das in der That eine

Brautwerbung unter etwas ungewöhnlichen Umständen. Wir können ja vom ersten Hahnenschrei kaum noch weit entfernt sein."

„Die herkömmliche Etikette soll trotzdem gewahrt bleiben," erwiederte Treysa, auf den scherzhaften Ton seines Schwiegervaters eingehend. „Ich melde Ihnen schon jetzt für den kommenden Sonntag meine feierliche Freiersvisite an."

„Und ich lade Sie hiermit für diesen Tag zum Mittagessen ein. Es wird, wie ich vermuthe, einige lange Gesichter geben, wenn ich den übrigen Gästen beim Braten die große Neuigkeit verkünde."

„Vorausgesetzt, daß Fräulein Hildegard mich nicht zuvor mit einem Korbe heimgeschickt hat."

„Wie? Ich glaubte, Sie seien Ihrer Sache bereits ganz gewiß."

„Ich hoffe das Beste, soweit es nicht etwa meinem Nebenbuhler gelingt, mir trotz der Schlappe vom heutigen Abend doch noch den Sieg streitig zu machen."

„Sie sprechen in Räthseln. Was für ein Nebenbuhler ist es, von dem Sie reden, und was für eine Schlappe?"

„Haben Sie denn nicht bemerkt, wie lebhaft Fräulein Hildegard sich für Ihren ärztlichen Direktor interessirt?"

„Für diesen Bruneck? Und Sie glauben im Ernst, daß ihr Herz dabei im Spiel sei?"

„Etwas romantische Schwärmerei — weiter nichts! Aber auch das kann ja unter Umständen gefährlich werden. Ich vermuthe, daß Ihre Tochter bis zu diesem Abend mit sich selber nicht ganz im Reinen war, welcher von uns Beiden der Würdigere sei."

„Und heute Abend? — Was ist da Besonderes geschehen?"

„Ich will Ihnen eine Beichte ablegen, aber Sie müssen mir versprechen, mich nicht an Hildegard zu verrathen. Es hat unten in Doktor Bruneck's Wohnung einen fürchter-

lichen Skandal gegeben, bei dem es um ein Haar zu Mord und Todtschlag gekommen wäre, und Ihre Tochter hat leider Alles mit angesehen."

„Das sind ja nette Geschichten! Wie in aller Welt kommt sie in des Doktors Wohnung?"

„Ganz zufällig natürlich! Auf dem Wege nach der Elisenhöhe mußten wir an seiner Villa vorüber, und gerade, als wir uns unter seinen Fenstern befanden, hörten wir aus seinem Zimmer einen sonderbaren Lärm. Weil ich eine jammernde Frauenstimme zu erkennen glaubte, und weil die Hausthür weit offen stand, lief ich auf's Gerathewohl hinein. Und ich hatte sehr gut daran gethan, denn ich konnte einem graubärtigen Othello — ich glaube, es war der lahme Oberstlieutenant aus dem Weißen Hause — den Revolver gerade noch rechtzeitig entwinden, ehe seinem ersten Schuß einige weitere gefolgt waren, die möglicherweise besser getroffen hätten. Da — ich habe das Ding noch in der Tasche und überantworte es Ihnen, damit Sie es seinem Eigenthümer gelegentlich wieder zustellen. Aber seien Sie vorsichtig! Es sind noch fünf scharfe Patronen in der Trommel."

Zögernd und mit sichtlichem Unbehagen nahm Saroschin die Schußwaffe in Empfang.

„Ich könnte versucht sein, das Alles für einen Scherz zu halten, Herr v. Treysa! So wenig Sympathien ich auch für diesen Bruneck habe, einer solchen Handlungsweise hätte ich ihn nicht für fähig gehalten."

„Nicht wahr, er hat es ganz ausgezeichnet verstanden, den Tugendhelden zu spielen? Er konnte Ihre Gesellschaften nicht besuchen, weil sein sittlicher Ernst es ihm verbot, und ich vermuthe, daß er Fräulein Hildegard gerade damit besonders zu imponiren gedachte. Daß ihm der Zufall dabei einen so tückischen Streich spielen könne, hatte er wohl nicht erwartet. Zu seinem Unglück war die

Geschichte so unzweideutig als möglich. Die schöne junge Frau lag buchstäblich in seinen Armen, und der Alte mit der rauchenden Pistole vervollständigte die malerische Gruppe. Es war wie die Schlußscene aus einem französischen Sensationsdrama, nur mit dem Unterschied, daß sich der erste Liebhaber in einem solchen wahrscheinlich etwas heldenhafter benommen hätte."

„Und Sie sagen, daß meine Tochter eine Augenzeugin dieses Vorganges gewesen sei?"

„Ich konnte es leider nicht verhindern. In sehr begreiflicher Wißbegierde war sie mir gefolgt, und wenn sie auch sogleich wieder aus dem Hause entfloh, muß doch ein einziger Blick genügt haben, ihr Alles zu offenbaren."

„Es ist unerhört! — Und das Ende?"

„Werden wir wahrscheinlich erst morgen erfahren. Der bedauernswerthe Othello humpelte heimwärts, nachdem er seinen Gegner zu ritterlichem Zweikampf gefordert hatte — die schöne Ungarin aber blieb bei ihrem Beschützer, und ich kann beim besten Willen nicht errathen, was weiter aus ihr geworden sein mag."

„Und diesem Menschen sollte Hildegard ihre Neigung geschenkt haben? Nun, ich werde ein Ende machen, daß dem Herrn Doktor Hören und Sehen vergehen soll. Heute noch muß er fort, und ich bin doch neugierig, ob er auch jetzt noch die Stirn haben wird, sich auf seinen Vertrag zu berufen. Was aber meine Tochter betrifft, so feiern wir am Sonntag ihre Verlobung. Das ist jetzt abgemacht und unwiderruflich beschlossen."

„Hoffentlich bedarf es dazu keiner Gewaltmittel, lieber Herr Saroschin; ich glaubte Ihnen volle Offenheit schuldig zu sein, aber ich möchte doch nicht gern den Anschein erwecken —"

„Seien Sie unbesorgt!" fiel der Andere ein. „Ich weiß

am besten, wie das Mädel behandelt werden muß. Sie wird nie erfahren, wem ich meine Kenntniß von dem Vorgefallenen verdanke. Und nun lassen Sie uns endlich in's Haus gehen! Meine Gäste könnten sonst glauben, daß ich hier draußen umgebracht worden sei." —

Im Gartensaal drehten sich noch immer die Paare mit der unverwüstlichen Frische ihrer genußfrohen Jugend. Der Assessor v. Treysa aber sah sich lange vergebens nach seiner Tänzerin um. Endlich entdeckte er Hildegard in einem Nebenzimmer an der Seite ihrer Mutter und in einem Kreise von älteren Damen, die hinter ihren Fächern und Taschentüchern gähnten und mühsam eine schleppende Unterhaltung über allerlei geistlose Dinge führten. Sie sah blaß und niedergedrückt aus, und Treysa war sicher, daß sie ihn nicht wahrgenommen hatte, obwohl er lange ihr gerade gegenüber in der offenen Thür des kleinen Salons gestanden. Da gab er seine anfängliche Absicht, sie anzureden, wieder auf, aber er betheiligte sich auch nicht mehr am Tanze, sondern schlenderte durch die Nebengemächer, in denen die älteren Herren rauchten und Karten spielten. Mit einem kleinen beweglichen Herrn, der ihm in den Weg kam, plauderte er fünf Minuten lang sehr angelegentlich und trennte sich dann von ihm mit den sehr nachdrücklich gesprochenen Worten: „Aber die Geschichte bleibt natürlich ganz unter uns, mein lieber Herr Rath! Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit."

„Ah, wie können Sie zweifeln?" gab der Kleine gekränkt zurück. „In so heiklen Dingen ist ja Verschwiegenheit geradezu Ehrensache."

Eine Viertelstunde später wisperte und flüsterte es in allen Gruppen von einem unerhörten Skandal, dessen wenig ruhmreicher Held Doktor Harald Bruneck gewesen sei, und als die Gäste beim Morgengrauen die Villa Saroschin verließen, da war auf dem Heimwege unter

ihnen kaum noch von etwas Anderem die Rede, als von diesem pikanten Vorfall.

Fünfzehntes Kapitel.

Nur eine kurze Stunde hatte Harald Bruneck ruhen wollen, aber die Natur hatte sich nicht um ihr Recht betrügen lassen, und die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als er mit schmerzendem Kopfe und schweren Gliedern aus seinem tiefen, traumlosen Schlafe erwachte. Minuten vergingen, ehe die Erinnerung an die aufregenden Ereignisse der letzten Nacht wieder in voller Klarheit vor seiner Seele stand, und mit ihr zugleich kam ihm auch das Bewußtsein der mannigfachen unerfreulichen Pflichten zurück, die er jetzt ungesäumt zu erfüllen hatte. Unwillig sah er, wie weit die Zeiger der Uhr bereits vorgerückt waren, und kleidete sich rasch an, um nachzuholen, was vielleicht schon versäumt worden war. Er fühlte sich durchaus nicht wohl, und es war ein krankhaft bleiches Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegenschaute, aber er war nicht gesonnen, heute Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen.

Die Sorge um Ilona's Schicksal beunruhigte ihn vor Allem, und er wollte eben nach dem Zimmermädchen klingeln, um sich bei ihr anmelden zu lassen, als ihn der Eintritt des Doktor Krüger nöthigte, die Ausführung dieser Absicht noch zu verschieben.

Der junge Kollege schien sehr gedrückt, und es war eine auffällige Zurückhaltung in seinem Benehmen. Als er sich nach Bruneck's Befinden erkundigt hatte, machte er allerlei belanglose und gezwungene Bemerkungen wie Jemand, der etwas auf dem Herzen hat und doch nicht den Muth findet, damit zum Vorschein zu kommen. In seiner Ungeduld, sich des störenden Besuches zu entledigen, fragte Bruneck endlich geradezu: „Wünschen Sie mir sonst noch etwas zu

sagen, Herr Kollege? Gibt es vielleicht einen unangenehmen Zwischenfall in Ihrer Praxis?"

„Allerdings! Der Oberstlieutenant v. Wolferdingen ist gegen Morgen schwer erkrankt. Ich wurde von seinem Diener um vier Uhr nach dem Weißen Hause gerufen und fand ihn in tiefer Bewußtlosigkeit. Er war plötzlich zusammengebrochen, während er sich entkleiden ließ — ich fürchte, die Aussichten für seine Wiederherstellung sind gering."

Harald fühlte, daß die Augen seines jungen Berufsgenossen beobachtend auf ihm ruhten, und er zwang sich darum, seine Bestürzung so gut als möglich zu verbergen.

„Ein Schlaganfall?" fragte er. „Und es sind wirklich bedrohliche Symptome vorhanden?"

„Das Bewußtsein ist zwar zurückgekehrt; aber die ganze rechte Körperhälfte und das Sprachvermögen sind gelähmt."

„Sie haben doch sogleich eine Wärterin zu ihm geschickt?"

„Es war meine Absicht, aber seine Gattin lehnte es ab. Sie will sich vorläufig mit dem Diener in die Pflege des Patienten theilen."

„Seine Gattin? — Frau v. Wolferdingen befindet sich also im Weißen Hause?"

„Ja! Sie erschien, während ich noch mit dem Kranken beschäftigt war. Ihre erste Bestürzung war groß; aber sie faßte sich doch bald, und ich zweifle nicht, daß sie ihre Pflicht" — er legte einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort — „rechtschaffen erfüllen wird."

„Und der Oberstlieutenant? Schien er mit der Wartung durch seine Gattin einverstanden?"

Doktor Krüger zuckte mit den Achseln. „Der Mann ist ja vorläufig außer Stande, seine Wünsche zu wahrnehmbarem Ausdruck zu bringen. Vielleicht auch hat er keine ganz klare Erinnerung mehr an das, was seiner Erkrankung vorhergegangen ist."

Wenn Harald noch im Ungewissen gewesen wäre, ob der Andere von den Vorfällen der Nacht unterrichtet sei, so hätten ihm diese letzten Worte wohl jeden Zweifel nehmen müssen. Und obwohl er sich völlig schuldlos fühlen konnte, überkam ihn bei dieser Entdeckung doch eine Befangenheit und Verwirrung, die seinem ärztlichen Kollegen wohl kaum entging. In einem so gemessenen Tone, wie er früher niemals zwischen ihnen üblich gewesen war, fügte Doktor Krüger nach einem kleinen Schweigen hinzu: „Ich glaube, Sie sind damit einverstanden, daß ich die weitere Behandlung des Herrn v. Wolferdingen übernehme, und, wenn es nöthig werden sollte, den Sanitätsrath Mittenzweig aus Friedenthal zur Konsultation heranziehe. Die Gattin des Patienten hat es so gewünscht!"

Harald nickte, und eine ausführlichere Antwort blieb ihm erspart, da in diesem Augenblick der Diener Saroschin's eintrat, um einen Brief abzugeben, den er, wie er sagte, dem Herrn Doktor durchaus zu eigenen Händen habe überreichen sollen. Bruneck hieß ihn warten und überflog die wenigen Zeilen des Billets, die in kategorischer Kürze lauteten:

„Herrn Doktor Bruneck, hierselbst.

In einer wichtigen und dringenden Angelegenheit, deren Natur Sie vermuthlich errathen werden, erwarte ich noch im Laufe dieses Vormittags Ihren Besuch. Da ich durch gewisse Vorkommnisse in die unangenehme Zwangslage versetzt worden bin, ohne jeden Zeitverlust diejenigen Vorkehrungen zu treffen, welche geeignet sind, den schwer bedrohten Ruf meines Bades wiederherzustellen, so würden Sie für die Folgen Ihres etwaigen Ausbleibens nur sich selbst verantwortlich machen dürfen.

Mit Hochachtung

Felix Saroschin."

Harald faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

„Es ist gut,“ sagte er zu dem Diener. „Melden Sie Herrn Saroschin, daß ich kommen werde.“ Gegen Doktor Krüger gewendet aber fügte er hinzu: „Leider sehe ich mich genöthigt, Ihnen auch noch andere Lasten aufzubürden, Herr Kollege! Für heute wenigstens müssen Sie alle meine Patienten mit übernehmen, und es ist leicht möglich, daß darin erst nach Verlauf mehrerer Tage eine Aenderung eintritt. Wollen Sie sich gefälligst meines Krankenjournals, das sehr genau geführt ist, zu Ihrer vorläufigen Orientirung bedienen! — Ich bin selbstverständlich außerdem mit jeder etwa gewünschten Auskunft zu Ihrer Verfügung.“

Der Mangel jeglicher Ueberraschung in den Mienen des Anderen und die Bereitwilligkeit, mit welcher er ohne jede Frage die ihm auferlegte Vertretung übernahm, waren Beweis genug dafür, daß er bereits von anderer Seite auf eine solche Wendung der Dinge vorbereitet worden war, und Harald zweifelte darnach nicht mehr, daß für Saroschin, dem er in unbeugsamer Festigkeit so manchen seiner spekulativen Pläne durchkreuzt hatte, heute der langersehnte Tag der Vergeltung gekommen sei.

Und er war bereit, ihm die gewünschte Genugthuung zu gewähren; denn er war des Kampfes müde und fühlte eine heiße Sehnsucht, all' diesen peinvollen Wirrnissen zu entrinnen.

Seine Kopfwunde schmerzte ihn jetzt heftiger, und er fühlte an den jagenden Pulsschlägen, daß er fiebere. Darum ging er an seine kleine Handapotheke, um eine Dosis Chinin zu nehmen, ehe er sich in die Villa Saroschin begab. Ein Geräusch hinter seinem Rücken, das wie verlegenes Räuspern klang, veranlaßte ihn, sich umzuwenden, und ein Ausruf höchster Ueberraschung kam unwillkürlich von seinen Lippen, als er im hellen Tageslichte einen Menschen vor sich stehen sah, den er unter Hunderten auf den ersten Blick erkannt

haben würde, obwohl er sein Gesicht nur einmal und nur für einen flüchtigen Moment gesehen.

Dies dunkelbärtige, unschöne Antlitz, mit den tiefen, gramvollen Furchen und den bläulichen Schatten unter den Augen, hatte sich seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, als es ihm während der letzten Nacht am Rande des Steinbruchs im fahlen Mondlicht entgegenstarrte. Auf nichts aber wäre er so wenig gefaßt gewesen, als darauf, es hier in seinem Zimmer wieder vor sich auftauchen zu sehen, und darum war es gewiß begreiflich genug, daß er Sekunden lang auf den unerwarteten Besucher blickte wie auf ein Gespenst.

Doch der Mann, mit dem er wenige Stunden früher wie ein Verzweifelter hatte um sein Leben kämpfen müssen, war auf eine höchst sonderbare Weise verwandelt. Gesenkten Hauptes, mit allen Anzeichen äußerster Verlegenheit stand er da und drehte seinen Hut zwischen den Fingern.

„Ich sehe ja, daß Sie mich wiedererkennen, Herr Doktor,“ sagte er endlich. „Ich bin der Mensch, der Sie in der letzten Nacht beinahe ermordet hätte, und ich bin gekommen, damit Sie mich verhaften lassen können, wenn es Ihnen so gefällt.“

Seine bescheidene Ausdrucksweise hatte durchaus nichts von der Sprache eines Wahnsinnigen, und auch in seinen klar blickenden Augen war nichts von jener flackernden Unruhe, die sich fast ausnahmslos bei Geisteskranken zeigt. Harald war schon nach diesen ersten Worten ernstlich irre geworden an seiner bisherigen Vermuthung; aber er war zugleich entschlossen, das Räthsel auf der Stelle zu ergründen.

„Sie sahen also voraus, daß man Sie doch bald finden würde,“ sagte er streng, „und Sie haben es darum vorgezogen, sich freiwillig zu stellen. Sagen Sie mir vor

Allem, wer Sie sind, und was Sie veranlaßte, mir nach dem Leben zu trachten."

„Ich bin der Obersteiger Neidhardt von der Marie-Luisen-Grube in Friedenthal, Herr Doktor! Und ich habe mich an Ihnen vergriffen, weil ich Sie in der Dunkelheit mit einem Anderen verwechselt habe. Erst als Sie um Hilfe riefen, erkannte ich meinen Irrthum; glücklicherweise war es noch nicht zu spät!"

Das war eine Erklärung, an die Harald bisher nicht gedacht hatte und die ihm doch jetzt einfach und einleuchtend genug erschien. Aber er stellte sich nichtsdestoweniger ungläubig, um volle Gewißheit zu erhalten.

„Sie hatten inzwischen freilich Zeit genug, sich auf irgend eine Geschichte zu besinnen, die Ihre That in möglichst mildem Lichte erscheinen lassen könnte. Aber Sie dürfen nicht verlangen, daß man Ihnen ohne Weiteres Glauben schenkt. Wenn Sie sich Hoffnung auf meine Nachsicht machen, müssen Sie mir vor Allem die volle Wahrheit sagen."

„Das thue ich, Herr Doktor, denn dazu bin ich gekommen. Was könnte es mir auch helfen, Sie zu belügen? Meine That wird dadurch ja nicht besser, daß ich sie gegen einen Anderen verüben wollte, als gegen Sie."

„Sie bleiben also dabei, daß ich nur das Opfer einer Verwechslung geworden sei? Können Sie mir vielleicht auch den Namen Desjenigen nennen, für den Sie mich gehalten?"

„Ja! Es war der Bergassessor v. Treysa, den ich in den Steinbruch hinabstürzen wollte."

Der finstere Haß im Ausdruck dieser Worte brachte Harald mit einem Male die Ueberzeugung bei, daß der Mann die volle Wahrheit sprach.

„Sie gestehen also offen zu, daß es auf nichts Ge-

ringeres abgesehen war, als auf einen Mord? Wissen Sie auch, welches Schicksal Sie sich damit bereiten?"

„Ob man mich in's Gefängniß steckt oder in's Zuchthaus, ist mir ganz gleichgiltig. Schlimmeres, als ich in diesen letzten Stunden durchgemacht habe, kann ja doch nicht mehr kommen."

Es war etwas in dem Aussehen und in dem Wesen des Mannes, das Harald zum Mitleid stimmte. Und dann dünkte ihm auch, er müsse seinen Namen schon einmal in Verbindung mit etwas Gutem vernommen haben.

„Sie heißen Neidhardt?" fragte er. „Sind Sie etwa Derselbe, von dem man vor einigen Wochen in den Zeitungen las, daß er nach der Grubenexplosion mit Gefahr seines Lebens als der Erste in den betroffenen Schacht eingedrungen sei?"

„Ich weiß nicht, ob es in den Zeitungen gestanden hat," erwiederte der Obersteiger einfach. „Aber daß ich's that, war ganz selbstverständlich, denn das ist weiter nichts als die Pflicht meines Berufs."

„Und als ein Mann von solcher Gesinnung konnten Sie den furchtbaren Gedanken fassen, einen Menschen meuchlerisch zu ermorden? Was hat Ihnen der Assessor v. Treysa gethan, daß Sie ihm auf eine so schreckliche Art hätten vergelten können?"

Der Gefragte richtete sich auf, und mit erhobener Hand, wie wenn er seinen Worten dadurch eine noch größere Feierlichkeit geben wollte, sagte er: „Ich wollte ihn nicht ermorden, Herr Doktor — ich wollte den Schurken für eine That, die unsere Gesetze nicht bestrafen, richten. Ich wollte Rache nehmen für ein leichtfertig vernichtetes Menschenleben und für mein zerstörtes Lebensglück. Und wahrhaftig — der Elende wird mir nicht entgehen!"

Bruneck horchte hoch auf. „Wenn Sie Herrn v. Treysa einen Schurken nennen, so werden Sie dafür wahrschein-

lich auch gewichtige Gründe anführen können," sagte er. „Lassen Sie mich doch dieselben hören, damit ich beurtheilen kann, inwieweit Sie im Rechte sind."

Und Neidhardt sträubte sich in der That nicht, Bruneck's Verlangen zu erfüllen. Er erzählte ihm die Geschichte Helenens, soweit er sie kannte oder mit dem Scharfsinn der Liebe aus einzelnen Beobachtungen und Thatsachen errathen hatte. Wie bitteres Herzeleid zuckte es in seinem Gesicht, als er von der letzten Unterredung sprach, die er mit der armen jungen Lehrerin geführt und von der traurigen Todtenwacht im Fährhause. Aber seine Miene veränderte sich plötzlich, und in seinen Augen brannte wieder derselbe unversöhnliche Haß, den Harald gestern Abend am Rande des Steinbruchs in ihnen gesehen, als er mit dumpf klingender Stimme hinzufügte: „Ich weiß, es ist eine alltägliche Geschichte, wie sie zwischen einem armen Mädchen und einem vornehmen jungen Herrn schon oft genug dagewesen ist. Aber es ist und bleibt ein schändliches Verbrechen an einem arglosen, edlen Wesen. Und weil es kein Gesetz gibt, das ihn dafür bestraft, so wollte ich ihn bestrafen — aus eigener Macht und nach meinem eigenen Gewissen."

Harald hatte sich Gewalt anthun müssen, um dem Manne nicht zu verrathen, wie außerordentlich seine traurige Erzählung ihn interessirte. Nun, da Neidhardt geendet, sagte er: „Es fällt mir nicht ein, in dem Schicksal des beklagenswerthen Mädchens etwas Alltägliches oder Gleichgiltiges zu sehen; aber Sie beurtheilen den Assessor v. Treysa doch vielleicht zu hart. Die junge Lehrerin hat Ihnen selbst erzählt, daß sie aus ihrer Stellung entlassen worden ist. Könnte sie nicht viel eher dadurch zu dem verhängnißvollen Schritt gedrängt worden sein?"

Der Obersteiger nickte, und ein schwerer Athemzug hob seine breite Brust.

„Das Schlimmste hatte ich Ihnen noch gar nicht erzählt. Ich bin am Tage nach ihrem Tode bei dem Stadtrath Schreiner gewesen, der das Schulwesen unter sich hat, und der Herr, der selber mächtig ergriffen war, hat mir bereitwillig Rede gestanden. Er hatte sie von ihrem Posten entlassen, weil man ihm anonyme Briefe geschickt hatte, in denen sie eines sittenlosen Lebenswandels beschuldigt wurde, und weil der Herr v. Treysa öffentlich etwas Aehnliches ausgesprochen hatte."

„Wie? Ist das die Wahrheit?"

„Ja, aber noch nicht die ganze Wahrheit, Herr Doktor! Ich ließ mir die anonymen Briefe zeigen, und ich erkannte bei dem einen auf den ersten Blick die Handschrift von dem Bureaudiener Matthes aus dem Bergamte. Auf meine Bitte händigte der Stadtrath mir den Brief ein und noch an dem nämlichen Abend brachte ich den alten Schuft zum Geständniß. Für ein Trinkgeld von einem Thaler hatte er geschrieben, was der Bergassessor v. Treysa ihm diktirte. Für einen Thaler war er der Helfershelfer eines Mörders geworden."

Heiß stieg dem jungen Arzte das Blut in die Schläfen. „Es ist eine sehr schwere Anschuldigung, welche Sie da erheben. Welche Veranlassung hätte Treysa gehabt, eine so nichtswürdige Handlung zu begehen?"

„Das ist wahrhaftig leicht genug zu errathen. — Er wollte sein Opfer um jeden Preis aus Friedenthal entfernen. Es heißt ja, er wolle sich mit der Tochter des reichen Herrn Saroschin verloben, und da mußte er sich natürlich zunächst das Mädchen, das er zu Grunde gerichtet hatte, vom Halse schaffen."

„Und Sie hatten also die bestimmte Absicht, Herrn v. Treysa zu tödten?"

„Ich konnte mir kein anderes Ende denken, Herr Doktor! Wenn ich die Todte an ihm rächen wollte, was hätte

ich Anderes thun können? Und so lauerte ich ihm denn auf. Das Andere wissen Sie selber ebenso gut als ich. Aber wie es mir durch die Brust fuhr, als ich Sie erkannte, Herr Doktor, das kann ich Ihnen nicht schildern, und das kann auch Keiner errathen, der es nicht an sich selber erlebt hat. Bis es Tag wurde, irrte ich im Walde umher wie ein Verrückter. Und nun komme ich zu Ihnen, um Ihnen Alles zu erklären und Sie um Verzeihung zu bitten."

Harald hatte längst aufgehört, dem Unglücklichen zu grollen, aber er bewahrte trotzdem in Ton und Mienen eine Strenge, die dem Anderen seine tiefe Bewegung verbergen sollte.

„Danken Sie dem Himmel, daß er Sie davor behütet hat, einen Mord zu begehen," sagte er. „Ich werde auf eine strafrechtliche Ahndung Ihrer That verzichten und Ihnen verzeihen, wenn Sie mir mit Wort und Handschlag geloben, jede verbrecherische Absicht gegen das Leben des Assessors v. Treysa aufzugeben."

Der Obersteiger blickte finster vor sich nieder. „Sie werden nicht fordern, daß ich den Schwur breche, den ich einer Todten geleistet habe."

„Daß ein solcher Schwur keine bindende Kraft haben kann, wissen Sie, ohne daß ich's Ihnen sage. Glauben Sie denn wirklich, daß Sie mit ihrem Vorhaben im Sinne der Unglücklichen handeln? Wenn sie von dem Wunsche erfüllt gewesen wäre, Rache an dem Verräther zu üben, so hätte sie wohl einen anderen Weg eingeschlagen als den, welchen sie in Wirklichkeit gegangen ist."

„Mag sein; aber sie war eben ein schwaches Weib, und ihr einziger Gedanke war: fort, nur fort aus all' dem Jammer!"

„Trotzdem sollten Sie nicht durch eine leidenschaftliche That noch einmal ihren Namen in den Mund der Leute

bringen. Außerdem — haben Sie denn gar keine Angehörigen?"

„Ich habe noch eine Mutter, Herr Doktor!"

„Wie? Und Sie dachten nicht einen Augenblick an die arme alte Frau, als Sie sich anschickten, einen Meuchelmord zu begehen? Gilt Ihnen der Jammer und Schmerz Ihrer Mutter nichts, wenn sie ihren Sohn auf dem Schaffot oder im Zuchthause sehen muß? Oder wollten Sie sich nach der That vielleicht ebenfalls umbringen? — Nein, nehmen Sie Vernunft an, kommen Sie zur Besinnung!"

„Er sollte also frei ausgehen, der Schurke? Und er sollte sich des Todes der Verrathenen freuen dürfen, der ihm so schön den Weg geebnet hat zu seinem Ziel?"

„Seine Strafe wird ihn ereilen — seien Sie dessen gewiß! Und eine schwerere vielleicht, als Ihre Thorheit sie über ihn verhängen wollte. Also geben Sie mir Ihre Hand, Neidhardt; sehen Sie mir in's Gesicht und versprechen Sie mir, daß Sie ein rechtlicher Mann bleiben und jeden Gedanken an eine Gewaltthat aufgeben wollen. Denken Sie an Ihre Mutter und schlagen Sie ein!"

Eine gewaltige Rührung arbeitete in den Zügen des Obersteigers und wie ein Schluchzen stieg es in seinem Halse auf.

„Herr, Sie sind großmüthiger, als ich's verdiene. Gut denn, ich gelobe, was Sie von mir verlangen. Ich will dem Elenden aus dem Wege gehen; und wenn ich ihm doch eines Tages nicht mehr ausweichen kann —"

„Dann erinnern Sie sich an diese Nacht, Neidhardt. Ich meine, das wird ein gutes Mittel sein, Sie bei Vernunft zu erhalten. Und nun gehen Sie nach Haus! Ich werde an einem anderen Orte erwartet."

Sechzehntes Kapitel.

Der Diener, welcher in das Arbeitszimmer Saroschin's gegangen war, um den Doktor Bruneck anzumelden, kehrte nach Verlauf einer Minute zurück und berichtete, Herr Saroschin lasse noch für eine kurze Zeit um Nachsicht bitten, da er eben durch einen Besuch in Anspruch genommen sei. Unwillig überlegte Harald eben, ob er sich auf diesen hochmüthigen Bescheid hin nicht am besten wieder entfernen solle, als die gegenüberliegende Thür des Salons aufging, und Hildegard vor ihm stand. Das Zusammentreffen war ersichtlich für Beide gleich überraschend, denn das Antlitz des jungen Mädchens schien plötzlich wie mit Blut übergossen, und sie machte, noch ehe er Zeit gefunden hatte, sie zu begrüßen, eine Bewegung, als ob sie sich hastig wieder zurückziehen wollte.

Aber Harald hinderte sie daran, indem er auf sie zutrat und sie anredete: „Weshalb fliehen Sie vor mir, Fräulein Saroschin? Was habe ich Ihnen gethan, daß schon mein Anblick Sie erschrecken kann?“

Sie hatte ihre erste Bestürzung bereits überwunden, bevor er zu Ende gesprochen, und nun erhob sie stolz den Kopf.

„Ich fliehe vor Niemand, Herr Doktor!“ erwiederte sie kalt. „Und ich versichere Ihnen, daß Sie mir nichts gethan haben. Ist Ihnen das genug?“

„Nein! Denn Ihre Worte sind nur ein neuer Beweis, daß Sie mir zürnen. Und die Ursache wenigstens könnten Sie mir doch nennen.“

„Was liegt daran? — Möchten Sie etwa einen Anlaß haben, sich insgeheim über mich lustig zu machen?“

„Welch' eine Vermuthung! Wodurch habe ich Sie berechtigt, so niedrig von mir zu denken?“

„Ach, das ist ja ganz gleichgiltig. — Sie kamen, um meinen Vater zu sprechen, nicht wahr?“

„Das heißt, Sie wünschen mir nicht länger Rede zu stehen. Wissen Sie auch, Fräulein Saroschin, daß so harte Aeußerungen aus Ihrem Munde gar nicht natürlich klingen?“

„Um so eher sollten Sie sich und mir die Pein solcher Auseinandersetzung ersparen.“

„Und wenn ich nun die Ursache Ihres Zornes erriethe? Wenn ich Sie davor bewahren möchte, ungerecht zu sein?“

„Ungerecht?“ Ihre Oberlippe schürzte sich, und ein sprühender Blick streifte über ihn hin. „Würden Sie mich irre machen können an dem, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen?“

„Nein, denn ich würde es nicht einmal versuchen.“

„Und dennoch beschuldigen Sie mich, ungerecht zu sein?“

„Sie sind es, weil Sie sich durch einen trügerischen Schein bestimmen lassen, mich zu verdammen. Ich kann Ihnen die Vorgänge dieser Nacht nicht erklären, denn es handelt sich dabei ja nicht allein um mich —“

„Dann hätten Sie wahrlich besser gethan, ihrer nicht erst zu erwähnen,“ fiel sie ein. „Ich verlangte es gewiß nicht und ich hoffte vielmehr, schon die Rücksicht auf eine Dame würde es Ihnen verbieten.“

„Sie verwehren es mir also, mich gegen einen falschen Verdacht zu vertheidigen?“

„Ich bin nicht Ihre Richterin, Herr Doktor! Wenn Sie ein Bedürfniß fühlen, sich zu rechtfertigen, so sollten Sie es an einer anderen Stelle thun?“

„Und wo wäre diese Stelle, Fräulein Saroschin?“

„Am Sterbebette des Oberstlieutenants v. Wolferdingen,“ erwiederte sie streng. „Und nun, noch einmal: lassen Sie uns nicht weiter davon reden.“

„Da Sie es so wollen, muß ich mich wohl fügen. Aber es thut mir leid, daß Sie in der Stunde des Ab-

schieds kein freundlicheres Wort für mich haben. Ich hätte Ihnen so gern gesagt —"

In diesem Augenblick öffnete Saroschin die Thür. Ein Ausdruck unwilliger Ueberraschung zeigte sich auf seinem sonst so verbindlichen Gesicht.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Herr Doktor!" sagte er, und ein gebieterischer Blick bedeutete Hildegard, sich zu entfernen. „Es thut mir jetzt doppelt leid, daß ich Sie warten lassen mußte." —

Die Unterredung der beiden Männer war nur von kurzer Dauer, und sie vollzog sich in den gemessenen Formen kalter Höflichkeit. Saroschin durfte sich alle Hindeutungen auf die Ereignisse der letzten Nacht ersparen, da ihm Bruneck mit der Erklärung zuvorkam, daß er entschlossen sei, von seinem vertragsmäßigen Kündigungsrecht Gebrauch zu machen, und daß er den Wunsch hege, Moosbach sobald als möglich zu verlassen. Vielleicht hatte der Andere eine solche Bereitwilligkeit kaum erwartet, denn die Genugthuung, welche er darüber empfand, spiegelte sich ganz unverkennbar in seinen Mienen.

„Da es also," sagte er, „keiner Verständigung über irgend welche streitige Punkte mehr zwischen uns bedarf, bleibt mir wohl nur noch übrig, Ihnen eine glückliche Reise und einen recht angenehmen neuen Wirkungskreis zu wünschen. Sie sagten, daß Sie bereits an einem der nächsten Tage fahren wollen?"

„In längstens vierundzwanzig Stunden werde ich Alles für meinen Nachfolger vorbereiten können."

„Sehr wohl, und Sie haben dann vielleicht die Güte, die betreffenden Papiere und Erklärungen dem Doktor Krüger zu übermitteln, der einstweilen Ihre Funktionen versehen wird. Auf solche Art können Sie sich jeden nochmaligen unbequemen Besuch in meinem Hause ersparen."

Das ließ als Verabschiedung an Deutlichkeit nichts

mehr zu wünschen übrig; Bruneck aber zögerte noch, sich zu empfehlen.

„Bevor ich gehe, Herr Saroschin, halte ich es für meine Pflicht, einen Gegenstand zu berühren, der mit meiner Person und meiner Stellung nichts zu schaffen hat. — Man sagt, daß sich der Bergassessor v. Treysa um die Hand Ihrer Tochter bewerbe."

Saroschin's Miene wurde um ein gut Theil zurückhaltender und förmlicher.

„So? Sagt man das? Und was weiter?"

„Wenn es sich in Wahrheit so verhält, möchte ich Ihnen rathen, Ihre Einwilligung nicht früher zu geben, als bis Sie den Charakter und das Vorleben des Herrn v. Treysa geprüft haben."

„Es ist eine sehr überraschende Theilnahme, welche Sie da für meine intimsten Familienangelegenheiten offenbaren, Herr Doktor! Entschuldigen Sie, wenn ich in meinem Erstaunen über so viel freundliches Interesse Ihre Warnung vielleicht nicht gebührend zu würdigen weiß und wenn ich Sie ersuche, sich mit der Sorge um das Glück meiner Tochter nicht weiter zu belasten."

„Ich habe gethan, was ich für geboten hielt. Alles Weitere steht selbstverständlich bei Ihnen."

„Vermuthlich gedachten Sie mir auch einiges Nachtheilige über Herrn v. Treysa zu erzählen?"

„Nein, denn ich bin kein Denunziant. Wenn meine Worte Sie veranlassen, Ihre väterlichen Pflichten mit dem vollen Bewußtsein Ihrer schweren Verantwortung zu erfüllen, so ist ihr Zweck erreicht."

„Es wird Ihnen als Antwort genügen, daß ich am Sonntag die Verlobung meiner Tochter mit Herrn v. Treysa zu veröffentlichen gedenke. Im Uebrigen werde ich es meinem künftigen Schwiegersohn überlassen, sich für Ihre freundlichen Absichten bei Ihnen zu bedanken. An ihm

wird es sein, sich bei dieser Gelegenheit zugleich eine nähere Erklärung für Ihre merkwürdige Warnung zu erbitten."

„Sie soll dem Herrn Bergassessor nicht fehlen, und es soll mir aufrichtig lieb sein, wenn Sie ihn veranlassen können, mich aufzusuchen. Er wird mich immer bereit finden, ihm Rede zu stehen."

Noch eine leichte, stumme Verbeugung von beiden Seiten, dann war ihre Unterredung zu Ende, und Harald Bruneck verließ die Villa mit einem Gefühl dumpfen Schmerzes, das wahrlich nicht gemildert wurde durch seine bittere Unzufriedenheit mit sich selbst. Erschien er sich doch fast wie ein Fahnenflüchtiger, der im Augenblick der Gefahr seinen Posten verläßt, und hatte er doch überdies seit seiner letzten Unterredung mit Hildegard die volle Gewißheit, daß er das junge Mädchen liebe, daß er sie geliebt hatte seit der Stunde ihrer ersten Begegnung. Und wie thöricht auch immer dem prüfenden Verstande eine so hoffnungslose, unerwiederte Neigung scheinen mochte, der Schmerz dieser fast feindseligen Trennung, die sich unter so unglücklichen Umständen vollzog, wühlte darum nicht minder grausam in seiner Brust, als der bittere Groll gegen den Unwürdigen, dem der köstliche Schatz zufallen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen sechs Uhr Abends, als auf dem Bergamte zu Friedenthal eine Meldung eintraf, welche wohl darnach angethan war, lebhafte Beunruhigung zu erzeugen. In einem aufgeschlossenen Hallenbau der Marie-Luisen-Grube war eine Stunde zuvor ein Wassereinbruch erfolgt, und es sollte nach dem Wortlaut des kurzen Berichtes bisher nicht gelungen sein, die gefährliche Oeffnung zu verstopfen.

Da der Bergrath Horstmar, der oberste Beamte des Bergamts, nicht anwesend war, hielt Treysa es für seine Pflicht, sich sogleich an die Stätte des Vorfalls zu begeben.

Kaum fünfzehn Minuten, nachdem er jene Nachricht empfangen, traf er im Schachthause ein. Wie es bei der Bedeutung des Ereignisses erklärlich war, herrschte dort eine sehr lebhafte Erregung. Unaufhörlich gingen die Förderschalen auf und nieder, denn der dienstthuende Betriebsleiter hatte den Befehl ertheilt, daß zunächst sämmtliche im Tiefbau beschäftigten Mannschaften ausfahren sollten.

Der Oberhäuer Daniel, der die erste Meldung von dem Wassereinbruch erstattet hatte, gab dem Bergassessor auf seine Fragen eine Schilderung von dem Hergange. Er war mit einigen Arbeitern in dem Hallenbau mit dem Abräumen von Kohle beschäftigt gewesen, als ein eigenthümliches Knattern auf der Sohle des Raumes ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Mit Bestürzung hatten sie gesehen, wie sich plötzlich klaffende Risse in dem schwarzen Boden bildeten und zischend und sprudelnd gleich einem Springbrunnen das Wasser daraus hervordrang. Die Oeffnung mußte sich dann sehr rasch erweitert haben, große Mengen der brüchigen Kohle waren an den Wänden herabgestürzt, und das Ereigniß hatte so schnell das Aussehen einer bedrohlichen Katastrophe angenommen, daß die Leute nach einigen vergeblichen Versuchen, das Loch mit Steinen zu verstopfen, auf dem kürzesten Wege an den Förderschacht geeilt waren, um das Zeichen zur Auffahrt zu geben. Unmittelbar nachher hatte man sämmtliche in der Tiefe arbeitenden Mannschaften durch Signale und Zurufe gewarnt, damit sie Gelegenheit fänden, sich zu retten, ehe das eindringende Wasser etwa die Stollen und Gänge ausfüllte. Da die heraufkommenden Förderschalen noch immer mit ausfahrenden Bergleuten besetzt waren, ließ sich vorläufig nicht feststellen, ob die Warnung Alle rechtzeitig erreicht habe; aber man hegte droben keine ernstlichen Besorgnisse nach dieser Richtung hin, weil man überzeugt war, daß

jede einzelne Gruppe von Häuern das mahnende Signal sogleich an ihre in noch größerer Tiefe befindlichen Kameraden weiter gegeben habe.

Um so dringender erschien jedoch die Gefahr, welche der Fortführung des Betriebes aus dem Wassereinbruch erwachsen konnte, und die Versuche, eine Verstopfung der Einbruchsstelle zu erreichen, waren deshalb noch keineswegs aufgegeben worden. Treysa erfuhr auf seine Erkundigungen, daß der Obersteiger Neidhardt mit einer Anzahl von Freiwilligen eingefahren sei, um an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten, und er zögerte nicht lange, sich durch den Augenschein von dem Erfolg ihrer Bemühungen zu überzeugen. Rasch hatte er die wesentlichsten Theile eines Bergmannanzuges angelegt und eine der Förderschalen bestiegen, um in Begleitung des Oberhäuers Daniel, der sich zu seiner Führung erboten hatte, in die Tiefe zu fahren. Der leitende Betriebsingenieur rief ihm noch eine Mahnung zur Vorsicht nach, aus dem Schacht aber tönte es rasch verhallend von Treysa's lachenden Lippen zurück:

„Keine Sorge, lieber Freund! — Glauben Sie etwa, daß ich Lust habe, drei Tage vor meiner Verlobung in elendem Grubenwasser zu ertrinken?“ ...

„Da ist unser Stollen,“ sagte der Oberhäuer, als beim matten Lichte ihrer Sicherheitslampen wieder eine der dunklen Oeffnungen vor ihnen auftauchte, die in kurzen Zwischenräumen die mit dicken Eichenbohlen verkleideten, senkrechten Wände des Einfahrtschachts unterbrechen. „Nur ein paar hundert Schritte noch und wir sind vor Ort.“

Auf ziemlich abschüssigem Wege ging es vorwärts, und auch ohne die Führung des Anderen hätte Treysa das Ziel jetzt leicht gefunden, denn ein dumpfes Rauschen und Brausen verrieth schon von Weitem die Stelle, an der sich das unerwünschte Naturereigniß vollzogen hatte.

Es war ein verhältnißmäßig weiter Raum, den die

arbeitsamen Fäuste der Häuer hier tief unter der Erde ausgehöhlt hatten, und dessen kuppelartige Deckenwölbung durch eine große Anzahl starker Balken und Pfeiler gegen den Einsturz gesichert war. Nie zuvor hatte Treysa einen eigenartigeren Anblick genossen als den, welcher ihn hier erwartete. Mit dumpfem Tosen brachen die schlammigen Wassermassen aus dem Boden hervor, in breiter Säule meterhoch emporgeworfen, um dann mit raschem Fall auf der stark geneigten Sohle des Abbaus jenen schwarz gähnenden Stollenöffnungen zuzuströmen, durch die sie einen nur zu bequemen Weg in die tieferen Regionen des Bergwerks fanden. Beim spärlichen Schein der Grubenlampen arbeitete eine Anzahl dunkler Gestalten mit rastlosem Eifer, des feindseligen Elementes Herr zu werden, indem sie die Mündung des tosenden Sprudels durch gewaltige Säcke, die mit Steinen und Eisenstücken gefüllt waren, zu verschließen suchten. Zum Theil bis an die Hüften in dem reißenden Wasser stehend, wurden die wackeren Männer nicht müde, den Kampf immer von Neuem aufzunehmen, wie oft auch die Gewalten der geheimnißvollen Tiefe den Erfolg ihres mühseligen Beginnens bereits vereitelt haben mochten.

Treysa's scharfe Augen suchten den Obersteiger, aber er mußte, als er ihn erspäht hatte, durch die schäumende und kreisende Fluth bis in die gefährliche Nähe der Einbruchsstelle waten, um an seine Seite zu gelangen. Dabei fühlte er zu seiner Ueberraschung statt der eisigen Kälte des Grubenwassers, auf die er sich gefaßt gemacht hatte, eine sehr angenehme Wärme an seinem Körper.

„Was ist das?" fragte er mit erhobener Stimme, um sich in dem Brausen und Rauschen verständlich zu machen. „Hier muß irgend eine unterirdische Quelle angeschlagen worden sein, denn gewöhnliches Grundwasser hat niemals eine so hohe Temperatur."

Mit abgewandtem Gesicht stand der Obersteiger neben

ihm, und vergebens wartete Treysa auf eine Antwort. Er mochte glauben, daß Neidhardt seine Anrede nicht vernommen habe, und so fragte er, nachdem er den vergeblichen Arbeiten eine Weile zugesehen hatte, von Neuem:

„Haben Sie denn überhaupt noch eine Hoffnung, dies Loch da zuzustopfen, bevor der ganze Tiefbau ersoffen ist?“

Diesmal mußte ihm ein stummes Achselzucken des Anderen als Erwiederung genügen; das Gesicht des Obersteigers aber kehrte sich ihm auch jetzt nicht zu. Unter solchen Umständen gab es der Assessor auf, irgend eine Auskunft von ihm zu erhalten, aber er nahm sich im Stillen vor, ihn später wegen seines ungehörigen Benehmens gegen einen Vorgesetzten nachdrücklich zur Rede zu stellen. Von einem höher gelegenen Punkte aus, auf den er sich von seinem ersten, unbequemen Standorte zurückgezogen hatte, verfolgte er nun in gemächlicher Unthätigkeit das fieberhafte Ringen der schwachen Menschenkräfte gegen die entfesselten Mächte der unbezwinglichen Riesin Natur. Immer neue Massen von Sand, Mergel und anderem Füllmaterial, die aus den oberen Strecken herbeigeschafft worden waren, wurden in den aufsprudelnden Gischt geworfen, aber die nachdrängenden Fluthen spülten sie fort, als wollten sie der ohnmächtigen Anstrengungen spotten, mit denen man sie zu bewältigen hoffte.

Wohl eine Stunde verging in diesem ungleichen Kampf. Nur die unerschütterliche Ausdauer und Beharrlichkeit des Obersteigers hielt den sinkenden Muth der Leute wenigstens insoweit aufrecht, daß sie in ihrer Arbeit nicht erlahmten, obgleich jetzt vielleicht Keiner von ihnen mehr an einen Erfolg derselben glaubte. Da plötzlich gewann es den Anschein, als solle das schier hoffnungslose Werk dennoch gelingen. Zum ersten Mal war einer der steingefüllten Säcke, den man auf die Einbruchsstelle gebracht, nicht wieder emporgeschleudert worden, man konnte einen

zweiten und dritten über ihn thürmen, die gewaltige Wassersäule verschwand, und wenn auch der Ausfluß noch nicht vollständig aufhörte, so war er durch das siegreiche Hemmniß, das er anscheinend nicht mehr zu überwinden vermochte, doch sehr bedeutend eingeschränkt. Der schlammige Wasserspiegel in dem Hallenbau begann ganz augenfällig zu sinken, und die fast erschöpften Bergleute gaben einander durch freudige Zurufe ihre Genugthuung über diesen kaum noch erhofften Erfolg ihrer eigenen Zähigkeit und Energie zu erkennen.

Mit frischen Kräften, die der neu belebte Muth verdoppelt hatte, machte man sich daran, die Mündung des Sprudels völlig zu stopfen, als durch einen Bergmann von oben eine Meldung gebracht wurde, welche die zuversichtliche Stimmung der Mannschaft sogleich wieder in äußerste Bestürzung verwandelte. Der Namensaufruf im Schachthause hatte ergeben, daß die ganze Belegschaft der Grube ausgefahren war mit Ausnahme von sechs Häuern, die nach der Aussage ihrer Kameraden gerade in dem tiefsten Abbau des Bergwerks beschäftigt gewesen waren. Ob der Befehl zum Verlassen des Schachtes sie überhaupt nicht erreicht hatte, oder ob sie zu weit von der Fahrkunst entfernt gewesen waren, um den zu ihnen hinab dringenden Wassermassen noch zu entrinnen, vermochte Keiner zu sagen. Darüber aber, daß ihre tief gelegene Arbeitsstätte in diesem Augenblick bereits völlig überfluthet sein mußte, herrschte bei keinem der Männer, welche die Botschaft vernahmen, auch nur der geringste Zweifel. Erbleichend schauten die mit allen Schrecknissen der lichtlosen Unterwelt vertrauten Bergleute einander an, und mit dumpfer Stimme sagte endlich einer von ihnen:

„Wenn sie noch drunten sind, sind sie auch längst ertrunken.“

Bernd v. Treysa war von seiner trockenen Gesteins-

klippe herabgesprungen und hatte den Bericht des Mannes aufmerksam angehört. Mit gebieterischer Bestimmtheit wandte er sich jetzt an Neidhardt:

„Es muß unverzüglich Alles geschehen, was sich noch thun läßt, um diese Sechs zu retten. Sie müssen ja nicht nothwendig verunglückt sein, sondern sie können sich recht wohl auch an einen höheren Ort gerettet haben, wo sie nur augenblicklich von der Verbindung mit dem Förderschacht abgeschnitten sind. — Ich fordere Sie auf, Obersteiger, ohne Zeitverlust Ihre Pflicht zu thun."

Schon beim ersten Wort hatte der Angeredete ihm wieder den Rücken gekehrt; aber der Assessor sah ganz deutlich, wie sonderbar seine breiten Schultern bebten. Nicht an ihn, sondern an die Mannschaft, die ihn umgab, war die Erwiederung Neidhardt's gerichtet.

„Sie können verschiedene Wege genommen haben, um sich vor dem Wasser zu retten — entweder über den alten Bremsberg oder durch den Klara-Stollen. Wir wollen versuchen, sie zu finden. Wer mitgehen will, erhebe die Hand."

Da zauderte auch nicht Einer, sich zu dem Rettungswerke zu melden. Aber es konnten nur Wenige ausgewählt werden; denn die wichtigen Arbeiten an der Einbruchsstelle durften noch keinen Stillstand erleiden, und auf die Zahl der zum Suchen Ausgesandten kam es zunächst auch nicht an, da es vorläufig lediglich galt, eine Verständigung mit den etwa Abgeschnittenen herzustellen. Nach drei Seiten hin sollten die Nachforschungen aufgenommen werden, und während sowohl über den alten, schon seit längerer Zeit nicht mehr benutzten Bremsberg, wie durch den Klara-Stollen je zwei Mann in den Tiefbau hinabzudringen suchten, wandte sich der Obersteiger Neidhardt, nachdem er den Zurückbleibenden seine Weisungen ertheilt hatte, ganz allein gegen eine der dunkel gähnenden, kaum mannshohen Oeff-

nungen, durch die noch vor einer Viertelstunde die warme, schlammige Fluth in reißenden Wogen zur Tiefe hinabgeschossen war. Fast auf dem Fuße folgte ihm Bernd v. Treysa nach. Er wußte, daß es ein gefährlicher Weg sein müsse, den Jener sich selbst zugewiesen hatte, und es reizte ihn, eine neue Probe seiner Unerschrockenheit zu geben.

„Wohin gehen Sie?" rief er dem Obersteiger zu, und über die Schulter weg gab Jener mit eigenthümlich stumpfem Stimmklange zurück:

„Ich nehme die gerade Richtung nach dem Arbeitsort der Vermißten. Bleiben Sie da! — Das ist kein Weg für Sie."

„Das zu beurtheilen, werden Sie wohl meinem eigenen Ermessen überlassen müssen," erklärte Treysa hochmüthig. „Ich denke, die Gefahr ist für mich nicht größer, als für Sie."

Da wandte der Andere den Kopf, und mit düsterem Feuer glühten unter der Bergmannskappe seine Augen dem Assessor entgegen.

„Fordern Sie das Schicksal nicht heraus! — Noch einmal sage ich Ihnen, bleiben Sie zurück!"

Treysa war ernstlich betroffen; doch in hochfahrendem Trotze schüttelte er die Bestürzung sogleich wieder von sich ab, und in dem herrischen Tone des Vorgesetzten befahl er: „Lassen Sie mich vorangehen! Ich wünsche den Weg mit Ihnen zu machen — und damit genug!"

Neidhardt wich bis an die schwarze, im Schein der Grubenlampen feucht glänzende Wand des niedrigen Ganges zurück, so daß der Assessor an ihm vorüber konnte. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt, und seine Finger umklammerten krampfhaft den hölzernen Stiel der Keilhaue, die er mit sich genommen. Aber er sagte kein Wort mehr und schweigend schritten sie auf der abschüssigen Bahn hintereinander her, bis sie nach Verlauf mehrerer

Minuten in einen etwas tieferen und breiteren Stollen gelangten.

Hatten sie bis dahin mit fast trockenen Füßen vorwärts dringen können, so ließ sich hier bereits erkennen, wie gewaltige Wassermengen während dieser kurzen zwei Stunden in die tiefen Regionen des Bergwerkes hinabgeflossen waren. Obwohl sich der aus Planken gezimmerte Laufsteg um ein gutes Stück über der Sohle des Stollens befand, war er doch bis zur Kniehöhe überfluthet, und sie konnten, während sie mühsam dahinwateten, nur wenig von einem Fallen des langsam abfließenden, schwärzlichen Wasserspiegels bemerken.

Treysa war nicht furchtsam, aber es kam doch ein ganz eigenes Unbehagen über ihn auf dieser anstrengenden und schier endlosen Wanderung. Die schwere, dumpfige Luft der Tiefe hatte sich ihm noch niemals so beklemmend auf die Brust gelegt, als heute, und die nachtschwarze Finsterniß, welche das matte Licht seiner Sicherheitslampe immer nur auf wenige Schritte kümmerlich zu erhellen vermochte, hatte für ihn zum ersten Male etwas schaurig Geheimnißvolles, das seine Pulse rascher klopfen machte. Er bereute jetzt, daß er seinen Begleiter nicht wenigstens hatte vorangehen lassen; aber sein Stolz, der noch immer über alles Unbehagen den Sieg behielt, verbot ihm, ihn dazu aufzufordern.

„Dort links hinein!“ ertönte hinter ihm Neidhardt's Stimme. „Vorausgesetzt, daß Sie nicht umkehren wollen, denn da wird es unbequemer sein als hier.“

Wohl wäre der Assessor gern umgekehrt, aber eine solche Aufforderung war sicherlich das beste Mittel, ihn daran zu verhindern.

„Vorwärts!“ sagte er nur, indem er sich vorsichtig in den engen Gang hinein tastete, und wie zu seiner eigenen Ermuthigung fügte er halblaut hinzu: „Man wird ja in der abscheulichen Pfütze nicht gleich ertrinken.“

Neidhardt's Voraussage, daß es jetzt unbequemer werden würde, erwies sich als sehr berechtigt. Der niedere Gang, dessen Größenverhältnisse den hoch gewachsenen Treysa nöthigten, mit gebeugtem Kopfe zu gehen, war fast zur Hälfte mit Wasser angefüllt. Es ging den beiden Männern bis an die Hüften, und mit jedem Dutzend von Schritten, die sie mühselig zurücklegten, glaubte der Assessor ein weiteres Steigen wahrzunehmen.

Neidhardt begann jetzt mit lauter Stimme zu rufen, und Treysa fuhr unwillkürlich zusammen, als der dumpfe Schall zum ersten Male schauerlich von dem schwarzen Gestein zurückgeworfen wurde. Eine Antwort kam ihnen nicht; aber das eigenthümliche Gurgeln, Glucksen und Plätschern des Wassers war dem Assessor jetzt nur noch unerträglicher als zuvor. Hatte ihn doch bei dem Ruf des Obersteigers mit einem Male die grausige Vorstellung durchzuckt, daß in dieser trüben, schaumigen Lache wahrscheinlich bereits sechs Menschenleben qualvoll geendet hatten, und krallte sich doch bei diesem Gedanken plötzlich eine wilde Todesangst in sein Herz.

Schwer athmend blieb er stehen. Nein, er wollte diesen fürchterlichen, nutzlosen Weg nicht fortsetzen, mochte er darum immerhin in den Augen jenes Menschen da als ein Feigling erscheinen. Ein Ende wie dies wäre denn doch allzu jämmerlich gewesen, und er wollte nicht sterben, er wollte das Licht des Tages wiedersehen, in dem ihm Luxus, Reichthum und Genuß winkte.

„Es ist umsonst! Lassen Sie uns umkehren!" sagte er in unsicherem Tone; aber das letzte Wort blieb ihm in der Kehle stecken, als er in das fahle Gesicht des Obersteigers blickte. Nie hatte er einen so entsetzlichen Ausdruck auf dem Antlitz eines Menschen gesehen. Wohl hatte er seit seinen Knabenjahren zahlreiche Beweise eines hohen persönlichen Muthes gegeben; vor diesem grauenhaften, vor

Haß und Hohn verzerrten Menschenantlitz aber erfaßte ihn hier in der schrecklichen, erdrückenden Enge des schwarzen unbeweglichen Gesteins eine namenlose, wahnwitzige Furcht.

„Umkehren!“ schrie er. „Ich will umkehren! — Was sehen Sie mich so an? Was wollen Sie von mir?“

Ein gräßliches Lächeln verzog die bärtigen Lippen des Anderen.

„Wir haben keine Eile, Herr v. Treysa! Und wir können ruhig bleiben, wo wir sind, denn aus diesem Stollen kommen wir doch nimmermehr heraus. — Hören Sie denn nicht, daß es hinter uns herkommt — das Wasser?“

Und nun hörte es der unglückliche Assessor in der That — ein donnerndes Rauschen und Brausen. Ganz in der Ferne noch war es; aber es wälzte sich näher und näher heran mit gräßlicher Geschwindigkeit. Und das Wasser, in dem sie standen, gerieth jäh in eine rasche, unruhige Bewegung; es schlug klatschend gegen die dunklen, schlüpfrigen Wände, es spritzte an den beiden Männern empor, und wie ein höllisches, gurgelndes Lachen klang es aus ihm herauf.

„Platz da!“ schrie Treysa in sinnloser Todesangst. „Ich will zurück! Ich will nicht hier umkommen wie ein Hund — ich will nicht — ich will nicht!“

Mit geballten Fäusten warf er sich auf die breite Gestalt des Mannes, der mit seinem fürchterlichen Lächeln noch immer unbeweglich vor ihm stand, als ob er selber ein Theil des starren, unbarmherzigen Gesteins wäre, das sie gefangen hielt. Und obwohl der Assessor in seiner Verzweiflung die ganze Kraft seiner Muskeln aufgeboten hatte für diesen Angriff, wich Neidhardt unter der Wucht desselben doch nicht um einen Zollbreit von seinem Platze. Aber seine riesenstarken Arme umklammerten den Körper des Todfeindes mit eisernem Griff, seine farblosen Lippen kamen ihm so nahe, daß der Unglückselige seinen heißen Athem fühlte, und mit zischenden Lauten klang es durch all' das

mächtig anschwellende Rauschen und Brausen an Treysa's Ohr:

„Die Stunde des Gerichts ist gekommen, Du Mörder! Du wirst die Sonne nicht wiedersehen. Wir sterben zusammen!"

„Zu Hilfe! — Zu Hilfe!" hallte es dumpf von den Wänden wider, aber der verzweifelte Widerstand, mit welchem Bernd v. Treysa um sein junges Leben rang, währte nicht länger als eine halbe Minute. Umsonst suchten seine Hände einen rettenden Halt an den Vorsprüngen der rohen Steinwand zu finden — umsonst schlug er seine Zähne wie ein wildes Thier in die Wange des Gegners. Die Kraft des Anderen zwang ihn nieder, sein letzter Schrei erstickte in der warmen, schlammigen Fluth, und die reißenden Wogen, die jetzt mit donnerndem Toben den Gang durchrauschten, spülten die beiden Körper mit sich fort, die in ihrer wilden Umschlingung Brust an Brust den kurzen, schrecklichen Kampf des Sterbens kämpften.

Siebzehntes Kapitel.

In leuchtender Klarheit war der junge Tag gekommen, einer von jenen frischen, wundersam belebenden Spätsommertagen, die mit ihrem tiefblauen Himmel und ihrer krystallreinen Luft köstlicher sind als selbst die erste sonnenhelle, farbenprangende Frühlingszeit. Auf allen Grashalmen im Park der Villa Saroschin blinkten die Thautropfen, und ein letzter, duftiger Morgennebel zog zerflatternd an der waldigen Berglehne hin.

Unten in den Logirhäusern des Bades begannen sich eben die ersten Zeichen erwachenden Lebens zu regen; hier oben aber schien noch Alles in tiefem Schlummer zu liegen, denn die Jalousien vor den Fenstern waren herabgelassen, und nur das Gezwitscher der Spatzen, die über den breiten

Kiesweg vor dem Hause hüpften, unterbrach die sonntägliche Stille.

Da wurde von innen behutsam eine der Glasthüren geöffnet, die aus dem Gartensaal auf die Parkterrasse hinausführte, und Hildegard Saroschin, gegen ihre Gewohnheit heute in dunkle Farben gekleidet, stieg langsam über die steinernen Stufen in den Garten hinab. Sie sah ernst und blaß aus; jene leichten Schatten, welche eine schlaflose Nacht zu hinterlassen pflegt, lagen unter ihren Augen; aber es war doch ein Ausdruck stiller, gefaßter Ruhe auf ihrem schönen Gesicht, und mit klarem Blick überschaute sie das lachende, leuchtende Bild, das sich da im Glanz der Morgensonne zu ihren Füßen ausbreitete.

Sie hatte ein Buch mitgebracht und stieg zu ihrem Lieblingsplätzchen, einem kleinen, künstlichen Hügel, hinan, auf dem ein leichter, offener, von wildem Wein umrankter Pavillon errichtet war. Von dort hatte man die schönste Aussicht auf das ferne Gebirge, das sich in tiefem, gesättigtem Blau gegen den lichteren Himmel abzeichnete, und auf die lieblichen, grünen Matten, die sich in sanften Schwellungen bis an den Fuß der Berge dehnten. Als ein breiter heller Streifen zog sich fast unmittelbar unter dem Pavillon die Fahrstraße nach der unfern gelegenen Bahnstation dahin, und Hildegard hatte sich oft auf ihrer kleinen Warte damit vergnügt, dem lebhaften Verkehr zuzuschauen, der sich zu manchen Stunden des Tages dort entwickelte.

Jetzt freilich war es da unten noch ganz still. Nur ein hochbeladener Lastwagen, von vier kräftigen Gäulen gezogen, rollte knarrend und schellenklingelnd vorüber, und die feierliche Ruhe machte sich nur um so deutlicher fühlbar, als auch der letzte Peitschenknall des Fuhrmanns in der Ferne verhallt war. Hildegard begann zu lesen; doch

sie kam nicht weit über die erste Seite hinaus. Dann ruhten ihre Hände müde auf dem offenen Buche in ihrem Schoß, und ihre Augen hingen unverwandt an dem blauen Höhenzuge, der gewissermaßen dies stille, liebliche Erdenfleckchen abschloß von der lärmenden, kampferfüllten Welt.

Der schmetternde Ton eines Posthorns weckte sie aus ihrem Sinnen. Sie wußte, daß einige der Lohnkutscher von Moosbach einen ganz besonderen Ruhm darin suchten, ihre Fahrgäste durch solche Proben musikalischer Kunstfertigkeit zu unterhalten, und es hätte sie noch wenige Tage früher gewiß höchlichst belustigt, mit wie viel falschen Tönen der Pseudo-Postillon sein:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtele 'naus —"

in den prangenden Sommermorgen hineinschmetterte. Heute aber blieb ihr schönes Gesicht unverändert ernst, und nur halb mechanisch, ohne jede Regung von Neugier, wandte sie den Kopf nach jener Richtung hin, aus welcher im nächsten Augenblick der Wagen auf der Landstraße sichtbar werden mußte. Jetzt wurde der gleichmäßige Hufschlag der beiden trabenden Pferde vernehmlich, und jetzt tauchte auch der Landauer mit seinem unermüdlich blasenden Rosselenker an der Wegbiegung auf. Ein großer Koffer stand neben dem Kutscher und verbarg für Hildegard noch die Gestalt Desjenigen, der im Wagen saß. Da plötzlich erhob sich der Reisende, wie wenn er über die niedere Mauer einen letzten Blick in Saroschin's Park werfen wollte, und jetzt erkannte Hildegard sein Gesicht. Ihre Wangen brannten, und für einen Moment hatte sie die Empfindung, als versage ihr der Athem. Harald Bruneck ging also wirklich — und er ging schon so bald — sie hatte den Klang seiner Stimme gestern zum letzten Male gehört! —

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtele 'naus!
Und Du, mein Schatz, bleibst hier —"

blies mit vollen Backen der Mann auf dem Kutscherbock, aber Hildegard hörte nicht mehr, ob seine Töne falsch oder richtig waren; sie fühlte nur, daß jeder einzelne ihr tief schmerzlich in die Seele drang, daß dies ein Abschiedslied war, wie ihr gleich wehmüthig noch keines erklungen, ein Lied des Abschieds vom Glück!

Sie hatte rasch aufstehen wollen, damit der junge Arzt ihrer nicht erst ansichtig werde; aber es war, als ob ihre Glieder ihr nicht mehr gehorchten, und nun, da sie sich wirklich mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft erhoben hatte, war es zu spät.

Ihre Blicke hatten sich getroffen und sekundenlang ruhten sie ineinander. Harald Bruneck zog seinen Hut, und Hildegard sah, wie auch über sein noch immer krankhaft angegriffenes Antlitz eine Blutwelle fluthete bis hinauf unter den Verband, der seine Stirn umgab. Sie sah, daß seine Lippen sich bewegten, aber wenn das, was er gesprochen hatte, wirklich für sie bestimmt gewesen war, so hatte das Horngeschmetter des Kutschers es verschlungen, noch ehe es ihr Ohr erreichte. Und die wohlgenährten Braunen griffen noch rüstiger aus als zuvor, denn die Fahrstraße neigte sich hier ein wenig bergab, und sie fühlten die Last nicht mehr, welche sie hinter sich herzogen. Ein paar Herzschläge noch, dann waren Pferde und Wagen vorüber, eine leichte Staubwolke wirbelte hinter den Rädern auf.

Lange noch blieben Hildegard's Augen nach jener Richtung gewendet, wo das Gefährt ihrem Blick entschwunden war. Sie hatte beide Hände auf das pochende Herz gelegt. Jedes Wort des kurzen Gespräches, das sie gestern mit Bruneck geführt, stand jetzt wieder vor ihrer Seele,

und eine vorwurfsvolle Stimme rief ihr zu, daß sie doch vielleicht zu rasch gewesen sei in ihrer Verdammung. Beklemmend schnürte ihr die Reue das junge Herz zusammen.

Da aber stieg zu rechter Zeit ein anderes Bild in ihrer Erinnerung auf. Sie sah das schöne, junge Weib in Bruneck's Armen, sah das dunkel geröthete, wuthverzerrte Antlitz des Oberstlieutenants — und mit einer stolzen Bewegung hob ihr gesenktes Köpfchen sich wieder empor. Hastig raffte sie das zu Boden geglittene Buch vom Rasen auf und wandte sich schnellen Schrittes zum Gehen, wie wenn ihr mit einem Male die Stelle, an der sie Bruneck's letzten Gruß empfangen, zu einer verhaßten geworden sei.

In kurzer Entfernung vor dem Hause traf sie mit ihrem Vater zusammen, der nach seiner Gewohnheit noch vor dem ersten Frühstück einen Spaziergang durch den Garten machte. So vollständig hatte sie bereits ihre Herrschaft über sich selbst zurückgewonnen, daß Saroschin außer ihrer tiefen Blässe nichts von den Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung an ihr bemerkte. Er begrüßte sie mit einem Scherzwort und bot ihr artig seinen Arm.

„Laß uns noch ein wenig promeniren,“ sagte er. „Ich bin ja gewiß, mein Goldkind möchte mir ein großes Geheimniß anvertrauen.“

Ohne vor seinem forschenden Blick die Augen niederzuschlagen, schüttelte sie den Kopf.

„Ich habe kein Geheimniß vor Dir, Vater; wie sollte ich Dir also eines anvertrauen können.“

„Nicht?“ meinte er. „Nun, so nennen wir es meinetwegen anders. Am Ende ist's ja auch wirklich kein Geheimniß mehr für mich. Und meine gestrigen Andeutungen haben Dir wohl verrathen, wie gut ich Bescheid weiß. Aber nun möchte ich gerne auch Deine Antwort hören, auf die ich gestern vergebens gewartet habe. Ich hoffe, Du wirst Dich des armen Treysa erbarmen.“

„Wenn Du unter diesem Erbarmen verstehst, daß ich ihm mein Jawort gebe, so kann ich Deine Hoffnung leider nicht erfüllen.“

„Wie?“ fragte Saroschin sichtlich überrascht. „Du wolltest ihn abweisen, bündig und bestimmt abweisen?“

„Ja, Vater, dazu bin ich allerdings entschlossen.“

„Aber was ist das nun wieder für eine Laune! Du scheinst zu vergessen, mein Kind, daß man mit einem ernsthaften Manne und mit seinem Lebensglück nicht nach Gefallen spielen darf, wie mit einer Puppe.“

„Dein Vorwurf ist mir unverständlich,“ sagte Hildegard ruhig. „Niemals habe ich Herrn v. Treysa irgend ein Versprechen gegeben.“

„Dein Benehmen aber muß ihn doch wohl berechtigt haben, sich gewisse Aeußerungen in diesem Sinne zu deuten. Er sprach mir von einer Bedenkzeit, die Du Dir ausgebeten hättest.“

„Und er sprach die Wahrheit. Eine solche Bedingung aber schloß doch gewiß noch keine Zusage in sich ein. Wenn ich wirklich jemals an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß ich dereinst die Gattin Treysa's werden könne, jetzt weiß ich, daß es niemals geschehen wird.“

„Das klingt allerdings sehr bestimmt. Du liebst ihn also nicht?“

„Nein!“

„Und Du bist erst innerhalb der geforderten Bedenkzeit zu dieser Erkenntniß gekommen?“

„Vielleicht habe ich in Wahrheit erst jetzt volle Klarheit darüber gewonnen. Aber ich möchte nicht gezwungen sein, es ihm selber zu sagen, Du wirst ihm und mir diese peinliche Nothwendigkeit ersparen — nicht wahr, Vater?“

Saroschin gab sich keine Mühe, seine ärgerliche Enttäuschung zu verbergen.

„O, ich denke nicht daran, mich in eure Angelegenheit einzumischen. Hast Du den armen Jungen zum Besten gehabt, so magst Du's ihm jetzt auch offen eingestehen. Aber ich hoffe, Du wirst Dir die Sache noch überlegen, bis er kommt, um sich seine Entscheidung zu holen. Weiß ich doch wahrhaftig nicht, was Du an ihm auszusetzen haben kannst. Er ist ein schöner, eleganter, geistreicher Kavalier. Wenn Du ihn heirathest, so werden Hunderte Dich um Dein Glück beneiden."

„Und wenn es auch so wäre, es hilft nichts, davon zu sprechen; es kann ja nicht sein."

„Ah, Du bist eigensinnig, Hildegard! Vielleicht hat es irgend ein Mißverständniß zwischen euch gegeben. Oder hat man Dir etwa gesagt, daß er arm sei? Fürchtest Du, Du würdest an seiner Seite Noth leiden müssen? Nun, Du kannst Dich beruhigen. Sobald ich Moosbach verkauft habe, reicht mein Vermögen zehnfach für uns Alle."

Er schien ihr entschiedenes Kopfschütteln nicht zu sehen; denn er fuhr noch eifriger fort:

„Und er wird eine glänzende Karrière machen, das ist außer Zweifel! Sein Vater hat eine einflußreiche amtliche Stellung und ausgezeichnete Verbindungen. Seine Beziehungen könnten auch für mich von unberechenbarem Nutzen sein."

„Quäle mich nicht, Vater!" bat Hildegard, und mit einer Festigkeit, die wohl jede Hoffnung auf eine etwaige Sinnesänderung in Saroschin zerstören mußte, fügte sie hinzu: „Ich kann Treysa's Zuneigung nicht erwiedern, und ich werde niemals einem Manne angehören, den ich nicht liebe."

Unwillig ließ Saroschin ihren Arm fahren, um sich wieder dem Hause zuzuwenden.

„Ich nehme trotzdem an, daß das noch nicht Dein letztes Wort gewesen ist. Der Assessor hat meine Zusage,

und Du wirst darum nicht verlangen, daß ich mich ohne Weiteres einer bloßen Laune füge. — Aber da kommt die Post! Ich muß doch gleich hier einen Blick in die Zeitungen werfen."

Er hatte dem Diener, der ihnen mit der Posttasche entgegen gekommen war, die Blätter abgenommen, und bedeutete ihn kurz, die übrigen Sendungen auf den Frühstückstisch zu legen. Das Friedenthaler Kreisblatt war das erste, das er entfaltete. Er erwartete, eine Bekanntmachung des Landraths darin zu finden, die auch für ihn von besonderem Interesse war, aber sein Blick haftete unwillkürlich an der Ueberschrift eines Artikels, der sich auf der ersten Seite an der Spitze der Zeitung befand.

„Was ist das?" sagte er. „Schon wieder ein Unglück in der Marie-Luisen-Grube? Hoffentlich ist es diesmal besser abgelaufen, als vor einigen Wochen."

Er las, und eine namenlose Bestürzung spiegelte sich plötzlich in seinen Mienen.

„Um des Himmels willen!" stieß er hervor. „Wenn das Wahrheit wäre! Aber es ist ja unmöglich!"

„Was ist geschehen, Vater?" fragte Hildegard. „Es sind Menschenleben verloren gegangen — und vielleicht in großer Zahl?"

Saroschin ließ die Hand mit der Zeitung sinken. Er schien so tief erschüttert, wie seine Tochter ihn kaum je zuvor gesehen hatte.

„Das Wasser ist in das Bergwerk eingebrochen," antwortete er mühsam. „Alle, die unten waren, haben sich retten können — Alle, bis auf Zwei. Und Einer von den Beiden, die ertrunken sind, ist Bernd v. Treysa!"

„Ach, der Arme!" rief Hildegard in jähem Schrecken.

„Ja!" bestätigte Saroschin. „Nun wird Dir's freilich erspart bleiben, ihm zu sagen, daß Du ihn nicht liebst!"

Er reichte seiner Tochter die Zeitung, und Hildegard

nahm sie mit bebenden Fingern entgegen. Vor ihren Augen flimmerte es, und die Buchstaben tanzten zuerst in tollem Wirbel durcheinander. Aber die Kraft ihres Willens siegte über die erste Schwäche, und sie las die kurze Schilderung der Katastrophe vom ersten bis zum letzten Wort.

„Eine furchtbare Tragik," so schloß der Artikel, „liegt in dem Gedanken, daß zwei edle Menschenleben ohne alle Noth geopfert worden sind. Jene sechs Häuer, die man droben vermißt hatte, nachdem die gesammte übrige Belegschaft ausgefahren war, wurden gegen Mitternacht lebend und unversehrt zu Tage gefördert. Wohl hatten sie bei dem ersten Wassereinbruch in großer Lebensgefahr geschwebt, denn der nächste Weg zum Förderschacht war ihnen durch die rasch eindringenden Fluthen bereits abgeschnitten; aber es war ihnen gelungen, sich in eine höher gelegene Strecke zu retten, die bei der letzten Entzündung schlagender Wetter halb verschüttet worden war, und deren Abbau man seitdem nicht wieder aufgenommen hatte. Dort waren sie dann genöthigt gewesen, sich durch Massen von Geröll und herabgestürztem Gestein einen Weg zu bahnen. Aber da sie glücklicherweise bei der eiligen Flucht ihr Gezäh*) mit sich genommen hatten, gelang es ihnen nach harter, stundenlanger Arbeit, alle Schwierigkeiten zu überwinden und den Richtschacht zu gewinnen. Ihre Rettung kann fast als ein Wunder betrachtet werden; aber es ist leider nicht die geringste Hoffnung mehr vorhanden, daß sich auch zu Gunsten der beiden heldenmüthigen Männer, deren Rückkehr man vergebens erwartete, ein solches Wunder ereignet habe. Sie waren ohne Zweifel schon zu weit in den Tiefbau hinabgedrungen, als der zweite Einbruch erfolgte, eine Katastrophe, von deren schauerlicher Groß-

*) Die Arbeitswerkzeuge des Bergmannes.

artigkeit die wenigen Augenzeugen wahrhaft ergreifende Schilderungen gaben. Die Aussichten auf eine Verstopfung der Einbruchsstelle sind jetzt völlig geschwunden. Die ungeheure Gewalt, mit welcher der warme Sprudel von Neuem hervorbrach, als man seiner bereits Herr zu sein glaubte, machte jede weitere Arbeit in dem Hallenbau unmöglich. Eilends mußte Alles, was in der Nähe war, darauf bedacht sein, sich in Sicherheit zu bringen, und nur dem Umstande, daß sie noch rechtzeitig umgekehrt waren, hatten die vier anderen, zum Suchen der Vermißten aufgebrochenen Männer die Erhaltung ihres Lebens zu danken. Die Folgen der Katastrophe für den Bergwerksbetrieb in der Marie-Luisen-Grube sind in dem Augenblick, da wir dies schreiben, noch nicht abzusehen, und es fehlt nicht an Befürchtungen, daß die Grube völlig ersaufen werde."

Erschüttert ließ Hildegard das Blatt sinken.

„Wir müssen Deiner Mutter die schreckliche Neuigkeit auf schonende Weise beibringen," sagte Saroschin. „Ich weiß, daß sie sehr viel von dem armen jungen Manne hielt, und seit gestern betrachtete sie ihn überdies als ihren künftigen Schwiegersohn. Es könnte schlimme Folgen für ihre Gesundheit haben, wenn sie unvorbereitet davon getroffen würde. Laß uns also hineingehen, und hilf mir, sie auf gute Art von dem Inhalt dieses Artikels zu unterrichten."

Hildegard erhob sich, und Beide legten schweigend den kurzen Weg nach der Villa zurück. Im Treppenhaus aber wurden sie aufgehalten; denn dort stand der Maschinenmeister, der das Hebewerk über dem Quellenschacht zu beaufsichtigen hatte, und der junge Doktor Krüger, um den Besitzer von Moosbach zu erwarten.

Die Gesichter der Beiden waren auffallend ernst, ja verstört, und der Arzt trat sogleich auf Saroschin zu, um ihm eine kurze Meldung zu erstatten. Er hatte seine

Stimme dabei bis zu einem so vorsichtigen Flüstern gedämpft, daß Hildegard nicht verstehen konnte, was er sagte. Aber sie sah, wie ihr Vater heftig zusammenfuhr und mit raschen Schritten auf den bescheiden wartenden Maschinenmeister zuging. Hastige, erregte Worte wurden dort zwischen den drei Männern gewechselt, doch nur wenige Bruchstücke ihres Gesprächs drangen bis zu dem jungen Mädchen herüber.

„Gefallen — sagen Sie?“ stieß Saroschin hervor. „Um mehr als fünf Meter gefallen? Aber das ist ja ganz undenkbar! Sie müssen sich täuschen. An Ihren Maschinen ist irgend etwas nicht in Ordnung.“

Voll tiefen Ernstes schüttelte der Andere den Kopf.

„Es liegt nicht an den Maschinen, Herr Saroschin! Aber wir können seit einer halben Stunde mit dem Pumpwerk den Quellenspiegel nicht mehr erreichen.“

Saroschin fuhr mit der Hand hinter seinen Halskragen, als fühle er da eine Schlinge, die ihn zu ersticken drohte. Plötzlich fiel sein Blick auf Hildegard und in fast zornigem Tone rief er ihr zu: „Warum bist Du noch immer hier? — So geh' doch hinein zu Deiner Mutter! Ich kann jetzt nicht mitkommen, ich habe anderswo zu thun. Und ihr braucht mit dem Frühstück nicht auf mich zu warten.“

In neuer Bestürzung gehorchte Hildegard seinem Befehl. Sie hatte nicht verstanden, um was es sich da handeln könne; aber das Benehmen ihres Vaters war Beweis genug, daß die beiden Männer die Ueberbringer einer neuen Unglücksbotschaft seien.

Schweren, beklommenen Herzens unterzog sie sich der peinvollen Aufgabe, die nun ihr allein zugefallen war, ihre schwachnervige Mutter von dem furchtbaren Ereigniß in Friedenthal zu unterrichten. Auf Umwegen nur durfte sie dahin gelangen, ihr die ganze Wahrheit zu offenbaren, und auch dann noch konnte sie nicht verhindern, daß die

korpulente Dame in einen förmlichen Weinkrampf verfiel. Treysa hatte es gleich bei seinem ersten Besuche verstanden, sich durch seine geschickten Schmeicheleien ihre Gunst zu gewinnen, und sie hatte darum von Anfang an den Bergassessor in seinem Bestreben, sich Hildegard zu nähern, nach Kräften begünstigt. Eine fast mütterliche Zärtlichkeit für den schönen, eleganten Kavalier war allgemach in ihrem selbstsüchtigen Herzen entstanden, und sie wurde durch die Kunde von seinem schrecklichen Tode darum vielleicht am härtesten getroffen. Hildegard's Fassung erschien ihr als eine Herzlosigkeit, die sie nicht begriff, und sie erschöpfte sich so vollständig mit ihren Wehklagen und Thränen, daß sie zuletzt einer Ohnmacht nahe war und in ihr Schlafzimmer zurückgebracht werden mußte. Länger als eine Stunde noch saß Hildegard an ihrem Bett, um sie zu trösten, dann schlummerte Frau Saroschin allgemach ein, und es war nach allen früheren Erfahrungen mit einiger Sicherheit darauf zu rechnen, daß ihre Verzweiflung diesen erquickenden Schlaf nicht allzu lange überdauern würde.

Auf den Fußspitzen, um sie nicht zu wecken, ging das junge Mädchen hinaus. Eine wachsende Unruhe trieb sie, den Vater aufzusuchen, dessen räthselhaftes Benehmen ihr nicht aus dem Gedächtniß wollte. Sie öffnete das Speisezimmer, aber das Gedeck des Hausherrn auf dem Frühstückstische war unberührt wie vorhin, und nur ein halb geleertes Weinglas schien darauf hinzudeuten, daß er inzwischen gekommen war, um sich die Lippen mit einem Trunk zu benetzen. Da wandte sie sich nach seinem Arbeitszimmer und klopfte, ihre Beklemmung überwindend, an die Thür.

Eine rauhe, heisere Stimme, die sie niemals als die ihres Vaters erkannt haben würde, rief: „Herein!“ und mit finster zusammengezogenen Brauen kehrte sich ihr das Gesicht des am Schreibtische Sitzenden zu.

„Was willst Du?“ fragte er barsch. „Du siehst wohl, daß ich beschäftigt bin und jetzt keine Zeit habe, mich um andere Dinge zu kümmern.“

Er hatte mehrere ausgefüllte Depeschenformulare vor sich liegen und war augenscheinlich bei ihrem Eintritt im Begriff gewesen, noch ein weiteres Telegramm aufzusetzen. Hildegard sah, daß die Adern an seinen Schläfen aufgeschwollen waren, und daß die Hand zitterte, in welcher er die Feder hielt. Sie ging trotz der rauhen Abweisung auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Nicht um Dich zu stören, bin ich gekommen, lieber Vater,“ sagte sie herzlich, „sondern um Dich zu fragen, welches neue Unglück über uns hereingebrochen ist, und um Dir beizustehen, so gut ich es vermag.“

Erst zwar furchte sich seine Stirn noch tiefer, und es war, als ob er sie abermals kurz abfertigen wollte, dann aber gewannen doch seine väterliche Liebe und das natürliche Bedürfniß, seine Sorge einem theilnehmenden Wesen zu offenbaren, den Sieg über seine tiefe Verstimmung.

Er zog Hildegard zärtlich an sich und sagte nach einem schweren Athemzuge: „Beistehen kannst Du mir freilich nicht, mein Kind, aber warum soll ich es als ein Geheimniß behandeln, was Du doch sehr bald auch ohne mich erfahren würdest. Das Wasser in unserem Quellenraum ist in dieser Nacht plötzlich um ein Bedeutendes gesunken, und allem Anschein nach fällt es noch immer mehr. Es besteht offenbar ein Zusammenhang zwischen dieser Erscheinung und der Katastrophe in der Marie-Luisen-Grube. Aber es ließe sich wahrhaftig keine grausamere Ironie des Schicksals erdenken, als die, daß der arme Treysa im Wasser meiner Quelle ertrinken mußte.“

„Und hat die Thatsache, von der Du da sprichst, für Dich eine so schlimme Bedeutung?“

„Die allerschlimmste. Schon kann das Pumpwerk den

Spiegel nicht mehr erreichen — es kommt kein Tropfen zu Tage, und wir können vorläufig nicht ein einziges Bad verabreichen. Aber es wird nicht so bleiben — natürlich nicht — denn es darf ja nicht so bleiben!"

Die Zuversichtlichkeit dieser letzten Worte war unverkennbar die erkünstelte Zuversichtlichkeit eines Menschen, der sich selber mit aller Energie über die Größe seiner Befürchtungen zu täuschen sucht.

„Ich bin, wie Du siehst, im Begriff, an alle möglichen Sachverständigen zu telegraphiren," fuhr er fort, „damit sie schleunigst hierher kommen, um mir zu rathen, wie dem Uebelstand am raschesten abzuhelfen ist. Auch will ich sogleich hinüber nach Friedenthal, um mich dort mit den Sachverständigen vom Bergbau zu besprechen. Wenn es wirklich meine Quelle war, die man in unverantwortlichem Leichtsinn dort angeschlagen hat, so soll man auch Mittel finden, die Oeffnung wieder zu verstopfen. Dergleichen ist ja auch anderswo schon passirt, und es hat sich noch immer Abhilfe finden lassen. Darum haben wir vorläufig noch keinen Grund, zu verzweifeln. Die Quelle wird schon wiederkommen — sie wird ganz gewiß wiederkommen."

„Und wenn sie nicht wiederkäme?"

Saroschin wandte sich ab und starrte sekundenlang schweigend durch das Fenster. Ein Seufzer, der ganz wie ein qualvolles Stöhnen klang, hob seine Brust.

„Sie muß, Hildegard — sie muß!" sagte er dann, indem er wieder nach seiner Feder griff. „Wenn ich nicht verrückt werden soll, darf ich nicht daran denken, daß sie ausbleiben könne."

Sie bat, daß er sie mitnehmen möge nach Friedenthal, und Saroschin sagte es ihr nach einigem Zaudern zu. Als sie hinausgegangen war, um sich zur Fahrt anzukleiden, fuhr er sich mit beiden Händen in das sorgfältig frisirte Haar.

„Wenn sie nicht wiederkäme — nein — nein — nein! Komme über mich, was da wolle — nur das nicht — nur das nicht!“

Und er schrieb mit bebenden Fingern auch die letzte seiner Depeschen. —

Den Badegästen wurde durch einen Anschlag am Kurhause mitgetheilt, daß infolge einer Störung im Maschinenbetriebe heute keine Benützung der Badeeinrichtungen stattfinden könne, zu derselben Stunde aber trug bereits der geschäftige Telegraph die Neuigkeit in die Welt hinaus:

„Die Moosbacher Heilquelle ist im Begriff zu versiegen.“

(Fortsetzung folgt.)





Der Einbrecher.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

Mit Illustrationen von C. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

1.

Fast mit dem Glockenschlage zwei Uhr fand sich in dem blau tapezirten Hinterzimmer des Gasthauses „Zum weißen Adler" das kleine Häuflein von Junggesellen zusammen, das dort nun schon seit Monaten eine einträchtige Tischgemeinschaft bildete. Der Pünktlichste von Allen war auch heute der Amtsrichter Hermann Brunnengräber, ein blondbärtiger Riese von etwa dreißig Jahren, dem man's ohne Weiteres glaubte, daß er sechs Semester lang bei den Jenenser Saxonen die schneidigste Klinge geführt hatte. Seit einem halben Jahre erst waltete er in Neukirch seines richterlichen Amtes, aber dieser kurze Aufenthalt in dem lieblich gelegenen, waldumgürteten Bergstädtchen hatte schon hingereicht, in sein Gesicht einen gelangweilten Zug einzuzeichnen, der ihm sonst fremd gewesen war.

Da noch Einige von der Tafelrunde fehlten, setzte er sich nach alter Gewohnheit mit der jüngsten Nummer des Neukirchener Wochenblattes an's Fenster, um gelegentlich, wenn draußen der Schritt eines Vorübergehenden laut wurde, über seine wenig interessante Lektüre hinweg einen

Blick auf den einsamen, sonnenbeschienenen Marktplatz zu werfen. Mit einem müden Seufzer zog er endlich seine Uhr.

„Zwei Uhr zwölf Minuten! — Dem Herrn Rechtsanwalt Sauer beliebt es wieder einmal, uns ein wenig warten zu lassen."

Von dem schwarzen Ledersopha her, auf dem sich's ein schmächtiger junger Mann in auffallend elegantem, vollkommen großstädtischem Sommeranzuge bequem gemacht hatte, kam es mit dünner Stimme als Antwort zurück: „Er dürfte heute einigermaßen zu entschuldigen sein, Herr Amtsrichter, denn er hat den Kavalier zweier Damen zu machen, und selbst Heinrich Frauenlob und Walther von der Vogelweide haben nicht zu behaupten gewagt, daß Pünktlichkeit eine Tugend des schönen Geschlechtes sei."

Der kleine rundliche Doktor Holm, den man in der letzten Nacht zweimal herausgeklingelt hatte und der infolge dieser ungewohnten Strapaze soeben im Begriff gewesen war, auf seinem Stuhle sanft zu entschlummern, fuhr wie elektrisirt in die Höhe.

„Was sagen Sie da, Herr Referendar? Sauer macht den Kavalier zweier Damen? Was für Damen sind das? Wo kommen sie her? Kann man sich nicht wenigstens in eine von ihnen verlieben?"

„In alle Beide — sofern es Ihnen weiter nichts verschlägt, sich nach Jahresfrist von einem grimmen Wiking den Hals brechen zu lassen. Binnen jetzt und fünf Minuten werden Sie sich darüber entscheiden können, denn da biegen sie eben auf den Marktplatz ein."

Der Doktor stürzte an das nächste Fenster, aber schon versperrte ihm der Amtsrichter mit seinem breiten Rücken die Aussicht. Ein Ausruf bewundernden Erstaunens war von den blondbärtigen Lippen gekommen, und unverwandt blieben die hellen, blauen Augen auf die kleine Gruppe

von drei Personen gerichtet, die sich langsam dem Gasthofe näherte.

Sie bestand aus einem sehr langen und hageren ältlichen Herrn, der unter lebhaften Gesten fortwährend auf seine Begleiterinnen einzureden schien, und aus zwei Damen, denen man's auf den ersten Blick ansehen mußte, daß sie nicht zu den ständigen Bewohnerinnen von Neukirch gehörten. Denn bei aller Einfachheit waren ihre sommerlichen Toiletten von einer Eleganz, wie sie keine der einheimischen Kleiderkünstlerinnen ihren Erzeugnissen zu verleihen pflegte; die hellen, spitzenbesetzten Sonnenschirme hatten eine Form, die man hier überhaupt noch nicht gesehen hatte, und die blumengeschmückten Hütchen stammten ohne jeden Zweifel aus der Großstadt. Das Beste aber waren doch die hübschen, jugendlichen Gesichter, die sich unter diesen Schirmen und Hüten erspähen ließen; das eine etwas schmal und blaß mit großen, dunklen, sehnsüchtigen Augen, das andere rosig und heiter, mit eigensinnigen, goldblonden Stirnlöckchen, einem entzückenden Grübchen im Kinn und einem kleinen Zug übermüthigen Trotzes um den allerliebsten, fast noch kinderhaft zarten Mund.

„Donnerwetter!" sagte der dicke Doktor Holm, nachdem er einen Platz an dem anderen Fenster errungen hatte. „Dieser vertrocknete Rechtsverdreher hat ein unverschämtes Glück. — Aber was heißt denn das? Es sieht wahrhaftig aus, als kämen sie hierher."

„Natürlich kommen sie hierher," rief der Referendar, vor dem Spiegel stehend, mit der ganzen Ueberlegenheit eines wohlunterrichteten Mannes. „Sehen Sie denn nicht, daß heute zwei Gedecke mehr aufgelegt sind? Die Damen werden uns die Ehre erweisen, mit uns zu speisen."

Nun drehte sich auch der Amtsrichter um, und der gelangweilte Zug war völlig aus seinem Gesicht verschwunden.

„Können Sie uns vielleicht auch verrathen, Herr Referendar, wer die Damen sind? Sie sehen nicht gerade aus, als ob sie Blutsverwandte unseres vortrefflichen Rechtsanwalts wären."

„Nein, in der That, so sehen sie nicht aus," kicherte der Gefragte, dem es endlich gelungen war, seiner hochrothen, selbstgebundenen Kravatte den nöthigen Schwung zu verleihen. „Und ich bin zu meiner Freude in der Lage, mit näherer Auskunft dienen zu können. Es sind zwei Schwestern, Frau Melanie v. Neuendorff, die junge Gattin eines Kapitänlieutenants der kaiserlichen Marine, der sich augenblicklich auf einem Kommando irgendwo in der Südsee befindet, und Fräulein Lizzie v. Giersberg."

„Sie müssen sich sehr genau umgethan haben, da Sie sogar schon die Vornamen wissen. Dann kennen Sie vermuthlich auch den Anlaß, der dies reizende Schwesternpaar in unser weltentlegenes Neukirch geführt hat?"

„Freilich! Sie haben die Villa Rosita zum Sommeraufenthalt gemiethet, und zwar für volle vier Monate. Sind das nicht glänzende Aussichten für uns?"

Ungestüm fühlte sich der Referendar in diesem Augenblick bei Seite geschoben. „Wollen Sie denn ewig hier vor dem Spiegel stehen bleiben, Sie Gigerl?" polterte der kleine Doktor. „Wir Anderen haben doch auch wohl ein Recht darauf, unseren äußeren Menschen einer Musterung zu unterziehen. Schlimm genug, daß man's nicht vorher gewußt hat. Aber Unsereins hat freilich nicht Zeit genug, seine Nase in alle möglichen Dinge zu stecken, wie Sie. — Wenn man nicht einmal des Nachts ruhig schlafen kann —"

Er zerrte verzweifelt an seinem Shlips, dessen Schleife sich wie gewöhnlich irgendwo unter dem Rockkragen verloren hatte. Der Amtsrichter aber faßte den Referendar am Arm, um das Examen fortzusetzen.

„Die Villa Rosita, sagen Sie? Wo liegt denn die? Ich habe den Namen noch niemals nennen hören.“

„O, Sie kennen sie gewiß. Es ist das reizende kleine Landhaus am Buchberg, das mit seinem Giebel so poetisch aus dem dichten Grün hervorlugt. Ein Mexikaner soll es sich vor mehreren Jahren gebaut haben, um hier in Ruhe die Zinsen seines unermeßlichen Vermögens zu verzehren. Daher der fremdländische Name! Später hat sich dann, wenn ich recht berichtet bin, der steinreiche Mexikaner als ein ganz gewöhnlicher Schwindler entpuppt, es hat einen großen Krach gegeben, und der Rechtsanwalt Sauer hat die Villa mit der ganzen Einrichtung für ein Spottgeld bei der Zwangsversteigerung erworben. Weil er sie aber nicht selber bewohnen kann und bis jetzt noch keinen Liebhaber dafür gefunden hat, sucht er sie an Sommerfrischler zu vermiethen. Diesmal ist es ihm nun auf das Glücklichste gelungen. Frau v. Neuendorff ist etwas leidend, und die Aerzte haben ihr den Aufenthalt an einem ruhigen Orte mit mildem Gebirgsklima empfohlen. Gestern Abend sind die beiden Damen mit ihrer Bedienung hier eingetroffen. Der Herr Rechtsanwalt schwänzelt natürlich fortwährend um sie herum, und da die Küche der Villa noch nicht vollständig hergerichtet ist, haben sie sich denn auch auf seinen Vorschlag entschlossen, heute hier zu speisen.“

Die letzten Worte hatte er seinem Vorgesetzten nur noch im Flüsterton zuraunen können, denn schon wurde im Vorzimmer die wohlbekannte, etwas heisere Stimme des Anwalts vernehmlich, und gleich darauf traten die beiden Damen über die Schwelle.

In diesem Augenblick erst erhob sich ein sorgfältig gekleideter, schlanker junger Mann aus der Ecke neben dem großen Anrichteschrank, wo er bis dahin in einer illustrirten Zeitschrift geblättert hatte. In die lebhafte Unter-

haltung der Anderen hatte er sich mit keinem Worte eingemischt, und auch jetzt offenbarte sich in seinem Benehmen eine auffallende Zurückhaltung. Auch als die Ceremonie des Vorstellens begann, wartete er geduldig, bis die Reihe an ihn, als den Letzten kam, und der Rechtsanwalt, der mit einer gewissen Feierlichkeit die Namen und Titel der übrigen Tischgenossen genannt hatte, nahm einen merklich veränderten, oberflächlichen Ton an, als er schließlich, auf den jungen Mann hindeutend, sagte: „Herr Seubert, Buchhalter in der Reinsberg'schen Wollenweberei."

Der Genannte verneigte sich tief vor den beiden Damen, fast unterwürfig.

Dann setzte man sich zu Tisch. Die beiden Schwestern, die in der Nähe nur noch reizender erschienen, saßen nebeneinander am oberen schmalen Ende der Tafel. Zur Linken der Frau v. Neuendorff hatte sich der Rechtsanwalt niedergelassen, während ihm gegenüber, neben dem blonden Fräulein v. Giersberg, der Amtsrichter Brunnengräber seinen Platz gefunden hatte. Die Unterhaltung war anfangs etwas mühselig, da natürlich jedes Wort allein für die beiden weiblichen Tischgenossen berechnet war, die in einer gewissen vornehmen Zurückhaltung verharrten. Namentlich die junge Frau, die in der That etwas leidend schien, blieb fast ganz schweigsam, während ihre Schwester doch wenigstens hier und da mit frischer, hell klingender Stimme ein Wörtchen in das Gespräch einwarf.

Zwischen dem Rechtsanwalt und dem Amtsrichter aber begann sich ein Wettstreit zu entspinnen, der mehr und mehr zu einem richtigen Rededuell wurde. Jeder von ihnen bemühte sich, durch sein Geplauder die Aufmerksamkeit der Damen zu fesseln, und Jedem von ihnen war es wohl ein wenig darum zu thun, als gewandter und geistreicher Gesellschafter zu erscheinen. Dabei hatte der Doktor Sauer durch seine ältere Bekanntschaft einen Vorsprung, der in

einer kurzen Viertelstunde nicht so leicht einzuholen war. Auf dem Wege zum Gasthause mußte er den Damen wohl von den natürlichen Schönheiten gesprochen haben, an denen die Umgebung von Neukirch, wie er behauptete, geradezu überreich sei, denn er blieb auch jetzt mit großer Beharrlichkeit bei diesem Thema und verstieg sich in seinem Eifer bis zu Schilderungen von wahrhaft dichterischem Feuer.

Da konnte sein Gegenüber sich denn nicht enthalten, gelegentlich eine etwas spöttische und stark ernüchternde Bemerkung einfließen zu lassen, die ihm zwar verschiedene giftige Blicke des Rechtsanwalts, zu seinem Entzücken aber auch wenigstens einmal ein lustiges Auflachen aus Fräulein Lizzie's reizendem Munde einbrachte. Vielleicht hätte er mit seinem witzigen Sarkasmus schließlich doch noch einen vollständigen Sieg über seinen beredten Gegner davongetragen, wenn nicht der Referendar Stemmler durch einen geradezu verzweifelten Versuch, die Aufmerksamkeit der beiden Schönen endlich auch auf seine Person zu lenken, dem ganzen Tischgespräch plötzlich eine entscheidende Wendung gegeben hätte.

„Was sagen die Herrschaften eigentlich zu diesem beispiellos frechen Einbruchsdiebstahl beim Oberstlieutenant Willisen? Die Stadt Neukirch hat seit einigen Wochen offenbar die Ehre, eines der bedeutendsten Spitzbubengenies in ihren Mauern zu beherbergen."

Frau v. Neuendorff blickte sichtlich beunruhigt zu dem Sprechenden hinüber. Der kleine Doktor Holm aber, der noch nichts von dem Einbruch gehört hatte, erkundigte sich nach den Einzelheiten des Ereignisses, und eifrig, damit ihm nicht etwa ein Anderer zuvorkäme, begann der Referendar zu erzählen:

„Sie kennen doch die hübsche kleine Villa am Promenadenweg, die sich der Oberstlieutenant nach seiner Pensionirung gekauft hat. Sie liegt ja ein bischen ein-

sam, und als vor etwa drei Wochen der ebenso räthselhafte als verwegene nächtliche Einbruch bei dem Baumeister Schmuckler ausgeführt wurde, traf Willisen allerlei Vorsichtsmaßregeln, um sich vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Er ließ die Gartenmauer nicht nur um ein beträchtliches Stück erhöhen, sondern auch noch ihren oberen Rand mit scharfkantigen Glasscherben spicken, und er schaffte sich zwei dänische Doggen an, von deren Wachsamkeit und Bissigkeit er gar nicht Rühmens genug zu machen wußte. Und nun mußte er heute Morgen die fatale Wahrnehmung machen, daß ihn weder seine scherbenbelegte Gartenmauer, noch seine wachsamen Doggen hatten schützen können. Man fand die beiden Hunde todt, allem Anscheine nach vergiftet, im Garten, eine Fensterscheibe im ersten Stockwerk eingedrückt, den Geldschrank mit Nachschlüsseln geöffnet und ausgeraubt. Der Dieb muß ein ebenso geschickter, wie verwegener Geselle sein, auch ist er mit bewundernswürdiger Bedachtsamkeit zu Werke gegangen, da er zwar das Silbergeräth und die Kassenscheine, sowie das bare Geld mitgenommen, alle anderen Werthpapiere aber, deren Verkauf sich nur unter Entdeckungsgefahr hätte bewerkstelligen lassen, wohlweislich verschont hat. Er muß sowohl mit der Oertlichkeit, als mit den Gewohnheiten des Oberstlieutenants genau vertraut gewesen sein, und er ist bei seiner Arbeit so geräuschlos zu Werke gegangen, daß Willisen und seine Gemahlin, obwohl sie sich im anstoßenden Zimmer befanden, nicht einen Augenblick aus ihrem Schlummer aufgestört worden sind."

Der Rechtsanwalt Sauer, der mit spöttischer Miene zugehört hatte, wandte sich sarkastischen Tones an die beiden Damen.

„Ich vermuthe, daß Sie etwas Derartiges in unserer friedlichen kleinen Stadt nicht zu finden erwarteten. Aber

Sie dürfen unbesorgt sein. Wir haben hier so ausgezeichnete Sicherheitsorgane, daß man dem Spitzbuben vermuthlich schon auf der Spur sein wird, noch bevor er Gelegenheit gehabt hat, das Jubiläum seines fünfzigsten gelungenen Einbruchsdiebstahls festlich zu begehen."

„Mein Gott, ich ängstige mich wirklich ein wenig," sagte die Gattin des Kapitänlieutenants. „Wir haben nur weibliches Dienstpersonal in der Villa. Und wenn der schreckliche Mensch etwa auch uns einen nächtlichen Besuch machen sollte —"

„So werden wir ihn mit einer Revolverkugel empfangen," fiel Fräulein Lizzie muthig ein. „Aber Du siehst nun wohl ein, liebe Melanie, daß es immerhin besser gewesen wäre, wenn Du meinen Rath befolgt und Deine Schmucksachen, für die es hier ja doch keine Verwendung gibt, in Kiel zurückgelassen hättest. Nun werden sie Dir nichts Anderes als ein Gegenstand fortwährender Sorge sein."

„Fürchten Sie nichts, meine Gnädigste," nahm jetzt Amtsrichter Brunnengräber mit einem vernichtenden Blick auf den Rechtsanwalt das Wort. „Ich verbürge mich dafür, daß Ihnen in dieser Stadt nicht das kleinste Ungemach widerfahren soll. Die Polizei wird den Urheber dieser beiden dreisten Diebstähle sehr bald ermittelt haben."

Das klang so sicher und vertrauenerweckend, daß sich in diesem Moment die Blicke aller Tischgenossen auf das Gesicht des Amtsrichters hefteten. Nur der Buchhalter Seubert, der den untersten Platz am Tische hatte und den der Kellner stets zuletzt bediente, sah nicht von dem Teller auf, und infolge dessen bemerkte auch Niemand das spöttische Lächeln, das um seine Mundwinkel zuckte.

„Wir werden Ihnen sehr verbunden sein, mein Herr, wenn Sie im Stande sind, Ihre Zusage einzulösen," versetzte Fräulein Lizzie. „Aber was mich anbetrifft, so

fürchte ich mich durchaus nicht. Vielleicht wäre es gar nicht so übel, wenn wir hier ganz unerwartet Gelegenheit fänden, ein recht romantisches Abenteuer zu erleben."

Durch einen mahnenden Blick verwies ihr die ältere Schwester die Kundgabe so unweiblicher Wünsche. Wenige Minuten später, noch ehe die Unterhaltung wieder so recht in Fluß gekommen war, erhob sie sich, und mit einem Gefühl brennenden Neides im Herzen mußten es die Zurückbleibenden ansehen, daß der Rechtsanwalt Sauer die beiden schönen Fremdlinge wieder nach der Villa Rosita zurück geleitete.

2.

Es war eine Woche später und in früher Vormittagsstunde, als die beiden Schwestern voll gespannter Erwartung dem Gebahren eines grauköpfigen Handwerksmannes zusahen, der sich nun schon seit einer Stunde vergeblich bemühte, den Deckel einer schön gearbeiteten eisernen Kassette, die wohl als Schmuckbehälter dienen mochte, aufzuschließen. Man befand sich in einem hübsch eingerichteten Parterrezimmer der Villa. Sommerlich würzige Düfte kamen durch die offen stehenden Fenster aus dem großen, parkartigen Garten herein, und in dem saftigen Grün der dichten Laubmassen da draußen trieben die Sonnenstrahlen ihr neckisches Spiel. Lizzie war durch den prächtigen Morgen ersichtlich in die heiterste Laune versetzt worden, denn sie lachte mitunter hell auf, wenn der alte Schlossermeister seinem Aerger über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen in einem besonders drastischen Stoßseufzer Luft machte. Die junge Frau aber schaute recht niedergeschlagen und rathlos drein.

„Nein, meine Damen, es geht nicht," erklärte der Handwerker endlich, indem er müde die Arme sinken ließ. „Das Schloß ist viel zu fein und kunstvoll gearbeitet, als daß man ihm mit gewöhnlichem Werkzeug beikommen

könnte, dazu müßte man richtige Diebsinstrumente haben, und die besitze ich natürlich nicht."

„Wie schade, daß wir noch keine Gelegenheit hatten, die persönliche Bekanntschaft des berühmten Einbrechers zu machen," meinte Lizzie. „Er würde der Abwechslung halber vielleicht auch einmal bereit gewesen sein, ein Behältniß zu öffnen, ohne sich gleich seinen gesammten Inhalt anzueignen."

Ihrer Schwester jedoch schien das Weinen viel näher als das Lachen.

„Du hast es leicht, Dich über mein Mißgeschick lustig zu machen," klagte sie, „denn ein junges Mädchen braucht keinen Schmuck. Ich aber werde heute Abend einhergehen müssen wie eine Nonne. Es ist zu ärgerlich! Ich kann doch am Ende nicht aller Welt erzählen, daß ich den Schlüssel zu meiner Kassette verloren habe."

„Einen gäbe es vielleicht hier in Neukirch, der das Ding aufbrächte," sagte der Schlossermeister nach einigem Zögern. „Aber ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen dazu rathen soll, daß Sie ihn rufen lassen."

„O gewiß," rief Frau v. Neuendorff lebhaft, „nennen Sie uns seinen Namen. Ich werde Ihnen dafür ebenso dankbar sein, als wenn Sie selber die Arbeit verrichtet hätten."

„Na, es ist auch nicht Konkurrenzneid, daß ich mich bedenke, obgleich er mir ja schon Kundschaft genug weggeschnappt hat, seitdem er sich hier als Meister niedergelassen hat. Aber manche Herrschaften lassen dergleichen nicht gerne von Einem machen, der schon im Gefängniß gesessen hat."

Frau Melanie erhob sogleich abwehrend die Hand. „Nein, nein, wenn es so ist, will ich allerdings lieber für heute auf meinen Schmuck verzichten."

„Aber weshalb denn?" fragte Lizzie. „Was kümmert

uns die Vergangenheit des Mannes, sofern er nur geschickt genug ist, uns aus der Verlegenheit zu helfen! Ein gewerbsmäßiger Raubmörder wird er doch am Ende nicht sein."

„Nein, so schlimm ist es nicht," bestätigte der Alte. „Er war blos angeklagt, daß er was gestohlen hätte, und schließlich haben sie ihn sogar freisprechen müssen, weil sie es ihm nicht beweisen konnten. Aber daß er zwei Monate in Untersuchungshaft gesessen hat, davon wäscht ihn kein Regen rein, und für nichts und wieder nichts hätten sie ihn gewiß nicht so lange festgehalten."

„Nun mußt Du den Mann unter allen Umständen kommen lassen, Melanie," erklärte Lizzie mit Bestimmtheit. „Wollen Sie die Freundlichkeit haben, uns seinen Namen zu nennen?"

„Meinetwegen, wenn Sie sich durchaus mit ihm einlassen wollen. Es ist der Schlossermeister Heinrich Kopelke in der Marktstraße. Aber, wie gesagt —"

Er ließ durch ein bedeutsames Achselzucken errathen, was sich hinter diesem warnenden „Aber" verbarg, und als er nach Empfang einer reichlichen Bezahlung für seine Zeitversäumniß gegangen war, versuchte Frau v. Neuendorff dann auch noch einmal, ihrer Schwester den Gedanken an die Berufung des verdächtigen Menschen auszureden. Aber die eigensinnige Lizzie schlüpfte hinaus, um sofort ein Dienstmädchen nach dem Schlossermeister Kopelke auszusenden, und schon nach Verlauf einer halben Stunde sahen ihn die Schwestern vom Fenster aus in Begleitung der Botin durch den Garten daher kommen.

Es ließ sich nicht leugnen, daß wirklich etwas Abstoßendes in dem Aussehen des Mannes war. Er mochte noch jung sein, vielleicht nicht einmal dreißig Jahre alt, aber seine große, kräftige Gestalt war trotzdem ein wenig gebeugt, und seine Augen, die tief unter schwarzen, buschi-

gen Brauen lagen, suchten beständig den Boden. Ein schlecht gehaltener, dunkler Vollbart umrahmte sein hageres Gesicht, und selbst Lizzie konnte sich bei seinem Anblick nicht enthalten, ihrer Schwester zuzuflüstern: „Ein richtiger Rinaldo Rinaldini! Zu mitternächtiger Stunde im einsamen Walde möchte ich dem allerdings nicht begegnen.“

„Jedenfalls bleibe ich unter keiner Bedingung hier bei ihm im Zimmer,“ entschied Melanie. „Du hast ihn gerufen und Du magst nun auch zusehen, wie Du mit ihm fertig wirst. Das Stubenmädchen und die Köchin können Dir ja zu Deiner Sicherheit Gesellschaft leisten, so lange er sich in der Villa aufhält.“

Aber die junge Dame lehnte eine solche Leibwache mit lachender Bestimmtheit ab und ging dem fürchterlichen Menschen, als er ein paar Minuten später bescheiden an die Thüre klopfte, vollkommen unbefangen entgegen. Auf ihre freundliche Anrede erhob er für einen Moment den Blick vom Fußboden, und nun war sie geradezu überrascht, von dem treuherzigen, beinahe schüchternen Ausdruck in seinen Augen.

Er hatte einiges Handwerksgeräth mitgebracht, und als ihm Lizzie mitgetheilt hatte, um was es sich handle, machte er sich sofort an eine genaue Untersuchung der Kassette.

„Das Schloß ist sehr kunstvoll gearbeitet,“ bestätigte er mit einer tiefen, aber merkwürdig wohltönenden Stimme die von dem Anderen geäußerte Meinung; „es würde einem Dieb, der nicht zugleich geübter Schlosser ist, sicherlich schwer fallen, es zu öffnen.“

„Aber Sie glauben, daß Sie es fertig bringen werden, ohne den Mechanismus zu zerstören?“

„Gewiß, es wird in einigen Minuten gethan sein.“

Und er hatte damit nicht zu viel versprochen. Fast geräuschlos hantirte er mit seinen seltsam geformten und gebogenen Instrumenten, bis nach kurzem Bemühen ein

leises Knacken verrieth, daß der Riegel zurückgesprungen sei. Leicht konnte er jetzt den Deckel der Kassette heben, aus deren Innerem es ihm, da sie im vollen Sonnenschein stand, in allen Farben des Regenbogens entgegen funkelte und blitzte. Lizzie, die ihn aufmerksam beobachtete, sah deutlich, wie er sich bei diesem Anblick rasch abwandte, um sein Handwerkszeug wieder zusammen zu raffen.

„Sie haben uns durch Ihre Geschicklichkeit einen großen Dienst geleistet," sagte sie freundlich. „Seien Sie versichert, daß wir Sie überall auf das Wärmste empfehlen werden."

Sie reichte ihm einen Thaler als Bezahlung, aber er zauderte verlegen, das Geld zu nehmen.

„Ich bin nicht genügend mit Kleingeld versehen, um Ihnen herauszugeben," erklärte er. „Für meine Arbeit habe ich ja nur eine Mark zu fordern."

In der Art, wie er das sagte, war etwas, das jede Möglichkeit ausschloß, ihm durch höhere Bezahlung gleichsam ein Trinkgeld anzubieten. Lizzie fühlte, daß sie ein wenig erröthete, und suchte hastig in ihrem Portemonnaie nach dem kleinen Silberstück, das er verlangt hatte.

Heinrich Kopelke dankte und ging mit höflichem Gruße hinaus. Lizzie konnte sich's nicht versagen, ihm durch das Fenster nachzublicken, und sie sah eigentlich erst jetzt, daß er für einen kleinen Handwerksmeister auffallend sorgfältig gekleidet war. Der schwarze Rock, den er trug, war ohne Zweifel das beste Stück aus seinem Kleiderschranke, und der Hemdkragen leuchtete in blendendem Weiß, als sei er eben erst frisch unter dem Bügeleisen hervorgegangen. Sie glaubte nicht anders, als daß er sich für den Besuch in der Villa schnell so festlich herausgeputzt habe; aber sie würde ihres Irrthums alsbald inne geworden sein, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihn auch über den Garten hinaus mit den Augen zu verfolgen.

Wohl trat Heinrich Kopelke zunächst in seine kleine Werkstätte ein, aber er hielt sich nur so lange darin auf, als er Zeit brauchte, jedes seiner Arbeitsgeräthe wieder an den rechten Platz zu legen. Dann gab er dem zurückbleibenden Lehrling einige Anweisungen, musterte noch einmal seinen Anzug, ob auch kein Stäubchen darauf zu entdecken sei, fuhr mit dem Rockärmel ein paarmal über seinen runden Filzhut und schritt dann geradeswegs auf den Blumenladen an der nächsten Straßenecke zu, den er sicherlich zum ersten Male in seinem Leben als Käufer betrat.

Als er wieder herauskam, trug er ein in buntes Seidenpapier eingehülltes, blühendes Rosenbäumchen im Arm. Dabei sah er beständig mit scheuen Blicken nach rechts und links wie Jemand, der darauf gefaßt ist, von jedem Vorübergehenden ausgelacht zu werden. Ein paar große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, als er in die schmale Eingangsthür eines alten, unansehnlichen Häuschens trat. Die Stufen der steilen Holztreppe knackten bedenklich unter seinen schweren Schritten, obwohl er sich unverkennbar Mühe gab, recht vorsichtig hinaufzusteigen, und dann stand er wohl drei Minuten lang mit seinem Rosenbäumchen anscheinend unentschlossen vor dem kleinen, schiefen Porzellanschild, darauf mit schwarzen Buchstaben „Friederike Schumacher, Schneiderin" zu lesen war.

Zaghaft zog er endlich die Glocke, und sein Athem ging hörbar während der kurzen Zeit des Wartens, die er jetzt noch hier draußen zubringen mußte. Eine einfach gekleidete weibliche Person von vielleicht fünfundzwanzig Jahren war es, die ihm öffnete. Ihr Gesicht war nicht gerade schön zu nennen, aber es nahm durch seine sanfte Freundlichkeit für sich ein, zumal, wenn — wie in diesem Augenblick — seine etwas verblichene Farbe durch ein jäh aufsteigendes Erröthen belebt wurde.



„Sie sind es, Herr Kopelke! — Ach, das ist eine Ueberraschung! Wollten Sie denn aber auch wirklich zu mir?“

Es war offenbar die Verlegenheit, die ihr solche Frage eingab; aber ihre Verwirrung war gewiß nicht größer als die des Besuchers mit dem Rosenbäumchen.

„Ja, gewiß will ich zu Ihnen, Fräulein Friederike! Denn weil doch heute Ihr Geburtstag ist, und weil ich dachte — Sie sagten 'mal, daß Sie die Rosen so gern hätten — und weil ich Ihnen doch auch gerne meinen herzlichsten Glückwunsch —"

Er stotterte und wußte nichts Besseres mehr zu thun, als daß er ihr mit einer Art von Verbeugung den Blumentopf überreichte. Die Rosen daran waren kaum so roth, als es jetzt Fräulein Friederike's Antlitz war.

„Ich danke Ihnen tausendmal, Herr Kopelke! Sie haben mir da eine große, eine sehr große Freude bereitet. — Aber wollen Sie denn nicht auf ein Viertelstündchen hereinkommen? Es sieht zwar ein bischen unordentlich bei mir aus wegen meiner Arbeit —"

Sie hatte schon die Thür des Stübchens geöffnet, und mit der verlegen hervor gestotterten Bemerkung, daß er ihr eigentlich nicht hätte lästig fallen wollen, trat der Schlossermeister über die Schwelle. Von der Unordnung, deren sie erwähnt hatte, konnte er nun freilich durchaus nichts bemerken. Da war Alles so blank und sauber, als wären fleißige Hände soeben erst mit dem Reinmachen fertig geworden, und auch der Sonnenschein, der in breiten Streifen über die Dielen fluthete, konnte kein Fleckchen offenbaren. Neben der Nähmaschine am Fenster freilich lagen einige Seidenstückchen am Boden, und über einem Stuhl war in steifen Falten ein dunkelblaues Seidenkleid gebreitet.

„Welch' ein Staat!" sagte Heinrich Kopelke, um doch eine Unterhaltung zu beginnen. „Wollen Sie heute zur Feier des Tages auf einen Ball gehen, Fräulein Friederike?"

„Ich — auf einen Ball? Ach nein. Das Kleid gehört der Frau Oberpostsekretär Schönemann, die es heute Abend in einer Gesellschaft bei dem Kommerzienrath Reinsberg anziehen will. Es muß ganz umgearbeitet

werden, und ich bin in einer wahren Todesangst, daß ich es nicht rechtzeitig fertig bekomme."

„Dann sollen Sie sich aber durch mich gewiß nicht stören lassen; sonst gehe ich gleich wieder fort. Ich sehe Ihnen gerne ein bischen zu."

Fräulein Schumacher sträubte sich nicht lange, von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen, und es ging ihr so flott und flink von den Fingern, daß es wirklich ein Vergnügen war, ihr zuzusehen. Dabei gab sie sich auch noch rechtschaffen Mühe, das Gespräch im Fluß zu erhalten.

„Es soll eine sehr feine Gesellschaft werden, wie die Frau Oberpostsekretär sagt, ein Gartenfest mit Tanz und bengalischer Beleuchtung. Hauptsächlich ist es wohl zu Ehren der beiden adeligen Damen veranstaltet, die in der Villa Rosita wohnen. Der Kommerzienrath ist mit der Familie bekannt, und nun will er den verwöhnten Großstädterinnen zeigen, daß man auch hier in Neukirch etwas Besonderes bieten kann."

Da die Damen aus der Villa Rosita einmal erwähnt worden waren, lag es für Kopelke sehr nahe, von der kleinen Arbeit zu erzählen, die er eben in der Villa verrichtet hatte.

„Sie müssen wohl sehr reich sein," fügte er hinzu, „denn wenn ich auch nur ganz oberflächlich in den Schmuckkasten hineingesehen habe, so hatte ich doch gleich weg, daß die Juwelen viele Tausende werth sein mußten."

Dann kam die Unterhaltung wieder in's Stocken, bis Fräulein Friederike nach einem längeren Schweigen sagte: „Heute Morgen hatte ich auch einen Brief von meinem Schwager aus Stettin — Sie wissen ja, Herr Kopelke, von dem Manne meiner früh verstorbenen Schwester. Er schreibt mir, daß er es leider sehr schlecht getroffen habe mit seiner Haushälterin, und daß die beiden Kinderchen

arg vernachlässigt werden. Er bittet mich so dringend, herüber zu kommen, daß ich mich nun doch wohl dazu entschließen werde."

Der Schlossermeister sah mit einem Male ganz bestürzt aus. „Wie, Sie wollen fort? Und auf immer? Nein, Fräulein Friederike, das dürfen Sie nicht thun. Dann bin ich hier ja wieder ganz einsam und verlassen."

Die Schneiderin neigte sich tiefer auf ihre Näharbeit herab, und es hatte einen merkwürdig beklommenen Klang, als sie erwiederte: „Aber das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Herr Kopelke! Ein Mann wie Sie kann so viel Gesellschaft und so viel Freunde haben, als er nur will. Es ist doch nur Ihre eigene Schuld, daß die Leute Sie für menschenscheu, oder gar für hochmüthig halten."

„Hochmüthig?" Er lachte bitter auf. „Na, was das anbetrifft, so werde ich mich dagegen bei Ihnen wohl nicht erst zu vertheidigen brauchen. Aber mit der Menschenscheu, das könnte schon eher seine Richtigkeit haben. Wenn man nicht über die Achsel angesehen werden will, so thut man eben am besten, den Leuten so weit als möglich aus dem Wege zu gehen."

„Was das nun für Reden sind!" wandte Fräulein Friederike mit sanftem Vorwurf ein. „Wer in aller Welt sollte Sie wohl über die Achsel ansehen, Herr Kopelke?"

„Wer? — Nun, das kann ich Ihnen mit wenig Worten sagen: Jeder, der meine Vergangenheit kennt. Denn nun, da Sie doch fortgehen wollen, brauche ich's Ihnen ja auch nicht länger zu verheimlichen, daß ich schon 'mal im Gefängniß gesessen habe."

Er mochte wohl erwartet haben, daß sie einen Schrei des Entsetzens ausstoßen würde; aber sie that nichts dergleichen, sondern sah ihm mit ihren sanften, freundlichen Augen voll in's Gesicht.

„Das weiß ich längst, Herr Kopelke, denn solche Ge-

schichten kommen in unserem kleinen Neste natürlich schnell genug herum. Aber das war doch nur ein Unglück, wie es jedem Anderen auch widerfahren kann, und Niemand darf Ihnen einen Vorwurf daraus machen, nachdem Sie vom Gericht als schuldlos befunden worden."

Finster schüttelte der Schlossermeister den Kopf. „Von ‚schuldlos befunden' war da keine Rede, Fräulein Friederike! — Ich hatte in dem Zimmer gearbeitet, wo das goldene Armband und der Brillantring offen auf dem Tische lagen, und als die Sachen nachher verschwunden waren, da mußte ich sie nothwendig gestohlen haben, denn ich war ja damals ein armer Teufel. Die Berliner Polizeibeamten und der Herr Untersuchungsrichter haben mich denn auch von Anfang an nicht anders behandelt, als wie einen überführten Dieb. Daß ich nichts eingestehen konnte, galt ihnen nur als hartnäckige Verstocktheit, und als ich erst acht Wochen in Untersuchungshaft gesessen hatte, da war ich so mürbe geworden, daß es mir beinahe egal gewesen wäre, wenn sie mich nun auch noch als Spitzbuben verurtheilt hätten. Viel hat denn auch wahrhaftig nicht daran gefehlt. Der Herr Staatsanwalt hielt eine sehr schneidige Rede und meinte, daß durch strenge Bestrafung ein Exempel statuirt werden müsse, und die vom grünen Tische blieben nachher über eine halbe Stunde in ihrem Berathungszimmer. Und dann verkündete der Herr Vorsitzende, daß der Gerichtshof zwar keineswegs die Ueberzeugung von meiner Unschuld gewonnen habe, daß ich aber dennoch freigesprochen worden sei, weil sich ein eigentlicher Beweis für meine Schuld nicht habe erbringen lassen. Und so stand es denn auch am nächsten Tage mit meinem vollen Namen in den Zeitungen zu lesen. Darf ich's da den Leuten übel nehmen, wenn sie sich noch heute nicht entschließen können, mich für einen ehrlichen Menschen zu halten?"

All' der nagende Gram, den er nun schon seit Jahren mit sich herumtrug, die ganze Bitterkeit seines zerstörten Lebens kamen in dieser kurzen Erzählung zum Ausdruck. Seine Blicke waren starr auf den Fußboden geheftet; aber seine breiten Schultern bebten und wie in einer Geberde stummer Verzweiflung preßte er die Handflächen zusammen. Mit verhaltenem Athem hatte die Näherin ihm zugehört. Sie bemerkte es nicht, daß das Staatskleid der Frau Oberpostsekretär von ihrem Schoße herabglitt, und eine Fülle innigsten Mitgefühls offenbarte sich in der hastigen Bewegung, mit der sie über die Nähmaschine hinweg dem gebeugten Manne ihre Hand entgegen streckte.

„Sie thun sich selber Unrecht, Herr Kopelke! Etwas so Abscheuliches können doch nur die glauben, die Sie nicht kennen. Darum müssen Sie nicht länger daran denken und müssen den Kopf hoch tragen, wie sich's für einen rechtschaffenen Mann geziemt."

Er hob seine treuherzigen Augen zu ihrem Gesicht, und dann stieg es ihm heiß in den hageren Wangen auf.

„Ach, es liegt mir nicht mehr viel an den Leuten. Aber Sie, Fräulein Friederike — ich frage Sie auf Ehre und Gewissen — Sie glauben also wirklich nicht daran, daß ich es gethan habe?"

„Wie konnten Sie das nur für möglich halten! Und wenn Sie selbst verurtheilt worden wären, würde ich doch nicht daran glauben."

Da erfaßte er die dargebotene Hand, die zu nehmen er bis jetzt noch gezögert hatte, und drückte sie zwischen seinen großen, ausgearbeiteten Fäusten.

„Aber dann ist ja Alles gut. Und dann dürfen Sie auch nicht nach Stettin. Ich lasse Sie einfach nicht fort, Fräulein Friederike! Denn wenn Sie mich nicht für einen Spitzbuben halten, dann — dann werden Sie sich vielleicht auch entschließen können, meine — Frau zu werden.

Ich bin Ihnen von Herzen gut, mein Auskommen habe ich auch und ich werde Sie gewiß immer so behandeln, wie Sie es verdienen. Und weil nun heute Ihr Geburtstag ist, Fräulein Friederike, so könnten wir mit Ihrer Einwilligung gleich unsere Verlobung feiern — das heißt, wenn Sie mir keinen Korb geben —"

Und Friederike Schumacher mußte ihm wohl keinen Korb gegeben haben; denn eine Viertelstunde später ging er zum ersten Male seit seiner Entlassung aus dem Gefängniß mit hoch erhobenem Haupte und freien, leuchtenden Blickes die Straße hinab, während die Schneiderin oben in ihrem sonnigen Stübchen mit glühendem Antlitz über dem Staatskleide der Frau Oberpostsekretär saß, und all' ihre junge Glückseligkeit, ihre Hoffnungen und Wünsche in die raschelnde Seide nähte.

3.

Der Abend bei dem Kommerzienrath Reinsberg, dem Besitzer der großen Wollenweberei, war wirklich sehr hübsch verlaufen. Die Honoratioren von Neukirch waren natürlich vollzählig erschienen, und den Damen aus der Villa Rosita hatte es an Bewunderern und an Huldigungen wahrlich nicht gefehlt. Nach dem Essen begab man sich in den Garten, dessen Wege durch zahlreiche bunte Papierlaternen erhellt waren und dessen schönste Parthien von Zeit zu Zeit in bengalischer Beleuchtung aus dem Dunkel emportauchten. Hier und da hatte man sich bei Champagner und Bowle zwanglos zu kleinen Gruppen vereinigt, und es erfüllte gewiß nicht wenige der Gäste mit stillem Ingrimm, daß in der Laube, wo sich Frau v. Neuendorff und ihre Schwester niedergelassen, kaum noch nothdürftig Platz für fünf weitere Personen war.

Flüsternd tauschte man allerlei spöttische Bemerkungen darüber aus, daß sich der Amtsrichter Brunnengräber, der

kleine Doktor Holm und der stutzerhafte Referendar Stemmler wieder unter diesen Fünfen befanden. Waren sie doch während des ganzen Abends nicht einen Augenblick von der Seite der reizenden Schwestern gewichen, und hatte sich der Referendar von Seiten des Amtsrichters doch schon einige ziemlich scharfe Zurechtweisungen gefallen lassen müssen, die für aufmerksame Ohren einen merklichen Beiklang von Eifersucht hatten.

Der Kommerzienrath Reinsberg und der pensionirte Oberstlieutenant Willisen, ein intimer Freund des Hauses, vervollständigten den kleinen Cirkel in der von Windlichtern erhellten Weinlaube. Man plauderte sehr heiter, und die lustige Stimmung erlitt auch dann keine erhebliche Einbuße, als das Gespräch sich zufällig jenem Diebstahl zuwandte, dessen Opfer der Oberstlieutenant geworden war.

„Sie haben Ihr Versprechen bis jetzt sehr schlecht gehalten, Herr Amtsrichter," sagte Lizzie, die sich schon während des ganzen Abends darin gefallen hatte, den blonden Riesen mit allerlei kleinen Neckereien zu quälen. „Der Tod der schnöde hingemordeten Doggen ist noch immer ungesühnt, und wenn wir ängstlichen Gemüthes wären, hätten wir in unserem einsamen Hause noch keine Nacht ruhig schlafen können. Der geheimnißvolle Einbrecher muß entweder ein Meister sein in der Kunst, sich zu verbergen, oder die ironischen Komplimente, die der Herr Rechtsanwalt Sauer den Sicherheitsorganen von Neukirch machte, waren doch nicht ganz unverdient."

Diesmal schien Brunnengräber etwas empfindlicher getroffen als bei Lizzie's früheren Spöttereien.

„Ich muß den Tadel, der in Ihren letzten Worten liegt, zum großen Theil auf meine eigenen Schultern nehmen, mein gnädiges Fräulein," erwiederte er, „denn ich habe mich, so weit es mir meine amtliche Stellung

gestattete, selbst mit der Leitung der Nachforschungen nach diesem Schurken befaßt. Aber es ist in der That, als ob die Erde ihn verschluckt hätte, und man muß wohl annehmen, daß er sich mit seiner Beute sogleich aus dem Staube gemacht hat. Hier in dem kleinen Nest, wo Jeder Jeden kennt, hätte er ja ganz unmöglich so lange unentdeckt bleiben können."

Zweifelnd schüttelte der Oberstlieutenant den Kopf. „Ich kann Ihre Vermuthung nicht theilen, sondern bin der Ansicht, daß der Kerl jetzt ebenso gemächlich in unserer Mitte lebt, wie er vorher da gelebt haben muß, denn es ist ganz klar, daß nur eine mit allen Verhältnissen genau vertraute Persönlichkeit so raffinirt und sicher zu Werke gehen konnte. Muß der Mensch doch sogar Dinge gewußt haben, die meiner festen Ueberzeugung nach außer mir selber nur meinem Freunde Reinsberg bekannt waren."

„Potz Tausend," rief der Kommerzienrath lachend, „da muß ich es vielleicht noch eines schönen Tages erleben, daß man mich für den Dieb hält. Sei um des Himmels willen vorsichtig mit solchen Aeußerungen, liebster Willisen, wenigstens so lange, als sich obrigkeitliche Personen in der Gesellschaft befinden."

Der alte Soldat, der sein Mißgeschick schon längst mit gutem Humor von der scherzhaften Seite nahm, klopfte ihm beruhigend auf die Schulter.

„Sei unbesorgt, werther Freund! Wenn man seine zweihundertsechzig Pfund Körpergewicht hat, wie Du, kommt man nicht mehr in den Verdacht, auf einer dünnen Gartenleiter eine Treppe hoch bei Jemand eingestiegen zu sein."

Alles lachte, mit Ausnahme des Amtsrichters, der das Thema gar nicht mehr scherzhaft zu finden schien, seitdem sich Fräulein Lizzie über seine vorschnelle Versicherung bezüglich der Festnahme des Diebes lustig gemacht hatte.

„Darf man fragen, Herr Oberstlieutenant, was für Dinge es gewesen sind, deren Kenntniß Sie bei dem Spitzbuben so sehr überrascht hat?“ wandte er sich an den alten Herrn.

„Nun, in meinem eingemauerten Tresor befindet sich ein Geheimfach, von dessen Vorhandensein Niemand im Hause, nicht einmal meine Frau, etwas wußte, und dessen Verschluß auch der findigste Mensch trotz stundenlangen Suchens nicht entdeckt haben würde. Ich hatte den Schrank seiner Zeit von einem Berliner Fabrikanten bezogen und nie eine Seele in das Geheimniß jenes Mechanismus eingeweiht. Nur meinem Freunde Reinsberg erklärte ich im Vertrauen auf seine Ehrlichkeit 'mal anläßlich eines Gespräches die Sache mit dem Geheimfach, und sie erschien ihm so schwierig, daß ich sogar genöthigt war, seinem Verständniß mit einer Zeichnung nachzuhelfen. Der Einbrecher aber muß die beiden verborgenen Federn ohne alle Mühe gefunden haben, denn das Geheimfach, in dem sich neben anderen Papieren auch einige Packete Hundertmarkscheine befanden, stand weit offen und ließ an seinem subtilen Verschluß nicht die kleinste Spur einer Gewaltanwendung erkennen.“

„Können Sie sich vielleicht noch erinnern, wann die erwähnte Unterhaltung mit dem Herrn Kommerzienrath stattgefunden hat?“

„Es mag so vor zwölf oder vierzehn Tagen gewesen sein, wenn ich nicht irre.“

„Und das Gespräch hatte keine Zeugen?“

„Nein. Wir saßen in Reinsberg's Privatkomptoir drüben in der Fabrik, und ich würde mich schön gehütet haben, mein Geheimniß auszuplaudern, wenn sonst noch Jemand zugegen gewesen wäre.“

„Die Zeichnung aber, von der Sie eben sprachen, was ist aus ihr geworden?“

„Das weiß ich nicht. Sie mag wohl auf dem Tische liegen geblieben sein, wenn Reinsberg sie nicht etwa als werthvolles Autograph aufbewahrt hat.“

„Ich habe das Blättchen nachher nicht mehr gesehen,“ warf der Kommerzienrath ein, „aber wenn Sie etwa der Meinung sind, Herr Amtsrichter, daß es in die Hände des Diebes gefallen sein und ihm als Wegweiser gedient haben könne, so hat Sie Ihr kriminalistischer Scharfsinn diesmal auf eine falsche Fährte geleitet. Man hätte geradezu ein Prophet und Zeichendeuter sein müssen, um aus den krausen Linien dieser Skizze zu errathen, was das Ding eigentlich darstellen sollte.“

Man sprach bald wieder von anderen Dingen; die Laune der Gesellschaft wurde immer ausgelassener, und nur der blonde Amtsrichter Brunnengräber blieb auffallend schweigsam und ernst. Er schien Lizzie's Spott in der That noch immer nicht verwunden zu haben und allerlei Pläne in seinem Kopfe zu wälzen, wie er sie durch irgend eine großartige That beschämen könne. —

Eine halbe Stunde vor Mitternacht rüsteten sich die Gäste zum Aufbruch, und der Amtsrichter beging die erste heimtückische Handlung seines Lebens, indem er den Referendar Stemmler, der schon mit dem Abendmantel des Fräulein v. Giersberg bereit stand, in einem gewissermaßen amtlichen Tone ersuchte, einer am anderen Stadtende wohnenden alten Jungfer seinen ritterlichen Schutz auf dem Heimwege angedeihen zu lassen. Heimlich fluchend und momentan ohne Zweifel von wirklichem Haß gegen seinen Vorgesetzten erfüllt, fügte sich der junge Mann diesem niederschmetternden Befehl.

Der Amtsrichter aber war in einem verhängnißvollen Irrthum gewesen, wenn er gehofft hatte, nun den süßen Lohn seines teuflischen Anschlages zu ernten. Denn ob nun Fräulein Lizzie etwas von dem Manöver wahr-

genommen hatte oder nicht, jedenfalls kam Brunnengräber nur gerade noch früh genug, um zu sehen, wie sie mit einem holden Lächeln ihre schmale Hand auf den dargebotenen Arm des kleinen dicken Arztes legte. Nun konnte er freilich an sich selber erfahren, wie dem armen Referendar zu Muthe gewesen sein mochte; aber er schluckte den Ingrimm der bitteren Enttäuschung doch tapfer hinunter und beeilte sich, Frau Melanie seine Begleitung anzubieten.

Es war eine herrliche, mondhelle Sommernacht, und die schlummernde Stadt lag wie ein liebliches Bild des Friedens zu ihren Füßen, als sie langsam den etwas erhöhten Weg nach der Villa Rosita hinaufstiegen. Doktor Holm ging mit Lizzie voran, und der Amtsrichter konnte trotz aller Bemühungen nicht verhindern, daß die Entfernung zwischen ihnen mit jeder Minute größer wurde. Bald vermochte er auch bei angestrengtestem Lauschen nicht mehr zu verstehen, was sie miteinander sprachen, und nun suchte er seinen Verdruß hinter einem außerordentlich liebenswürdigen Benehmen gegen seine dunkeläugige Begleiterin zu verbergen. Sie unterhielten sich von allem Möglichen, und zuletzt erzählte ihm Melanie auch von dem kleinen Mißgeschick, das ihr am Morgen zugestoßen war, als sie plötzlich den Schlüssel zu ihrer Schmuckkassette vermißt hatte. In halb scherzhafter Uebertreibung schilderte sie das Grauen, das sie beim Anblick des unheimlichen Schlossermeisters Kopelke empfunden habe, und das keineswegs gemildert worden sei, als ihr Lizzie später in Ausdrücken der höchsten Bewunderung von seiner erstaunlichen Geschicklichkeit gesprochen.

„Der Mann soll ja von der Anklage des Diebstahls freigesprochen worden sein,“ fügte sie hinzu, „aber er sieht nicht gerade aus, als ob er unschuldig gewesen wäre.“

„Ich kann Ihre Abneigung gegen ihn vollkommen begreifen, gnädige Frau,“ meinte der Amtsrichter zustimmend,

„denn auch mir hat dieser Kopelke sehr wenig gefallen, als ich ihn neulich in einer unbedeutenden Sache als Zeuge vernehmen mußte. Es ist eine sonderbare Mischung von zaghafter Scheu und finsterem Trotz in seinem Wesen. Wir Kriminalisten pflegen das bei verdächtigen Personen für ein sicheres Anzeichen schlechten Gewissens zu halten."

„Und einen solchen Menschen hat uns nun meine Schwester in's Haus gebracht! Sie wird in ihrer vertrauensseligen Herzensgüte sicherlich noch einmal das größte Unglück über sich heraufbeschwören."

So angenehm ihm gewiß auch unter anderen Umständen ein Spaziergang mit der reizenden jungen Frau gewesen wäre, so erleichtert athmete doch Brunnengräber auf, als sie das Gartenthor vor der Villa erreicht hatten, denn nun war ja auch das Beisammensein des Doktors mit Lizzie zu Ende. Die Art, wie er sich von dem jungen Mädchen verabschiedete, war auffallend kühl, denn wie bezaubernd er sie auch finden mochte, sein Mannesstolz gebot ihm doch, ihr zu zeigen, daß er sich nicht ungestraft kränken lasse. Und es war gewiß nicht darnach angethan, ihn versöhnlicher zu stimmen, als sie mit ihrem anmuthigsten Lächeln sagte: „Ich wünsche Ihnen guten Erfolg zur Spitzbubenjagd, Herr Amtsrichter! Sehen Sie sich nur vor, daß Ihnen morgen Früh nicht etwa zuerst eine alte Frau begegnet, denn das soll, wie man sagt, von schlimmer Vorbedeutung sein!"

„Ich bin zum Glück nicht abergläubisch, mein gnädiges Fräulein," erwiederte er, „und ich vermuthe überdies, daß schöne und junge weibliche Wesen einem Manne viel leichter Verderben bringen können, als häßliche und alte."

„Ausgezeichnet!" lachte der Doktor. „Und eine unbestreitbare Wahrheit! Dabei aber ist er gerade Einer von denen, die immer bereit sind, toll und blind in dies reizende Verderben hineinzurennen."

Fräulein Lizzie sagte nichts mehr, und zwei Minuten später waren die hellen Gewänder der beiden Damen zwischen dem dunklen Laubwerk des Gartens verschwunden.

„Trinken wir noch einen Schoppen im Rathskeller?“ fragte Doktor Holm. „Es war ein so reizender Abend, daß es mir sündhaft vorkommt, die Erinnerung an seine Freuden sogleich in stumpfsinnigem Schlaf zu ertränken. Welch' ein himmlisches Geschöpf ist doch diese Lizzie! Man wird gleichsam zum Dichter, wenn man nur an sie denkt.“

„Dann ist es auch wohl poetische Freiheit, daß Sie die junge Dame bereits kurzweg bei ihrem Vornamen nennen?“ spöttelte der Amtsrichter. „Oder haben Sie sich unterwegs die Berechtigung dazu erworben?“

„Wer weiß! Aber ich würde mich wohl hüten, aus der Schule zu plaudern, wenn es so wäre. Sie wissen ja: in Herzenssachen gilt keine Kameradschaft, lieber Freund!“

Langsam hatten sie sich unter solchen Reden um ein kurzes Stück von der Villa entfernt, als sie plötzlich hinter ihrem Rücken einen Hilferuf aus weiblichem Munde und fast unmittelbar darauf den scharfen, in der tiefen nächtlichen Stille lang nachhallenden Knall eines Schusses vernahmen. Es konnte nicht den geringsten Zweifel geben, daß beides aus der Villa Rosita gekommen war, und blitzschnell fuhren Holm und Brunnengräber gleichzeitig nach jener Richtung herum.

„Teufel auch, was war das?“ rief der Doktor, dem die Ueberraschung ganz gewaltig in die Glieder gefahren schien. Der Amtsrichter aber hielt sich nicht erst damit auf, ihm seine Vermuthungen mitzutheilen, sondern flog in langen Sätzen den Weg zurück, den sie soeben gekommen waren. Gerade in dem Moment, wo er das Gartengitter erreicht hatte, gab es dahinter zwischen den Gebüschen ein

eigenthümliches Knacken und Brechen, und ein paar Sekunden später schwang sich eine dunkle, männliche Gestalt mit bewunderungswürdiger turnerischer Gewandtheit über die eiserne Umzäunung hinweg.*)

„Steh, Halunke!“ donnerte ihm der Amtsrichter, der kaum drei Schritte von ihm entfernt war, zu. Aber der Andere zeigte nicht die geringste Neigung, einem solchen Befehl zu gehorchen. Mit leicht vornüber geneigtem Oberkörper rannte er in der Richtung nach dem nahen Bergwald davon, und es erwies sich sogleich, daß er im Laufen durchaus nicht weniger geschickt war, als im Springen. Brunnengräber nahm zwar sofort die Verfolgung des Flüchtigen auf, aber dieser huschte mit der Behendigkeit einer Katze pfeilschnell dahin, dem schützenden Dunkel des Waldes entgegen. Einmal, als er eine vom Mondlicht hell beschienene Stelle passirte, konnte Brunnengräber auch etwas von seinem Gesicht sehen, wenn auch freilich nicht viel mehr als die Nase und einen schwarzen, struppigen, schlecht gehaltenen Bart.

„Steh,“ schrie er noch einmal, „oder ich schieße Dich nieder!“ Aber der Schwarzbärtige kümmerte sich darum ebenso wenig, als um die erste Aufforderung, und da der Amtsrichter die ausgestoßene Drohung nicht mit dem Hausschlüssel zur That machen konnte, mußte er es mit heißem Ingrimm geschehen lassen, daß Jener eine Minute später zwischen den Stämmen des Hochwaldes verschwand. Eine weitere Verfolgung wäre in der nachtschwarzen Finsterniß unter den Wipfeln, durch die kein einziger Mondstrahl drang, ein vollkommen aussichtsloses Beginnen gewesen, und so kehrte der Amtsrichter schweißgebadet, mit keuchender Brust nach der Villa zurück.

Er sah, daß beinahe sämmtliche Fenster im ersten Stock-

---

*) Siehe das Titelbild.

werk erleuchtet waren und gewahrte die Schatten menschlicher Gestalten, die sich dort hin und her bewegten. Die Gitterthür stand weit offen, und er glaubte sich unter den obwaltenden Umständen keiner Unschicklichkeit schuldig zu machen, wenn er ohne Weiteres eintrat. Im Treppenhaus stieß er auf ein Dienstmädchen, das todtenbleich und mit ganz verstörtem Gesicht eine große Wasserschüssel in den zitternden Händen trug.

„Was ist geschehen?“ drang er ungestüm auf sie ein. „Der Schuß — das gnädige Fräulein ist doch nicht etwa verwundet?

Die Gefragte, die selber mehr todt als lebendig schien, schüttelte den Kopf.

„Verwundet — nein! Das gnädige Fräulein hat geschossen, weil der Einbrecher sie erstechen wollte. Aber sie hat ihn wohl nicht getroffen, denn der Kerl ist nachher aus dem Fenster gesprungen. Geschehen ist ihr nichts, nur die gnädige Frau ist in Ohnmacht gefallen. Aber dann kam zum Glück der Herr Doktor, und nun geht es ihr schon wieder viel besser.“

„Glauben Sie, daß es möglich sein wird, Fräulein v. Giersberg noch zu sprechen?“

„O ja, kommen Sie nur mit hinauf. Das Fräulein hat den Herrn Doktor gleich gefragt, ob denn der andere Herr nicht auch mit umgekehrt sei.“

Lizzie mußte die Stimme des Amtsrichters erkannt haben, denn als Brunnengräber die Treppe hinaufstieg, kam sie ihm oben schon in der Thür des Wohnzimmers entgegen. Sie war noch in dem duftigen Anzuge, den sie vorhin bei dem Gartenfest des Kommerzienraths getragen, und auch sonst verrieth sich in ihrem Aeußeren nichts von dem aufregenden Abenteuer, das sie soeben bestanden. Nur ihre Wangen zeigten eine erhöhte Röthe.

„Daß wir uns schon so bald wiedersehen würden,

hätten wir vor einer Viertelstunde wohl kaum geahnt," rief sie. „Nun haben wir also richtig die persönliche Bekanntschaft des berühmten Einbrechers gemacht. Aber ich denke, nach dem Empfang, den er hier gefunden hat, wird ihm die Lust vergangen sein, seinen Besuch zu wiederholen."

Der Amtsrichter hielt ihre kleine Hand noch immer fest, und in seiner stürmischen Erregung hätte er sie gewiß zum zweiten Male an seine Lippen geführt, wenn Lizzie es nicht für gut gehalten hätte, sie ihm zu entziehen.

„Welch' ein abscheuliches Vorkommniß!" rief er. „Ich schäme mich in tiefster Seele, daß Ihnen dergleichen hier widerfahren konnte, und noch dazu fast unter meinen Augen. Und Ihre Frau Schwester? Ihre Gesundheit wird doch nicht etwa ernstlich Schaden gelitten haben?"

„Es ist glücklicherweise nichts zu fürchten. Doktor Holm hat mich soeben vollkommen darüber beruhigt. Melanie hat ja leider viel empfindlichere Nerven als ich. Ohne eine kleine Ohnmacht geht es bei ihr in kritischen Augenblicken selten ab. Aber sie pflegt sich auch immer sehr rasch wieder zu erholen. Schon morgen wird sie hoffentlich wieder ganz die Alte sein."

„Nun, ich muß gestehen, mein gnädiges Fräulein, daß Ihr Muth und Ihre Kaltblütigkeit bewundernswerth sind. Wäre es mir nur gelungen, den Schurken gleich zu erwischen! Aber er wird ja nun, nachdem ich genug von seinem Gesicht gesehen habe, dem verdienten Schicksal nicht mehr entgehen. Auch Sie haben ihn möglicherweise erkannt. Ich weiß ja bis jetzt noch gar nicht, unter welchen Umständen sich Ihr Zusammentreffen mit ihm abgespielt hat."

Lizzie zögerte nicht, ihm eine Darstellung des Vorfalles zu geben, bei dem sie eine so heldenmüthige Haltung bewahrt hatte. Die beiden Damen hatten bei dem Be-

treten des Hauses nichts Auffälliges oder Verdächtiges wahrgenommen. Das Mädchen, welches ihre Heimkehr erwartete, hatte sie bis in das Schlafzimmer begleitet, war dann aber von Frau v. Neuendorff zur Ruhe geschickt worden, weil sich die Schwestern selbst gegenseitig beim Auskleiden behilflich sein wollten. Eben hatte Melanie angefangen, ihren Schmuck abzulegen, als sie in dem anstoßenden Salon ein eigenthümliches Geräusch, etwa wie einen dumpfen Schlag und ein metallisches Klirren zu vernehmen glaubte. Während die junge Frau erschrocken an den Haustelegraphen eilte, um die Dienstboten zu alarmiren, hatte Lizzie ohne Besinnen mit der einen Hand die Lampe und mit der anderen den auf dem Nachttischchen liegenden Revolver ergriffen, um sich durch den Augenschein von der Ursache jenes seltsamen Geräusches zu überzeugen. In dem Augenblick, da sie die Thür zum Salon aufgestoßen, hatte sie sich dann dem Eindringling gegenüber gesehen, der allem Anschein nach eben im Begriff gewesen war, mit seiner Beute, der eisernen Kassette Melanie's, durch das offenstehende Fenster das Weite zu suchen. Bei ihrem Anblick und bei dem gellenden Hilferuf, den Frau v. Neuendorff im nämlichen Moment ausgestoßen, hatte er sich gegen das junge Mädchen gewendet und sie hatte in seiner drohend erhobenen Rechten deutlich die Klinge eines Messers blinken sehen. Aber er war nicht erst dazu gekommen, einen etwa beabsichtigten Angriff auszuführen, denn ohne Besinnen hatte sie den geladenen Revolver gegen ihn abgedrückt. Auf eine so energische Abwehr war er jedenfalls nicht vorbereitet gewesen, denn er hatte die Kassette sofort polternd zu Boden fallen lassen und war lautlos durch das offene Fenster verschwunden. Ob er aus dem ersten Stockwerk in den Garten hinabgesprungen war, oder ob er Gelegenheit gefunden hatte, auf minder halsbrecherische Weise den Boden zu erreichen, vermochte Lizzie nicht anzugeben, da

sie es für ihre Pflicht gehalten hatte, sich vor Allem mit der bewußtlos auf dem Teppich liegenden Schwester zu beschäftigen. Die herbeigeeilten Dienstmädchen waren ihr dann behilflich gewesen, die Ohnmächtige auf das Bett zu tragen, und schon nach Verlauf einiger Minuten war zu ihrer großen Beruhigung Doktor Holm erschienen, der sicherlich kaum jemals so rechtzeitig bei einem Patienten eingetroffen war, als in diesem Fall.

Brunnengräber konnte sich's nicht versagen, der reizenden Erzählerin noch einmal seine Bewunderung für ihr muthiges Verhalten auszudrücken; dann aber fragte er in großer Spannung: „Sie haben den Menschen also deutlich vor sich gesehen? Er hat Ihnen, für einen Augenblick wenigstens, sein Gesicht zugewendet? Haben Sie ihn da nicht sofort wieder erkannt?"

Lizzie schüttelte befremdet den Kopf. „Wie sollte ich ihn wiedererkannt haben, da ich ihn doch nie zuvor gesehen hatte! Ich bemerkte, daß er einen struppigen schwarzen Vollbart hatte; seine Züge aber waren mir vollständig fremd."

„Das ist sehr merkwürdig, denn erst an diesem Vormittag hatten Sie sich doch an der nämlichen Stelle mit ihm unterhalten."

Die junge Dame dachte einen Augenblick nach, dann aber sagte sie mit dem Ausdruck entschiedener Abwehr: „Wie? Sie glauben doch nicht etwa, daß der Schlossermeister, der am Morgen hier war, um die Kassette zu öffnen, und der Einbrecher eine und dieselbe Person gewesen seien? Wenn es sich so verhielte, hätte ich ihn auf den ersten Blick erkannt!"

„Und doch ist er es gewesen!" beharrte der Amtsrichter. „Ich würde diesen Kopelke in Anbetracht der Umstände und seiner verdächtigen Vergangenheit für den Schuldigen halten, auch wenn ich nichts von dem Einbrecher gesehen

hätte. Nun aber, da ich ihn minutenlang ein paar Schritte vor mir hatte, gibt es nicht den geringsten Zweifel mehr. Ich hatte den Menschen einmal als Zeugen zu vernehmen, und ein so charakteristisches Gesicht vergißt man nicht wieder, zumal wenn man es je mit den Augen des Richters betrachtet hat."

„Aber ich wiederhole, daß Sie sich täuschen. Sie würden einen Unschuldigen verfolgen, wenn Sie auf Ihre irrige Vermuthung hin etwas gegen den Mann unternehmen wollten."

„Ich werde thun, was meine Pflicht mir gebietet. Wenn Kopelke unschuldig ist, wird es ihm leicht genug sein, auch den Beweis dafür zu erbringen. Hat er es doch auch bei seinem ersten Konflikte mit dem Strafrichter allem Anschein nach sehr gut verstanden. Etwas schwieriger freilich dürfte sich die Sache diesmal wohl für ihn gestalten; denn auch ich habe ein recht gutes Gedächtniß für Physiognomien."

Der Eintritt des Doktors unterbrach ihr Gespräch, und da Frau v. Neuendorff eines ärztlichen Beistandes nicht weiter bedurfte, mußten sich die beiden Herren empfehlen, um so mehr, als bezüglich der Vorkehrungen für die Festnahme des Verbrechers keine Zeit mehr verloren werden durfte.

„Natürlich werde ich Sorge tragen, daß sofort ein Polizeibeamter heraufgeschickt wird, um die Villa für den Rest der Nacht zu bewachen," erklärte der Amtsrichter, „obwohl auch ich allerdings der Meinung bin, daß der Dieb sich wohl hüten wird, hierher zurückzukehren."

Lizzie protestirte zwar gegen eine so unnütze Vorsicht, Brunnengräber aber blieb bei seinem Vorhaben ebenso hartnäckig, wie er trotz ihres nochmaligen entschiedenen Widerspruches bei seiner Meinung hinsichtlich des Schlossermeisters Kopelke blieb.

4.

Es war um die zehnte Vormittagsstunde des folgenden Tages, als Friederike Schumacher in ihrem Sonntagsanzug, aber mit bleichen Wangen und dick verweinten Augen den Weg zur Villa Rosita emporstieg. Schüchtern bat sie um Erlaubniß, eine der Damen sprechen zu dürfen, aber als sie dann ein paar Minuten später vor Lizzie stand, brach sie auf's Neue in Thränen aus und konnte vor Schluchzen kein Wort vorbringen. Lange währte es, bis die junge Dame, die all' ihre Liebenswürdigkeit aufbieten mußte, um die Trostlose zu beruhigen, den Zweck dieses Besuches begriffen hatte. Sie wurde sehr ernst, als sie erfuhr, daß der Schlossermeister Kopelke in der Morgenfrühe unter dem Verdacht, ein gemeiner Einbrecher zu sein, verhaftet worden sei, und daß man sich jetzt bereits in der ganzen Stadt erzähle, er sei während der letzten Nacht in die Villa Rosita eingestiegen und habe die beiden Damen mit einem großen Messer erstechen wollen. Natürlich glaubte die Schneiderin von diesem schrecklichen Gerede nicht ein Wort, aber sie litt darum nur desto schwerer unter dem furchtbaren Verhängniß, das den Unglücklichen getroffen, und in ihrer rathlosen Verzweiflung hatte sie sich dann endlich entschlossen, hier in der Villa Beistand für den unschuldig Verdächtigten zu suchen.

Ihre Freude und Dankbarkeit war groß, als sie aus Lizzie's Munde die trostreiche Versicherung empfing, daß sie sicher sei, Kopelke habe nichts mit dem Verbrechen zu schaffen, und in ihrem Mitleid für die arme, verzweifelnde Person, die in der ganzen Stadt keine einzige mitfühlende Seele gefunden hatte, ließ sich Lizzie sogar hinreißen, mehr zu versprechen, als zu halten in ihre Macht gegeben war. Denn sie verhieß ihr, daß sie noch heute die Freilassung Kopelke's, den man gegen ihr bestimmtes Entlastungszeugniß unmöglich länger in Haft behalten könne, erwirken werde.

„Verbreiten Sie überall in der Stadt, daß ich Ihnen gesagt habe, Ihr Verlobter sei der nächtliche Einbrecher nicht gewesen, und schicken Sie Jeden, der an der Wahrheit Ihrer Mittheilung zweifeln sollte, getrost zu mir herauf. Am Ende wird man meiner Erklärung doch mehr Glauben schenken müssen, als jeder anderen, denn ich bin ja die Einzige gewesen, die dem Menschen Auge in Auge gegenüber gestanden hat."

Getröstet und voll freudigster Zuversicht verließ die Näherin das Haus; Lizzie aber kleidete sich in großer Hast zum Ausgehen an und schlug, ohne ihre Schwester erst zu benachrichtigen, den Weg nach dem Gerichtsgebäude ein. Sie konnte den Amtsrichter nicht sogleich sprechen, und das lange Warten in dem kahlen, düsteren Vorzimmer, wohin man sie geführt hatte, war nicht darnach angethan, ihre gereizte Stimmung gegen ihn zu verbessern.

Ziemlich kurz schnitt sie ihm die Weiterrede ab, als er sich, nachdem sie endlich vorgelassen worden war, wegen seiner Behinderung bei ihr entschuldigen wollte.

„Ich wünschte Sie in Ihrer amtlichen Eigenschaft zu sprechen," sagte sie kühl, „und da mußte ich mir's wohl gefallen lassen, daß ich ebenso behandelt wurde, wie das übrige Publikum. Eine schnellere Abfertigung wäre mir einzig im Interesse des unglücklichen Mannes erwünscht gewesen, den Sie trotz meiner bestimmten Erklärung haben verhaften lassen und dessen unverdiente Gefangenschaft so bald als irgend möglich aufgehoben werden sollte."

„Ah, Sie haben diesen Kopelke also noch immer unter Ihren besonderen Schutz gestellt? Sie glauben noch immer nicht an seine Schuld?"

„Wie sollte ich daran glauben, ohne mich selbst für unzurechnungsfähig zu halten!" erwiederte Lizzie scharf. „So lange keine besseren Beweise gegen ihn vorliegen, als Ihr Verdacht, habe ich doch wohl ein Recht, auf



„Ich wünschte Sie in Ihrer amtlichen Eigenschaft zu sprechen,“ sagte Lizzie kühl zu dem Amtsrichter. (S. 96)

Grund meines Zeugnisses seine sofortige Freilassung zu verlangen."

Ihre Augen blitzten und sie schien Brunnengräber in ihrem schönen Eifer reizender denn je, aber persönliche Erwägungen durften hier nicht in Betracht kommen.

„Sie sind im Irrthum, mein gnädiges Fräulein," sagte er in seinem verbindlichsten Ton, „wenn Sie glauben, daß es in meine Macht gegeben sei, dem Verhafteten, der jetzt bereits Untersuchungsgefangener ist, seine Freiheit zu gewähren. Das könnte einzig Sache des Staatsanwalts sein, und ich fürchte, Sie würden sich auch dort umsonst bemühen. Die Verdachtsmomente, die gegen Kopelke vorliegen, sind von so gewichtiger Art, daß die Anklagebehörde sich mit seiner Haftentlassung einer Ungesetzlichkeit schuldig machen würde."

„Eine seltsame Gerechtigkeit, in der That! Darf ich denn nicht wenigstens erfahren, worin diese gewichtigen Verdachtsmomente bestehen!"

„Sie sind Ihnen bekannt. Das Vorleben des Mannes, seine gestern Morgen zufällig erlangte Kenntniß von dem Vorhandensein und dem werthvollen Inhalt der Kassette, und endlich die Uebereinstimmung seiner äußeren Erscheinung mit der des von mir deutlich gesehenen Verbrechers, lassen ihn als hinreichend belastet erscheinen, um seine Inhaftnahme zu rechtfertigen."

„Und meine Erklärung, daß er es *nicht* gewesen sei — eine Erklärung, die ich in jedem Augenblick zu beschwören bereit bin — hat also gar keine Bedeutung?"

„Wenigstens keine entscheidende, so lange sie in einem direkten Widerspruch zu meiner eigenen Wahrnehmung steht. Die Erregung, in welcher Sie sich bei dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem Einbrecher nothwendig befinden mußten, die kurze Dauer der Beobachtung, vielleicht auch die veränderte und ungewisse Beleuchtung, in der Sie sein Gesicht sahen, sind eine vollkommen ausreichende Er-

klärung für den Irrthum, in welchem Sie sich in Bezug auf seine Persönlichkeit befinden. Wir Kriminalisten machen bei Rekognitionen beinahe täglich derartige Erfahrungen, und Sie dürfen es darum wahrlich nicht als einen Zweifel an der Aufrichtigkeit Ihrer Ueberzeugung ansehen, wenn der Staatsanwalt durch Ihre Aussage nicht ohne Weiteres zu dem Glauben an die Unschuld des Verdächtigen bekehrt wird. Uebrigens werde ich Sie von seiner Schuld gewiß schon bald durch sein eigenes Geständniß überzeugen können."

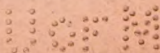
„Sie werden dazu nie im Stande sein, denn nur ein Wahnwitziger könnte eingestehen, was er nicht gethan hat. Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn dieser arme Mann, der so viel unter der Kurzsichtigkeit und dem Uebereifer seiner lieben Nebenmenschen zu leiden hat, schließlich den Verstand darüber verlöre."

Die Heftigkeit ihrer Worte brachte nun doch auch das Blut des Amtsrichters in Wallung.

„Darüber wenigstens darf ich Sie beruhigen, mein gnädiges Fräulein! Wenn man so kluge und wohlberechnete Antworten gibt, wie Ihr Schützling, befindet man sich noch nicht in Gefahr, einer geistigen Umnachtung zu verfallen. Gerieth er doch nicht einmal in Verlegenheit, als bei der Durchsuchung seiner Wohnung in sicherem Versteck eine Geldsumme gefunden wurde, deren Entdeckung jeden anderen, minder hart gesottenen Verbrecher völlig zu Boden geschmettert haben würde."

„Und welche Erklärung hat er für den Besitz des Geldes gegeben?"

„Natürlich will er es mit seiner Hände Arbeit ehrlich erworben und seit Jahren rechtschaffen zusammengespart haben. Dazu, daß er etwa den Schatten des ‚großen Unbekannten' citirt hätte, ist er natürlich viel zu schlau. Auf solche wirkungslosen Ausreden pflegen ja nur ungeschickte Anfänger zu verfallen."



„Außer diesen Ersparnissen aber hat man nichts Verdächtiges bei ihm gefunden?“

„Nein, wenigstens bis jetzt noch nicht. Und ich hatte auch gar nicht darauf gerechnet. Erfahrene Diebe arbeiten niemals ohne Helfershelfer. Aber wir werden den Hehler schon noch entdecken.“

„Wie Sie den Einbrecher entdeckt haben,“ ergänzte Lizzie mit beißendem Spott. „Aber ich möchte Ihnen doch empfehlen, sich damit ein wenig zu beeilen. Denn es wäre im Interesse der Gerechtigkeit jedenfalls sehr zu beklagen, wenn auch er gleich dem wirklichen Diebe durch Ihr Vertrauen auf die eigene Unfehlbarkeit Gelegenheit erhielte, sich unbehelligt aus dem Staube zu machen.“

Sie neigte den Kopf zu stummem Gruße und ging zornig hinaus, um sich unverweilt in das Bureau des Staatsanwalts zu begeben. Aber sie hatte zu ihrer schmerzlichen Ueberraschung dort keinen besseren Erfolg, als bei dem Amtsrichter. Ihre Aussagen über den Hergang des nächtlichen Ereignisses wurden zwar mit großer Umständlichkeit zu Protokoll genommen, aber ihre Forderung, daß man darauf hin den unschuldig Verhafteten freilassen möge, wurde mit kühler Höflichkeit abgelehnt. Die Lage des bedauernswerthen Kopelke war also viel schlimmer, als sie sich's noch am Morgen vorgestellt hatte, und da sie den Amtsrichter allein dafür verantwortlich machte, fühlte sie jetzt einen wirklichen Groll gegen ihn im Herzen.

— — — — — — — — — — — —

Natürlich sprach man in ganz Neukirch während der folgenden Tage von nichts Anderem, als von dem nächtlichen Anschlag auf die Bewohnerinnen der Villa Rosita und von der glücklichen Festnahme des so lange vergebens gesuchten Einbrechers, der ohne Zweifel auch die Diebstähle bei dem Baumeister Schmuckler und dem Oberstlieutenant Willisen ausgeführt haben mußte. In den abenteuerlichsten

Ausschmückungen und mit romantischer Uebertreibung schilderte man die Unerschrockenheit, welche das schöne junge Fräulein dem mordlustigen Räuber gegenüber an den Tag gelegt, und voll Bewunderung blickten die biederen Kleinstädter zu ihr auf, wenn sich ihre schlanke vornehme Gestalt in den Straßen zeigte.

Dies geschah aber jetzt noch häufiger als zuvor, denn Lizzie kam täglich von der Villa herab, um die trostlose Braut des unglücklichen Schlossermeisters zu besuchen. Durch ihren offenkundigen Verkehr mit der Schneiderin, die wegen ihrer schnell ruchbar gewordenen Beziehungen zu Kopelke nicht nur viele polizeiliche Belästigungen erduldet hatte, sondern auch von der ganzen Einwohnerschaft förmlich in Acht und Bann erklärt worden war, wollte das junge Mädchen aller Welt zum Trotz immer auf's Neue beweisen, daß sie nach wie vor von der Schuldlosigkeit des Untersuchungsgefangenen überzeugt sei, und wenn es ihr damit auch nicht gelang, die Lästermäuler der wackeren Spießbürger zum Schweigen zu bringen, so hatte sie doch wenigstens die Genugthuung, daß ihr ermuthigender Zuspruch das bedauernswürdige Mädchen vor gänzlicher Verzagtheit bewahrte.

Als Kopelke auch nach Verlauf von drei Tagen noch nicht aus der Haft entlassen worden war, hatte Lizzie nach harten Kämpfen ihrem Mädchenstolze den schweren Entschluß abgerungen, sich noch einmal an den Amtsrichter zu wenden. Und sie hatte nicht trotzig gefordert, wie bei jener so unfreundlich abgebrochenen Unterredung, sondern hatte sehr herzlich, ja beinahe demüthig gebeten, indem sie an seine Güte und an sein Mitleid mit zwei tief unglücklichen Menschen appellirte. Freilich war das nicht von Angesicht zu Angesicht geschehen, denn dazu hätte es ihr nach dem Vorgefallenen doch an der erforderlichen Kraft und Selbstbeherrschung gefehlt, sondern sie hatte sich begnügt, ihm

einen langen, in jedem einzelnen Worte wohlüberlegten Brief zu schreiben, darin auch nicht eine einzige Wendung war, durch die er sich auf's Neue hätte gekränkt oder beleidigt fühlen können.

Noch an dem nämlichen Tage hatte sie seine Antwort erhalten — ein sehr höfliches und rücksichtsvolles Schreiben, dessen wesentlichsten Inhalt der Ausdruck des Bedauerns ausmachte, daß der Absender auch jetzt nicht in der Lage sei, ihrem Wunsche zu willfahren, um so weniger, als sich bisher keinerlei neue Entlastungsmomente für den verhafteten Kopelke hätten ausfindig machen lassen.

Wüthend riß Lizzie das Blatt in kleine Stücke. Nun war sie ein- für allemal fertig mit diesem eigensinnigen, herzlosen Menschen, der für ihre innigen Bitten ebenso taub bleiben konnte, als er es für ihr trotziges Begehren gewesen war. Nun gab es zwischen ihr und ihm nichts Anderes mehr als erbitterten, erbarmungslosen Kampf, und nun durfte sie an ihn nur noch mit dem heißen Wunsche denken, ihn beschämt und gedemüthigt wie den jämmerlichsten armen Sünder vor sich zu sehen!

5.

So war eine volle Woche seit dem vereitelten Einbruchsdiebstahl vergangen, ohne daß sich in der Lage der Dinge irgend etwas verändert hätte. Die Damen in der Villa Rosita hatten sich von allem gesellschaftlichen Verkehr mit den Honoratioren der Stadt zurückgezogen und schienen nur noch ihrer Erholung zu leben. Als die Gattin des Oberstlieutenants Willisen ihnen heute einen Besuch abstattete, um sie persönlich zu dem Dilettantenkonzert einzuladen, das am nämlichen Abend für einen wohlthätigen Zweck im Kasinosaale stattfinden sollte, erfuhr sie von Fräulein Lizzie sogleich eine sehr bestimmte Ablehnung, und erst, als es der liebenswürdigen Dame

mit Aufbietung ihrer ganzen Beredtsamkeit gelungen war, Frau Melanie zum Besuch der Veranstaltung zu bewegen, erklärte sich nach langem Zaudern auch die Schwester bereit, das vorhin ausgesprochene Nein wieder zurückzunehmen.

Der Oberstlieutenant erwies ihnen die Aufmerksamkeit, sie am Abend abzuholen. Aber Lizzie vermochte kaum ihre Unlust zu verbergen, und als sie beim Betreten des Saales sogleich alle Blicke neugierig auf sich gerichtet sah, bereute sie es, gegen ihre Vorsätze dem freundlichen Drängen nachgegeben zu haben. Glücklicherweise befanden sich ihre Plätze in der ersten Stuhlreihe, so daß sie nur die kleine Bühne vor sich hatten, auf der die Mitwirkenden erschienen. Aber so beharrlich Lizzie auch bestrebt war, entweder in ihren Schoß oder gerade vor sich hinaus zu sehen, einmal, als sie auf eine Anrede Melanie's den Kopf zur Seite wenden mußte, hatte ihr Blick doch wider Willen die hochgewachsene Gestalt eines wohlbekannten, blondbärtigen Mannes gestreift, der ganz in ihrer Nähe mit verschränkten Armen an einer Säule lehnte und ihr jetzt, da er sich von ihr bemerkt glaubte, sogleich eine höfliche Verbeugung machte. Sie fühlte zu ihrem namenlosen Verdrusse, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, und gerade deshalb gab sie sich trotzig den Anschein, als hätte sie den Gruß des Amtsrichters gar nicht wahrgenommen.

Und während der ganzen nächsten Stunde, wo geigende Jünglinge, singende Frauen und Klavier spielende Backfische zum unsäglichen Entzücken ihres Familienkreises das Konzertpodium unsicher machten, brachte sie es glücklich fertig, nicht ein einziges Mal auch nur mit einem flüchtigen Seitenblick nach der Richtung hinüber zu schauen, wo sie vorhin ihren herzlosen Gegner gesehen hatte. Sie vermied es auch noch, als sie ganz sicher war, daß er längst fortgegangen sein müsse; denn wenn er etwa wider Erwarten

doch noch dort aushielt, so sollte er wahrhaftig nicht glauben, daß seine Anwesenheit irgend welches Interesse für sie hätte.

Nun kam die sechste Nummer des Programmes, die letzte vor der großen Pause, die das endlose Konzert in zwei Hälften schnitt: Banditenduett aus der Oper „Stradella“, gesungen von den Herren Seubert und Fallmer — stand auf dem Zettel zu lesen, und mit einem kleinen Seufzer der Ergebung lehnte Lizzie ihr blondes Köpfchen gegen die Stuhllehne zurück.

Durch die Reihen der erwartungsvollen Zuschauer aber ging ein bewunderndes „Ah!“, als der erste der gedungenen Banditen im vollen Kostüm mit schleichenden Schritten auf der Bühne erschien, um nach dem Hause des berühmten Sängers und Mädchenfängers Stradella auszuspähen. Man fand ihn in Spiel und Maske äußerst ergötzlich, und da wohl die meisten Anwesenden die Oper nicht kannten, wirkte es mit dem vollen Reiz der Ueberraschung, als nach einer kleinen Weile von der anderen Seite her auch der zweite der beiden Mordgesellen auftrat, um schon durch seine ersten Verse zu verrathen, daß er denselben Auftrag auszuführen habe.

Lizzie, der die Hitze im Saale nachgerade fast unerträglich wurde, hatte die Augen halb geschlossen, und die beiden bunten Gestalten auf der Bühne erschienen ihr darum nur wie undeutlich umrissene Schatten. Da kam an der Stelle, wo das saubere Pärchen aus Brodneid für einen Moment in sehr ernste Mißhelligkeit geräth, aus der Kehle des einen Banditen, der seine Rolle besonders natürlich spielte, ein höchst unmusikalischer, aber sehr wirkungsvoller Aufschrei der Wuth, der das junge Mädchen seltsam durchzuckte und der es veranlaßte, die eben noch so müden Augen plötzlich weit zu öffnen.

Sie sah wie die Beiden da oben auf der Scene einander

mit gezückten Dolchen gegenüberstanden; der Eine ein schmächtiges junges Bürschchen mit glattem Gesicht, der Andere eine stattliche Gestalt mit schwarzem, struppigem Vollbart — und in diesem Moment mußte sie wohl etwas wahrnehmen, das sonst Keiner von allen Zuschauern erblickte, denn auf ihren Wangen kam und ging in raschem Wechsel die Farbe, und ihre Lippen preßten sich fest zusammen, als ob sie sich selber gewaltsam daran hindern müsse, den Sängern da oben etwas zuzurufen, dessen Unterdrückung ihr doch beinahe die Brust zersprengen wollte. Und merkwürdiger noch als diese unverkennbaren Anzeichen einer gewaltigen Erregung schien der Umstand, daß ihre Blicke mit beinahe angstvollem Eifer Denjenigen zu suchen begannen, den sie bisher um keinen Preis hatte ansehen wollen. An der Säule, wo sie ihn vorhin gewahrt hatte, stand der Amtsrichter Brunnengräber in der That nicht mehr. Vielleicht hatte er geahnt, daß ihr seine Nähe lästig sei, vielleicht auch hatten ihn die grausamen Leistungen der geigenden Jünglinge vertrieben. Lizzie aber wurde nicht müde, ihn überall im Saale mit den Augen zu suchen, und wie in großer Erleichterung athmete sie auf, als sie ihn zuletzt wirklich im Hintergrunde des menschengefüllten Raumes entdeckte.

Dröhnender Beifall, wie er in gleicher Lebhaftigkeit noch keinem anderen Vortrage dieses Abends zu Theil geworden war, belohnte jetzt die beendete Banditenscene. Mit einem stolzen Lächeln, das seine schönen weißen Zähne sehen ließ, trat der Schwarzbärtige an die Rampe vor, um sich dankend zu verneigen. Ein paar Dutzend begeisterte Zuhörer verlangten nach einer Wiederholung; Lizzie aber war in dem Augenblick, wo der letzte Ton verklungen war, zum Erstaunen der Schwester aufgesprungen und begann sich nun mit sehr unweiblicher Energie einen Weg durch die Menge zu bahnen, gerade nach jener

Stelle hin, wo sie den Amtsrichter Brunnengräber zuletzt gesehen hatte.

Nach Verlauf einer Minute stand sie dem Erstaunten gegenüber, athemlos, mit funkelnden Augen und brennenden Wangen.

„Ich habe den Einbrecher gefunden," stieß sie hervor, in der Erregung und im Gefühl ihres Triumphes nur mit Mühe die Stimme bis zum Flüstern dämpfend, „und ich verlange, daß Sie ihn auf der Stelle verhaften."

„Wie, mein Fräulein," fragte er zweifelnd, „Sie wollen ihn gefunden haben — hier in diesem Saale — mitten unter der besten Gesellschaft von Neukirch? Gestatten Sie mir —"

„Ich habe nichts zu gestatten, denn hier handelt es sich einfach darum, daß Sie Ihre Pflicht thun. Und Sie nehmen es ja, so viel ich weiß, mit der Erfüllung Ihrer Pflichten sehr genau. Der Mensch, der soeben den schwarzbärtigen Banditen gespielt hat, ist der Einbrecher. In dem Augenblick, wo er seinem Partner mit erhobenem Dolche gegenüberstand, habe ich ihn erkannt. Genau so, mit demselben Gesicht, mit derselben Geberde und mit demselben falschen Barte, stand er in jener Nacht auch mir gegenüber. Ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß jede Möglichkeit eines Irrthums ausgeschlossen ist."

Befremdet und unschlüssig sah sie der Amtsrichter an. In der Bestimmtheit, mit der sie ihre abenteuerliche Behauptung aussprach, war etwas, das ihm verbot, darüber zu lächeln.

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," sagte er zögernd, „Derjenige, gegen den Sie eine so schwere Anschuldigung erheben, ist ein völlig unbescholtener Mann aus guter Familie, der Buchhalter Seubert von der Reinsberg'schen Weberei."

Doch sie ließ ihn gar nicht zu Ende reden und wieder-

holte nur mit gesteigertem Nachdruck ihr Verlangen, daß Jener auf der Stelle verhaftet werde. Als sie sah, daß der Amtsrichter durchaus nicht gesonnen war, ihr zu willfahren, sagte sie laut, indem sie sich halb von ihm abwandte: „Nun wohl, so werde ich der Gerechtigkeit selbst zum Siege verhelfen. Ich werde dem Verbrecher hier vor all' diesen Leuten meine Anklage in's Gesicht schleudern, und ich will doch sehen, ob man sich auch dann noch weigern wird, die Sache zu untersuchen."

Der Amtsrichter wußte, daß sie ihre Drohung zur That machen würde, und so vertrat er ihr denn mit raschem Entschlusse den Weg.

„Hören Sie mich an, mein Fräulein! Ich weigere mich durchaus nicht, Ihrer Anzeige Folge zu geben, wenn ich auch — selbst auf Ihre Verantwortlichkeit hin — nicht ohne Weiteres zur Verhaftung des jungen Mannes schreiten kann. Wenn er der Schuldige ist, und wenn Sie nicht, wie ich vermuthe, durch eine zufällige Aehnlichkeit in der Situation getäuscht worden sind, so kann er ja der strafenden Gerechtigkeit jetzt nicht mehr entgehen. Darum versprechen Sie mir, daß Sie nichts auf Ihre eigene Hand gegen ihn unternehmen werden. Ich verpfände Ihnen dafür mein Wort, daß unverzüglich Alles geschehen wird, was zu einer raschen Aufklärung des Falles geeignet ist. Wie wenig Vertrauen Sie auch immer in meinen kriminalistischen Scharfblick setzen mögen, diesmal sollen Sie doch, wie ich denke, vollauf mit mir zufrieden sein."

Sie sah zu ihm auf, und als ihre Augen den seinen begegneten, unterdrückte sie das trotzige Wort des Widerspruchs, das sich ihr doch noch hatte auf die Lippen drängen wollen.

„Gut, ich verspreche Ihnen, daß ich warten werde," sagte sie, „aber ich erkläre zugleich noch einmal, daß nichts im Stande sein wird, meine Ueberzeugung zu erschüttern."

„So bitte ich Sie, den Saal nicht eher zu verlassen,

als bis ich zurückgekehrt sein werde. An das Konzert soll sich ja noch ein Tanzkränzchen anschließen, und ich hoffe, daß Sie um der guten Sache willen das Opfer bringen, demselben noch eine Weile beizuwohnen. In längstens zwei Stunden bin ich wieder da."

Ihr Stolz verbot ihr, ihn zu fragen, was er während dieser zwei Stunden zu thun beabsichtige. Sie sah, daß er sich rasch entfernte, und sie kehrte, sich mit stolzer Ruhe zu äußerer Gelassenheit zwingend, an ihren Platz zurück. Von den Musikvorträgen des zweiten Theiles hörte sie nichts mehr, und Melanie erhielt auf ihre gelegentlichen Fragen nur halbe und zerstreute Antworten. Um so größer war die Ueberraschung der jungen Frau, als Lizzie ihr nach Beendigung des Konzertes erklärte, daß sie noch eine Weile dem Tanz zusehen wolle, und als all' ihr Widerspruch nicht im Stande war, den Sinn des jungen Mädchens zu ändern. Obwohl sie selber durchaus keine Neigung hatte, an dem Ball theilzunehmen, mußte sie sich doch endlich fügen, und die beiden Damen nahmen mit einigen ihrer Bekannten in einer Ecke des rasch hergerichteten Saales Platz. Natürlich fehlte es nicht an jungen Herren, die sich nahten, um die Ehre eines Tanzes mit Lizzie zu erbitten. Aber sie schickte Jeden von ihnen mit einem Korb fort, und da das Mißgeschick der Bedauernswerthen von den Anderen nicht unbemerkt blieb, hatte sie nach Verlauf der ersten halben Stunde endlich vor weiteren Bewerbern Ruhe.

Mit wachsender Ungeduld sah sie immer und immer wieder auf ihre Uhr, die Zeit, welche der Amtsrichter selbst für sein Fernbleiben bestimmt hatte, war verstrichen, und noch harrte sie vergebens seiner Wiederkehr. Da, als sie eben wieder ihren erwartungsvollen Blick auf den Eingang des Saales gerichtet hatte, hörte sie sich auf's Neue mit der Bitte um einen Tanz angeredet, und sah, als sie sich



„Im Namen des Gesetzes, Sie sind mein Gefangener!“ (S. 110)

umwandte, in ein Männergesicht mit einem blonden Schnurrbart, dessen Inhaber mit tiefster, ehrfurchtsvoller Verbeugung sie um einen Tanz bat. Noch vor wenig Stunden würde sie sich kaum daran erinnert haben, daß sie vor einigen Wochen mit diesem Manne am nämlichen Tische gesessen habe, jetzt aber, nachdem sie ihn vorhin in der unheimlichen Vermummung wiedergesehen, erkannte sie ihn trotz der großen Veränderung auf der Stelle als den nächtlichen Besucher. Für einen Augenblick war sie in Gefahr, ihre dem Amtsrichter gegebene Zusage zu vergessen und ihre Umgebung gegen den dreisten Verbrecher aufzurufen. Dann aber bezwang sie sich doch und begnügte sich damit, ihm eine kühl abweisende Antwort zu ertheilen.

Mit abermaliger tiefer Verbeugung wollte der Buchhalter sich zurückziehen, als er eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Im Namen des Gesetzes, Sie sind mein Gefangener! Folgen Sie mir ohne Umstände, wenn Ihnen daran gelegen ist, unnöthiges Aufsehen zu vermeiden.“

Ein uniformirter Polizeibeamter war es, der ihn mit dieser halblauten Anrede überrascht hatte. Todtenblaß, doch ohne ein Wort der Erwiederung, folgte ihm Seubert aus dem Saale. Lizzie aber, die mit weit geöffneten, glänzenden Augen den kleinen Vorgang beobachtet hatte, warf sich ohne Rücksicht auf ihre Umgebung an die Brust ihrer Schwester und vergoß heiße Thränen der Freude.

Noch ehe die erschrockene Melanie sich durch ihre Fragen über die Ursachen dieser seltsamen Erregung hatte unterrichten können, stand der Amtsrichter Brunnengräber vor ihnen.

„Ihre Vermuthung, Fräulein v. Giersberg, hat sich als vollauf berechtigt erwiesen. Die Haussuchung, welche soeben in der Wohnung des Buchhalters Seubert vor-

genommen wurde, hat als unwiderleglich bewiesen, daß er sowohl den Diebstahl bei dem Baumeister Schmuckler wie den Einbruch in die Wohnung des Oberstlieutenants Willisen ausgeführt hat. Es kann darnach keinem Zweifel mehr unterliegen, daß er auch mit dem Menschen identisch ist, den Sie in Ihrer Villa überraschten. Der Schlossermeister Kopelke ist unschuldig und befindet sich in diesem Augenblick bereits auf freiem Fuße. Ich werde dafür Sorge tragen, daß seine Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit eine vollständige und glänzende werde. Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sage ich aus tiefbewegtem Herzen meinen Dank. Darf ich hoffen, daß man mir nicht die Thüre weisen werde, wenn ich morgen in Ihrer Wohnung um die Ehre einer kurzen Unterredung bitte?"

Lizzie hatte sich's oft ausgemalt, wie herrlich es sein würde, wenn er zerknirscht und niedergeschmettert vor ihr stände, und wenn sie sich dann mit einem kalten, hochmüthigen Wort von ihm abwenden könnte. In diesem Augenblicke aber wollte ihr merkwürdigerweise das hochmüthige Wort nicht einfallen, und mit niedergeschlagenen Augen sagte sie nur ganz leise: „Sie werden meiner Schwester und mir willkommen sein."

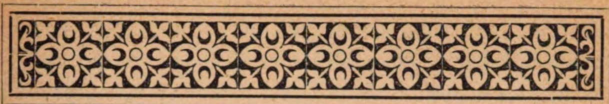
— — — — — — — — — — — —

Es mußte dem Amtsrichter Brunnengräber wohl gelungen sein, sich Fräulein Lizzie's volle Verzeihung zu erringen, denn acht Tage später konnte man unter den Verlobungsanzeigen des Neukirchener Wochenblattes seinen Namen gar friedlich neben dem ihrigen lesen. Die Strafe, die sie über den „eigensinnigen und herzlosen" Menschen verhängt hatte, konnte keine allzu schwere gewesen sein. Und er hatte nach der Entdeckung des Schuldigen ja auch rechtschaffen Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die begangene Uebereilung wieder gut zu machen. Er selber hatte gegen allen Brauch in einem langen Zeitungs-

artikel ausführlich beschrieben, in wie raffinirter Weise Seubert nach seinem eigenen Geständniß die beiden Einbruchsdiebstähle ausgeführt, wie er an der Thür des Privatkomptoirs die Unterhaltung zwischen Reinsberg und dem Oberstlieutenant belauscht und sich nachher den zurückgelassenen Zettel mit Willisen's Skizze angeeignet hatte. Und damit noch nicht genug, der Herr Amtsrichter war auch wiederholt in der Werkstätte des freigelassenen Schlossermeisters Kopelke gewesen, er war Seite an Seite mit ihm über die Straße gegangen, und er schüttelte ihm noch jedesmal, wenn sie einander begegneten, vor allen Leuten die Hand.

Da mußten denn die Lästermäuler doch allgemach verstummen, und als an einem schönen Herbsttage Heinrich Kopelke und Friederike Schumacher ihre Hochzeit feierten, als man vor dem einfachen Hause außer dem Brautpaar auch den Amtsrichter und die beiden Damen, die noch immer in der Villa Rosita wohnten, schließlich sogar den Oberstlieutenant Willisen und den Kommerzienrath Reinsberg als Gäste aus ihren Equipagen steigen sah, da ging es erst leise und zaghaft, dann aber immer lauter von Mund zu Mund, daß im Grunde niemals ein Mensch daran geglaubt habe, dieser vortreffliche Mann könnte ein Dieb, ein gemeiner Einbrecher sein. Und Keiner würde sich geweigert haben, Heinrich Kopelke seine Stimme zu geben, wenn er sich auf dem Fleck um ein städtisches Ehrenamt beworben hätte.





Die Kriegserinnerungen des Majors.

Novellette von **Ant. Andrea.**

(Nachdruck verboten.)

„Also vor Le Bourget war es," erzählte der Major a. D. „Wir — meine Kompagnie nämlich — rückten in ausgeschwärmter Schützenlinie gegen das Dorf vor. Wie Mücken summten die Kugeln um unsere Köpfe. Wir brannten vor Kampfbegier. Dreinschlagen wollten wir auf die Hunde —"

„Bitte," unterbrach ihn seine Frau verweisend, „auch unsere Feinde sind Menschen!"

„Also — auf die verflixten Kerle," fuhr der Major fort. „Ich und der junge Benkendorff ritten an der Spitze und waren die Ersten im Dorf. Was uns in den Weg kam, wurde über den Haufen geworfen. Die Franzosen kratzten nicht schlecht aus. Wer von ihnen zu anständig dazu war, der mußte in's Gras beißen. Das ist im Kriege nicht anders. Lange dauerte es nicht, da hatten wir die Häuser gesäubert. Aus dem Fenster eines der letzten flatterte die weiße Fahne. ‚Na, Jungens, denn man ein bischen manierlicher,' sag' ich zu meinen Leuten. Der Benkendorff streichelt sein Pferd und setzt zum Pfeifen an: er pfiff immer, der Blitzkerl, wenn das Herz sich bei ihm regte. Diesmal war es: ‚Morgenroth, leuchtest mir zum

frühen Tod.' Da knallt es aus dem Fenster mit der weißen Fahne. Mein Benkendorff macht einen Ruck — dann, die Lippen noch gespitzt, schlägt er vornüber, und unten liegt er. — Nun hättet ihr meine Kerle brüllen hören sollen über die niederträchtige Verrätherei! Den Schuften haben wir es eingetränkt, sag' ich euch —"

Der Major schielte nach der Seite, wo die Hausfrau saß. Sie hatte ihre Wollstickerei im Schoß ruhen und las ganz vertieft in einem Journal. Er räusperte sich nach der anderen Seite hin; hier kritzelte sein junger Schwager, der ewige Student und Erfinder, auf einem Blatt Papier herum, augenscheinlich ohne ein Wort von den Kriegserinnerungen gehört zu haben.

„Dann kann ich wohl meine Lunge schonen!" brummte der Major.

„Deine Kriegserinnerungen haben im Laufe der Zeit den Reiz der Neuheit verloren," bemerkte die Hausfrau spöttisch.

„Nicht 'mal die Jungen haben ein bischen Begeisterung für's Vaterland übrig," murrte der dicke Herr. „Ja, wo ist die schöne, große Zeit hin!"

Vom unteren Ende des Tisches leuchteten ein paar dunkle Augen zu ihm herüber; ein schmales, bleiches Gesichtchen tauchte auf und verschwand wieder hinter einer ungeheuren Klöppelrolle.

Ein Mensch also begeisterte sich doch noch für die Kriegserinnerungen des Majors. Das tröstete ihn, war es auch nur das junge Ding, die Isa, die verwaiste Tochter seiner einzigen Schwester, die schon bei ihren Lebzeiten von der Familie „todtgeschwiegen" worden war.

Isa war bald an die Achtzehn heran, aber sie sah aus wie ein Kind von kaum fünfzehn Jahren: verschüchtert, schwächlich und ewig verträumt, das bleiche Gesicht von dickem, rothem Haar umrahmt, das sich tief in die Stirn kräuselte.

Sie arbeitete an einer Spitze für ein paar neue Salongardinen und saß so krumm dabei, daß sie ziemlich hinter ihrer Rolle mit den unzähligen Stecknadeln verschwand. Außerdem war sie etwas schmalbrüstig, was die Frau Major indessen nicht hinderte, ihr die anstrengendsten Arbeiten im Hause zu übertragen.

Die Frau Major behauptete, daß von höheren Wissenschaften nichts in sie hineinzubringen sei; für Handarbeiten habe sie allerdings eine gewisse Geschicklichkeit. Der Major hingegen hatte allerlei gute Eigenschaften an ihr entdeckt in den acht Jahren, die sie in seinem Hause zugebracht hatte. Nicht allein, daß sie die aufmerksamste Zuhörerin bei seinen Kriegserinnerungen war, sie bemühte sich auch unabläßig, seinen Wünschen und Bedürfnissen zuvorzukommen. Nur wenn s i e in seinem Zimmer aufräumte, fand er Alles wieder in schönster Ordnung; selbst seine Vergeßlichkeit — ein ewiger Stein des Anstoßes für seine Frau — genirte ihn dann nicht. Er brauchte nur anzufangen: „Wo hab' ich doch —" Gleich war Isa bei der Hand mit dem, was er gerade suchte. Selbstverständlich, daß er die Nichte von Herzen lieb hatte, aber er zeigte es nicht, damit die Frau Major sich nicht zu ärgern brauchte. Sie liebte es nicht, wenn Einer sentimental wurde, am allerwenigsten gegen die arme Verwandte. Außerdem waren ihr zwei Dinge an Isa widerwärtig: ihr rothes Haar und ihre Manier, stets die Augen niederzuschlagen, als ob sie ein böses Gewissen habe, oder Welt und Menschen ihr nicht werth erschienen, angesehen zu werden.

Nur des Abends, wenn die Familie des kinderlosen Ehepaares vollzählig um den runden Sophatisch im Wohnzimmer saß, Jedes in seiner Weise bei der großen Hängelampe thätig, wenn der Major in Ermangelung eines Besseren seine Kriegserinnerungen auskramte, auf die sonst Niemand mehr hörte, dann schaute Isa verstohlen auf mit

einem Blick, der den Erzähler entschädigte für die Unachtsamkeit der anderen Beiden.

Für diesmal war der Major aber fertig. Er schaute nach der Uhr: „Halb Zehn schon. Wie der Abend vergeht!"

Die Hände auf dem Rücken, ging er im Zimmer auf und nieder; dann blieb er vor Isa stehen.

„Na, Du Kindskopf, was der Onkel Alles erzählen kann, wie? Ich sage Dir, im Kriege sieht der Soldat täglich dem Tode entgegen." Er tätschelte wohlwollend ihr schimmerndes Köpfchen, zog aber gleich wieder seine Hand zurück, als sie dankbar die Augen aufschlug.

„Laß sie in Ruh!" sagte die Majorin scharf. „Sie verpfuscht sonst das Muster."

„Na, man darf sich doch wohl 'mal verpusten!" brummte der gutmüthige Major. „Mich wundert's überhaupt, daß sie sich bei der Arbeit nicht die Augen verdirbt."

„Meinetwegen kann sie aufhören," entgegnete seine Frau nichts weniger als liebenswürdig, „obgleich man von einem gesunden Menschen wohl verlangen kann, daß er bis zehn Uhr aushält." . . .

Mit dem neuen, schneidigen Hausmädchen, das ihr nachher in ihrem Schlafzimmer aufwartete, ging die gute Dame bei Weitem freundlicher um.

„Was haben gnädige Frau für wunderschönes Haar!" bemerkte Paula, während sie es mit größter Vorsicht bürstete.

In Wahrheit half die Majorin der schönen, kastanienbraunen Farbe längst ein wenig nach, denn überall sprangen schon naseweise Silberfäden hervor, mochte Paula auch täglich welche auszupfen.

„Ach, Sie hätten es vor fünf oder sechs Jahren sehen sollen!" entgegnete die Frau Major halb geschmeichelt, halb wehmüthig. „Jetzt bin ich bald eine alte Frau."

Paula eiferte nicht schlecht dagegen: alt! Mit den

Jüngsten nähme die gnädige Frau es auf in ihrer stattlichen Schönheit! Wenn man dagegen das Fräulein, die arme Verwandte der gnädigen Frau, sähe — wie Tag und Nacht wäre das. Sie wäre wohl buckelig, das Fräulein, oder ginge sie nur so krumm? Und dann — rothes Haar! Um Alles in der Welt möchte sie nicht rothes Haar haben!

Die schlaue Person war längst hinter die Schwächen ihrer Herrin gekommen, die sich täglich älter werden fühlte neben der zarten, knospenden Jugend Isa's.

„Es gibt Leute, besonders Künstler, die finden rothes Haar schön," bemerkte die Majorin.

„Ist das die Möglichkeit!" verwunderte Paula sich. „Na, dann wird's wohl anders sein als das krause, brandrothe von Fräulein Isa. Meine Großmutter pflegte zu sagen: ‚Vor rothem Haar und schielenden Augen nehmt euch in Acht, Kinder! Solche Leute hat unser Herrgott gezeichnet.'" —

In seiner Stube grübelte Fritz, der um zwanzig Jahre jüngere Stiefbruder der Frau Major, über seiner neuesten Erfindung, einem elektrischen Hausschlüssel, mit dem er nächstens die Menschheit zu beglücken gedachte. Sich 'mal gründlich auszusprechen über die Dinge in seinem Kopf, dazu kam es in diesem Hause nicht. Seine Schwester hatte für sein Erfindertalent kein Verständniß; sein Schwager gähnte, sobald der arme Junge davon den Mund aufthat: er rächte sich auf diese Weise wahrscheinlich für Fritzens Zerstreutheit bei seinen Kriegserinnerungen. Isa, die Stille, gleichfalls Grübelnde, hätte sich wohl für ihn interessirt; aber kam es je zwischen ihnen zu einer Aussprache? Kaum daß er bei Tisch einmal das Wort an sie zu richten wagte, so strafte ihn die Schwester Amanda mit verweisenden Blicken.

Na, dann nur eine Petroleumlampe und eine Schreib-

feder, um seinem Schaffensdrange auf dem Papier Luft zu machen! Natürlich, gerade jetzt keine Streichhölzer da! Wieder 'mal verbummelt! Licht mußte er aber haben, und sollte er der Köchin das letzte Schächtelchen wegstibitzen von den wenigen, welche die sparsame Frau Major ihr monatlich bewilligte.

Leise öffnete er seine Thür und lugte auf den Gang hinaus. Alles still und dunkel, nur drüben an dem anderen Ende, wo die Dienstboten schliefen, schimmerte es matt durch ein Fensterchen oben in der Thür, und zwar in der Kammer der armen Verwandten.

„Das trifft sich prächtig!" dachte der Erfinder, während er über den Gang schlich und bei Isa anklopfte.

Es wurde sofort geöffnet. Ihre armselige Lampe, die nicht mehr brauchbar für die Küche war, in der Hand, vollständig angekleidet, trat das junge Mädchen ihm entgegen.

„Entschuldigen Sie, Isa," flüsterte Fritz sehr zart. „Haben Sie nicht ein paar Streichhölzer übrig? Ich konnte nicht Licht bei mir machen —"

Isa reichte ihm ihr Schächtelchen aus der Schublade ihres Tisches: „Bitte!"

„Nicht alle, Sie brauchen ja auch welche." Fritz befand sich stets in einer gewissen angenehmen Befangenheit der armen Verwandten gegenüber. „Fünf, das genügt. So, ich danke recht sehr!"

Jetzt hätte er gehen können, aber es war so hübsch still rings umher, Alles schien zu schlafen; er hätte ihr sein Herz ausschütten können, wenn er nur gewußt hätte, wie man das in aller Eile anstellte.

„Ich will noch arbeiten," sagte er zögernd. „Wenn man seine Ideen gerade hübsch zusammen hat, muß man versuchen, sie zu verwerthen, nicht wahr?"

Isa nickte, den Blick auf ihre Blechlampe gerichtet. Dann fragte sie: „Was erfinden Sie denn eigentlich?"

„Einen elektrischen Hausschlüssel. Theoretisch bin ich beinahe damit fertig, nun kommt die praktische Herstellung, dazu brauchte ich Geld."

„Sie haben keins?"

„Leider nein. Das bischen, was die Eltern uns hinterließen, nahm meine Schwester, als die Aeltere und geschäftlich Erfahrene, an sich. Ich studirte auf ihren Wunsch Jura, aber, Sie wissen, mein Talent liegt in einer anderen Richtung. Ich schwänzte die Vorlesungen und machte zu Hause Experimente. Mein Theil von dem Erbe ging wohl dabei darauf. Schadet nichts, wenn meine Schwester jetzt nur Einsicht hätte! Meine Erfindung wird jedenfalls einschlagen. Sie setzt sich aber in den Kopf, ich müßte auf die Universität zurück."

„Sie mögen nicht?"

„Nein!" betheuerte er. „Ich bleibe diesmal fest. Meine Erfindung muß einschlagen, damit ich Geld in die Hände bekomme. Dann mache ich ernstliche Studien auf elektrotechnischem Gebiet. Ich will Techniker werden. Das ist mein wahrer Beruf. Begreifen Sie das?"

„Jawohl," sagte Isa.

Er wünschte ihr recht gute Nacht und begab sich an seine Erfindung, ganz zufrieden, sich ausgesprochen zu haben. —

Am nächsten Morgen, als Paula ihrer Herrin die Brennscheere für ihren Scheitel brachte, begann sie zimperlich: Eigentlich — sie spiele zwar nicht gern die Angeberin — aber ihre Pflicht wäre wohl, der Frau Major nicht zu verschweigen, daß —

„Was denn?" fragte die Dame energisch.

Nun, gestern Abend spät habe der junge Herr bei dem Fräulein angeklopft; es wäre ihm auch aufgemacht worden, und die Beiden hätten eine lange Weile miteinander getuschelt. Nachher — sie, Paula, hätte nichts mehr wissen mögen.

Auf das andere Ohr hätte sie sich gelegt und — — na, weiter könnte sie Bestimmtes nicht sagen.

„Ja, ja, gnädige Frau,“ schloß sie ihre Angaben. „Bei Solchen mit Unschuldsmienen und immer niedergeschlagenen Augen, bei Solchen findet man es faustdick hinter den Ohren.“

Die Frau Major stürzte zu ihrem Gatten. Es gab einen heftigen Auftritt.

„Warum sollten die Kinder nicht 'mal miteinander sprechen?“ wandte der harmlose Krieger a. D. ein. „Wenn sich im Uebrigen Deine famose Paula nur nicht verhorcht hat.“

„Gehorcht? Hätte sie sich die Ohren zuhalten sollen? Sprich Du 'mal ernstlich mit dem Mädchen. Sie ist Deine Verwandte. Ich will mich nicht gemein mit ihr machen. Den Fritz nehme ich mir aber vor.“

„An dem spare Deine Worte! Wenn er erfindet, vergißt er das Erste, eh' Du das Letzte gesprochen hast. Wir haben zahllose Beispiele davon.“

Schlimme Tage brachen nun für Isa an. Sie wurde von einer Arbeit in die andere gehetzt. Nichts machte sie recht. Fortwährend bekam sie zu hören, wie verstockt und bösartig sie wäre, unwürdig der Wohlthaten, die sie empfänge. Einmal, im höchsten Zorn, fuhr es der Frau Major sogar heraus: „Wenn Du nicht in strenge Zucht kommst, wirst Du in die Fußstapfen Deiner sauberen Mutter treten.“

Isa bohnte das Parkett im Salon, als dieser Schlag gegen sie geführt wurde. Sie hielt einen Augenblick inne. Ihr war es, als ob eine eisige Hand ihr über den Rücken striche, daß es ihr den Athem benähme. Dann arbeitete sie mechanisch weiter. Aber ihre Gedanken irrten ab. Eine Erinnerung, die einzige schöne, die sie hatte, wurde lebendig: die an ihre Mutter, von der sie geherzt und geküßt wurde. Wie süß für ihr schmachtendes Herz!

Später, als sie bei dem Major das „große Reinmachen“ vornahm, kam dieser herein.

„Komm 'mal her, Du Wurm. Das heißt: zum Verhör angetreten! Donner und Doria, wie Du zitterst! Bin ich ein Währwolf, der kleine Kinder frißt?“

„Nein,“ murmelte sie, wachsbleich und erschauernd, sie wußte selbst nicht, warum.

„Na, dann guckt man den Onkel hübsch an! Huh, nicht mit solchen Zündstoffblicken, als ob man Einem ein Loch in die Weste brennen möchte.“

„Darf ich etwas fragen, Onkel?“

„Warum denn nicht, Wurm? Immerzu — — aber halt! Erst mein Verhör, eh' ich's vergesse: war der Fritz neulich Abend spät noch bei Dir?“

Im Grunde schämte der ehrliche Major sich dieser Frage; aber seine stärkere Hälfte hatte nicht locker gelassen, bis er sich dazu bequemte.

„Ja, Onkel.“

„So — na, was wollte er von Dir?“

„Streichhölzer.“ Nicht eine Spur von Roth in ihrem stillen Gesichtchen. Nicht mit der Wimper zuckte sie.

„Du warst noch auf?“

„Ja.“

„Was machtest Du?“

Aha, jetzt kam es! Sie erröthete, wie Jemand, der sich schämt.

„Nun? 'raus damit!“ kommandirte der Major.

„Nimm es nicht übel, Onkel —“

„Zum Henker, was denn?“

„Daß ich so spät noch die Lampe brannte.“

„Ach, wenn es weiter nichts ist! Wozu brannte die Lampe denn?“

„Ich — ich arbeitete etwas — für mich.“

„So? Denn man zu! Aber Tante hält Dich wohl

'n bischen knapp in Petroleum? Na ja, sie ist eben eine sparsame Frau. Aber dem Schlingel, dem Fritz, brauchst Du nicht wieder bei nachtschlafender Zeit aufzumachen; der kann früher an seine Zündhölzer denken, verstanden? Er ist ja ein braver Junge, und Böses thut er Dir nicht; aber — hm — na, es schickt sich nicht! — Damit wären wir fertig, Wurm!" Er klopfte ihr väterlich die dünnen, weißen Bäckchen. „Nun also, was wolltest Du fragen?"

„Wie war — meine Mutter?"

„Himmelkreuzdon ... — na, in diesem Hause darf nicht geflucht werden, also sachte! Aber wissen möcht' ich, wer Dir den Floh in's Ohr gesetzt hat."

„Die Tante schalt mich. Sie sagte, wenn man mich nicht strenger hielte, würde ich Eine, wie meine Mutter."

„Zum Donnerwetter, da bleibe ein Anderer fromm! So 'n Unfug — — Denkst Du Kindskopf etwa, sie wäre schlecht gewesen? Wenn das Einer sagt, dann lügt er. Unglücklich war sie, meine arme Schwester, nichts als das!"

Er wollte der peinlichen Angelegenheit damit ein Ende machen; aber Isa machte eine flehende Geberde, der nicht zu widerstehen war: „Worin bestand Mutters Unglück?"

„Hm, das ist 'ne ganz verflixte Geschichte! Eigentlich brauchte so 'n Wurm sie nicht zu wissen. Na, meinetwegen! Die Alten, das heißt Deine Großeltern, waren biedere, tugendsame Leutchen, 'n bischen nach der alten Schule. Er Oberprediger, sie eine Adelige. Deine Mutter hatte 'ne wundervolle Stimme, und Jemand hatte ihr eingeredet, sie werde eine große Sängerin werden, wenn sie sich ausbilden ließe. Natürlich waren die Großeltern über solche Ideen entsetzt. Knall und Fall sollte Deine Mutter einen Kandidaten heirathen, der sollte ihr die Emanzipationsgelüste austreiben. Aber meine Schwester hatte ihr Köpfchen für sich, eines Morgens war sie verschwunden."

„Wohin?" fragte das junge Mädchen athemlos.

„Fortgelaufen — kein Mensch wußte wohin. Nach fünf Jahren erst kam es heraus. In Berlin hatte sie angefangen Klavierstunden zu geben, um dabei Gesangunterricht zu nehmen. Natürlich hatte sie auf diese Art nicht satt zu essen und aufreibende Arbeit. Sie brachte es wirklich bis zu einem Auftreten in einem großen Konzert; aber dann begann sie zu kränkeln. Nach Hause zu schreiben getraute sie sich nicht. In das alte Leben mochte sie erst recht nicht zurück — dann kam aber das eigentliche Unglück."

„Sie that doch nichts Unrechtes?" unterbrach Isa ihn zitternd.

„Wie das Wurm Einem in die Seele guckt!" brummte der Major. „Nein, ein Unrecht ist es doch nicht, wenn ein junges Mädel und ein junger Mann sich heirathen — wenn Beide nichts haben und obendrein Beide kränklich sind. Ein Unglück ist's, 'ne Dummheit, 'ne Verrücktheit, aber kein Unrecht. Bald ging's los. Er war auch ein Künstler. Sie sangen und machten Musik dazu — immer zu Zweien, und zu Zweien hungerten sie und rackerten sich ab. Er kam zuerst in's Krankenhaus, der arme Bursche, und starb dort auch. Sie, meine schöne, muthige Schwester, elendete sich noch ein paar Jährchen weiter, weil sie Dich, Du Wurm, nicht allein in der Welt lassen wollte. Nachher mußte sie es aber doch. Für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Ich kriegte einen Brief —"

Der gute Major wischte sich mit seiner Handfläche über die Augen, er hatte etwas hinein bekommen. „Als ich den las, Isa, siehst Du, da drehte sich mir das Herz im Leibe 'rum, just wie damals, vor Le Bourget, als ich meinen braven Benkendorff zum letzten Male pfeifen hörte. Na — ich reiste hin, wo Deine Mutter im Sterben lag. Sie geleitete ich zu Grabe und Dich nahm ich mit."

Die Rührung übermannte ihn. Er drückte das gesenkte Köpfchen, das sich ihm entgegenneigte, an seine Brust: „Nicht

weinen, Würmchen! Sterben müssen wir ja Alle, Einer früher, Einer später."

Isa weinte auch nicht. Er bemerkte es mit Staunen, als sie sich von ihm löste und ihm gerade in's Gesicht sah — allerdings mit einem Blick, in dem eine Welt voll Jammer lag.

„Wußten die Großeltern das Alles?" fragte sie. „Und — leben sie noch?"

„Sie hörten es damals von mir. Jetzt ruht Deine Großmutter längst im Grabe, und Dein Großvater ist pensionirt. Er sitzt da nun in Dingsda — Du brauchst nicht zu wissen, wo das liegt — in seinem netten Häuschen mit Weinranken und grünen Fensterläden. Sehen kann er nicht viel mehr, aber er hat noch seine alte Wirthschafterin und seinen Dickkopf — mit aller Achtung vor seinen weißen Haaren."

„Weiß er, daß ich bei euch bin?"

„Na ob! Die Tante rechnete darauf, er würde Dich nun haben wollen; aber nein! Zu uns kommt er auch nicht mehr, und wenn ich 'mal alle Jubeljahr hinfahre, um zu hören, wie's ihm geht, so fragt er nicht einmal nach Dir. Alte Leut' sind wunderlich! Grämen brauchst Du Dich nicht darum, Kindchen! Du hast ja Deinen Onkel."

Isa erfaßte die Hand des Majors und drückte ihre brennenden Lippen darauf.

Nach ihrer Mutter fragte sie seitdem nicht wieder, um so mehr dachte sie an sie und war glücklich in ihrem Herzen, daß sie wie ihre Mutter sein konnte, ohne sich dessen schämen zu müssen. . . .

Einmal redete Fritz, den seine Erfindung gerade einen Augenblick losließ, sie an und fragte, wie es ihr gehe.

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie, „wahrscheinlich wie gewöhnlich. Aber, ich hätte wohl eine Bitte an Sie. Wissen Sie, wo mein Großvater wohnt?"

„Nein — das mache ich Ihnen aber im Umsehen ausfindig.“

„Seien Sie so gut! Die Anderen dürfen aber nichts merken. Man will es mir verheimlichen.“

„Verstehe. Verlassen Sie sich auf mich, Isa.“ Ein paar Tage vergaß es Fritz, dann aber brachte er ihr Bescheid, ganz glücklich, daß er ein kleines Geheimniß mit ihr zusammen hatte. Er dachte sogar daran, sich in aller Form in sie zu verlieben. Da seine Erfindung es aber nicht so weit kommen ließ, begnügte er sich mit dem zarten Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen.

Leider spionirte die schneidige Paula es aus und hinterbrachte es in ihrer Weise der Frau Major. Am übelsten fuhr dabei der Herr Major. Fortwährend lag seine erzürnte Ehehälfte ihm in den Ohren, diese Isa aus dem Hause zu schaffen, sobald wie möglich. Sie könnte sich ja von Handarbeiten ernähren; tausend andere und bessere Mädchen thäten es. Aus ihrem Hause aber müsse sie fort, lieber heut wie morgen!

Aber diesmal widerstand der Major, so gehorsam er auch sonst war. Natürlich hatte er das anderweitig bitter zu büßen.

Eines Tages kam Paula mit einem neuen Paar Glacéhandschuhe zu ihrer Herrin.

„Die gehören doch der gnädigen Frau?“

„Allerdings.“

„Sie lagen in Fräulein Isa's Kommode. Ich suchte da nämlich nach den Schlüsseln zum Wäscheschrank,“ fügte sie erklärend hinzu.

Die Frau Major wechselte einen vielsagenden Blick mit ihrem Hausmädchen, dann ließ sie Isa rufen.

„Wie kommen meine Handschuhe in Deine Kommode?“

„Sie steckten in Onkels Ueberzieher. Ich nahm sie heraus, als ich den ausklopfte, und habe vergessen, sie herzubringen.“

„Das kann Jeder sagen —" Die Frau Major erinnerte sich allerdings, daß sie die Handschuhe neulich, als sie aus dem Theater kamen, ihrem Gemahl zum Tragen gegeben und dann nicht mehr daran gedacht hatte.

Nach einiger Zeit klatschte Paula, daß das Fräulein jetzt immer ihre Kommode zuschließe und den Schlüssel verstecke. „Sie hat wohl Angst um ihre Liebesbriefe."

„Liebesbriefe!" rief die Majorin, immer tiefer entrüstet gegen das unglückliche Kind.

„Na, wenigstens schreiben thut sie genug," erklärte Paula, „und nach der Post läuft sie immer selbst, wenn sie was mitzugeben hat. Neulich brachte sie ein ganzes Packet mit. Gnädige Frau versehen sie wohl reichlich mit Taschengeld?"

Die geriebene Person wußte ganz gut, daß dies der Frau Major nicht einfiel; aber es paßte ihr in den Kram, es diesmal vorauszusetzen. Sie war erbost, daß Isa ihre Sachen verschloß, und es ihr dadurch erschwerte, hinter ihr Geheimniß zu kommen. Daß Isa eines hatte, darin irrte Mamsell Paula sich nicht.

Einmal, als Isa den Major im Wohnzimmer traf, fragte sie ihn schüchtern: „Warum hast Du so lange nicht von Deinen Kriegserinnerungen erzählt, Onkel?"

„Ja, siehst Du, Wurm, ich thu' es für mein Leben gern; aber die Tante langweilt sich dabei. Möchtest Du wieder 'mal was hören? Dann bleib' nur mit Deiner Flickschneiderei hier sitzen; ich schieße los."

Er that es — im Umsehen waren ein paar Stunden dahin. Es wurde Abend, und die Frau Major mußte gleich von ihrem Damenkaffee nach Hause kommen: die höchste Zeit also, daß Isa zusammenpackte!

„Warum hast Du das nicht Alles aufgeschrieben, lieber Onkel?" fragte Isa stockend.

Der Major hatte seine Kriegserinnerungen im Feuer des Vortrages erheblich ausgeschmückt. Manches war ihm unter-

gelaufen, das mehr nach Dichtung als nach Wahrheit schmeckte. Was thut das aber, wenn es das Publikum interessirt? Daß er an Isa das aufmerksamste und dankbarste Publikum hatte, unterlag ja keinem Zweifel.

„Haha!“ schmunzelte er wohlgefällig. „Aufschreiben! Als ob das nur so ginge! Nein, Kleine, nach dieser Richtung liegt mein Talent nicht, wie unser Erfinder sagen würde.“ . . .

Als der Major jedoch bei nächster Gelegenheit wieder von seinen Kriegserinnerungen anfing, fügte er gleich hinzu, es sei eigentlich jammerschade, daß er sie nicht aufgeschrieben und druckreif gemacht hätte. Er blinzelte verständnißvoll zu Isa hinüber, die still und stumm hinter ihrer Klöppelrolle saß.

„Du und schreiben!“ Die Frau Major rümpfte die Nase. „Und das alltägliche Zeug, von dem die gute Hälfte zugeflunkert ist, zum Beispiel, daß Du nur gesucht hättest, mich kennen zu lernen, weil ich eine Verwandte des armen Benkendorff bin.“

„Erlaube, Amanda! Gerade das ist ein Punkt in meinen Erinnerungen, den ich mir nicht anfechten lasse. Zum Donnerwetter! Entschuldige — ich muß doch wohl wissen, warum ich Dich geheirathet habe.“

„Bitte, dies ist nicht der Augenblick, es zu erörtern,“ unterbrach ihn die Dame mit einer verächtlichen Bewegung, die Isa gelten sollte.

Die Frau Major war schlecht gelaunt. Sie hatte eines ihrer kostbaren Spitzentaschentücher am Nachmittag vermißt und mit Paula jedes Fach in ihrer Schlafstube umgekramt.

„Es kann doch nicht fort sein!“ versicherte die Jungfer einmal über das andere. „Sonst müßte es Wer genommen haben, gnädige Frau! Und nehmen thut's doch wohl Keiner.“

Das Taschentuch hatte sich nicht wiedergefunden. Isa, die nicht befragt worden war, that, als ob sie nichts wüßte, obgleich man schließlich das ganze Haus durchstöberte.

Als sie bei der nächsten Wäsche war, die sie auszubessern hatte, lungerte Paula in etwas herausfordernder Weise fortwährend um sie herum. Sie that, als ob sie nichts merke. Später hatte sie die fertigen Sachen der Frau Major fortzupacken, da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und auf der Schwelle stand die Tante.

„Was thust Du schon wieder in meiner Schlafstube," fuhr sie Isa an.

„Ich lege Ihre ausgebesserte Wäsche fort."

„Das kannst Du Dir in Zukunft ersparen. Ich will nicht mehr, daß Du an meine Schränke gehst. Alle Augenblicke kommt mir etwas fort: zum Mindesten eine sträfliche Unordnung! Wenn Du Sachen für mich genäht oder ausgebessert hast, gib sie an Paula ab!"

„Ja," sagte Isa leise.

Von der Zeit an fehlte fortwährend etwas — hauptsächlich Gegenstände wie Schleier, Bänder, Handschuhe und ähnlicher weiblicher Tand. Schließlich auch einige Meter bunten Seidenstoffes, welche die Majorin einst zu gelegentlichem Gebrauch aufgekauft hatte.

„Sollte sie das Fräulein am Ende verlegt haben?" fragte Paula vorsichtig, gerade als die Frau Major äußerte, Jemand scheine es auf einen Racheakt abgesehen zu haben. Paula wußte genau, wer mit diesem „Jemand" gemeint war.

Die Frau Major befahl Isa, das fehlende Seidenzeug innerhalb des Nachmittags zu suchen. Keine Truhe, kein Schrank, kein Schubfach blieb also ununtersucht. Stundenlang lag das gequälte Mädchen vor den großen Wäscheschränken auf dem Flur auf den Knieen. Kein Stückchen, das nicht aufgenommen, kein Winkelchen, wo nicht nachgesehen wurde.

Fritz ging ein paarmal vorbei. Gern hätte er ihr guten Tag gesagt; aber Isa schien ihn nicht zu bemerken. Schließlich faßte er sich ein Herz, als sie ein ungeheures Schubfach herausgezogen hatte und es wieder hineinzuschieben versuchte.

„Erlauben Sie, Isa, das können Sie nicht allein. Damit hat ja ein Mann seine liebe Noth."

Dann dämpfte er vertraulich seine Stimme: „Was ist denn nur los? Die Schwester ist in schauderhafter Laune, der arme Schwager wagt sich gar nicht aus seinem Zimmer, und Sie, Isa, scheinen den ganzen Tag Strafarbeit zu thun."

„Es ist auch eine Strafe," seufzte Isa so leise, daß er es nicht verstand.

„Uebrigens, was ich noch sagen wollte," fuhr Fritz fort. „Meine Erfindung ist fertig. Wenn ich jetzt das nöthige Geld beschaffen könnte, hätte ich binnen Kurzem mein Patent. Ich habe neulich mit einem von den Siemensschen Beamten gesprochen. Er sagte, der elektrische Hausschlüssel wäre eine Idee: ich könnte mein Glück damit machen. Aber was nützt das Alles, wenn Frau Amanda kein Geld 'rausrückt?"

Paula huschte über den Korridor. Sie trillerte eine Operettenmelodie, als ob sie die Beiden gar nicht beachtete. Bald darauf erschien die Frau Major in der Thür ihres Schlafzimmers.

„Hier bist Du, Fritz? Ich dachte, Du seiest in Deinem Zimmer. Komm 'mal herein! Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Da haben wir's!" brummte der junge Erfinder. „Ob man wohl einen Augenblick ohne Aufsicht bleibt."

Es gab natürlich die langweiligsten Auseinandersetzungen. Als Fritz endlich entlassen wurde, stand seine Hoffnung, das Herz der Schwester für seine Erfindung zu erwärmen, auf Null. —

Am Abend bei Tische fragte die Frau Major Isa: „Nun, wo sind die Sachen?"

„Ich habe nichts gefunden."

„Leicht gesagt!" ereiferte die Dame sich. „Du bist aber dafür verantwortlich."

Isa schaute auf ihren Teller. „Ich weiß nicht, wo ich noch suchen könnte."

„Vielleicht in Deiner eigenen Stube!" platzte die Frau Major heraus.

„Donnerwetter, Frau, das Kind wird sie doch nicht versteckt haben," legte sich der Major in's Mittel.

„Mische Dich nicht in Dinge, die Dich nichts angehen!" fuhr ihn seine Frau an.

„Danke!" brummte der gemaßregelte Ehemann.

Isa rührte kaum die Speisen an. Eine Folter war es für sie, an dem Tische dieser Frau zu sitzen. Als sie endlich aufstehen durfte und in ihr Stübchen schlich, traf sie Mamsell Paula, die einen Schlüssel der Frau Major an ihrer Kommode probirte.

„Was wollen Sie da?" rief das Mädchen athemlos.

„Ich suche nach der bunten Seide," entgegnete die Person schnippisch.

Da bäumte sich das verwundete, zertretene Ehrgefühl des jungen Mädchens mächtig auf.

„Hinaus — oder ich rufe den Onkel!"

Ehe die große Paula es sich versah, hatte Isa sie von der Kommode gerissen und sich selbst davor gestellt.

Die Frau Major stürzte auf Paula's Geschrei herbei. Isa rührte sich nicht von ihrer Kommode, entschlossen, sich bis zum Aeußersten zu widersetzen. Unheimlich glühten die dunklen Augen in ihrem bleichen Gesicht; ihre kleinen Hände, hart und rauh von der groben Arbeit, zuckten nervös.

„Oeffne Deine Kommode!" befahl die Frau Major.

„Nein."

Die Dame war so verdutzt über diesen unerwarteten Widerstand, daß sie ihren Gemahl zu Hilfe zog.

Als der Major hereintrat, gab Isa einen erstickten, schluchzenden Schmerzensschrei von sich.

„Onkel — sie bringen mich um! Kein Plätzchen hab' ich mehr sicher, wo nicht die Dienstboten spioniren dürfen."

„Wie kommen Sie dazu, Paula?" fragte der Major.

„Gnädige Frau wünschten, daß ich mich nach der verloren gegangenen Seide umthäte," versetzte die Zofe dreist.

„In der Kommode meiner Nichte?"

„Jawohl, Herr Major."

„Na — Donnerwetter — Amanda! Das geht denn doch zu weit."

„Ich weiß, was ich thue," entgegnete die Dame eisig. „Mein Verdacht datirt nicht von heute. Ich bestehe darauf, daß sie mir ihre Kommode öffnet."

„Na, da schlag' doch gleich — Paula, wir brauchen Sie hier nicht länger! So, jetzt wäre die Luft etwas reiner. Nun hör' mal, Isa —"

„Nein! Nein!" ächzte das junge Mädchen. „Meine Kommode — nein, dies eine Fach will ich nicht öffnen. Mit den andern beiden können Sie thun, wie Sie wollen, Frau Major."

„Warum denn dies eine nicht, Wurm?" fragte der Major verdutzt.

„Ich habe etwas darin, das zeige ich nicht. Es soll Niemand sehen; auch Du nicht, Onkel! Ach, wenn Du meine arme Mutter geliebt hast, Onkel, dann quäle mich nicht länger. Ihr treibt mich ja zur Verzweiflung!"

Der Major nahm seine Frau beim Arm und führte sie hinaus. Er sah ein, daß dies die einzige Schonung für das arme Kind sei. Nicht einen Zweifel an ihrer Ehrlichkeit hatte er; aber ihre Geheimthuerei beunruhigte ihn. Diesen Abend überlegte er, daß ihres Bleibens in

seinem Hause nun doch nicht mehr sein könne, und daß man sich nach einer Stellung für sie umsehen müsse.

Von da ab wurde Isa nicht mehr zu Tische mit der Familie gerufen. Die Frau Major hatte ihren Gemahl vor die Wahl gestellt: entweder ich oder Isa!

Die Köchin brachte dem „Fräulein“ das Essen in ihre Stube.

Als seine Frau ihre Mittagsruhe hielt, ging der Major zu Isa hinein.

Sie nähte an einem Kleide, das sie umzuändern hatte.

„Ja, mein liebes Kind,“ sagte der Major weich. „Das war 'ne böse Geschichte. Es wird uns wohl nichts übrig bleiben, als uns ein anderes Unterkommen zu suchen —“

Er kämpfte mit seiner Rührung. Isa hingegen war ganz gefaßt.

„Ich kann jeden Augenblick gehen, Onkel!“

„Nein, nein! Wir suchen Dir erst 'ne gute Stelle, anders als in gute Hände gebe ich Dich nicht fort. Wie ist es, Wurm, wir werden wohl inseriren lassen müssen?“

Isa legte ihm eine Anzeige vor. „Geht die, lieber Onkel? Ich dachte längst daran.“

„Ausgezeichnet!“ rief der Major. „Allein geschrieben, Wurm? Sieh 'mal Einer an!“

Er legte ein paar Markstücke, die einzigen in seinem Portemonnaie, auf den Tisch.

„Ich denke, Wurm, das reicht für die Anzeige. Trage sie nur gleich auf die Expedition, und — merke Dir, Dein Onkel läßt Dich nicht im Stich.“ —

Isa begab sich nach der Zeitungsexpedition. Noch nicht weit vom Hause wurde sie von Jemand angerufen. Es war Fritz.

„Ich komme eben aus der Fabrik. Der Eine von den Ingenieuren hat meine Zeichnung dabehalten. Dem Chef selbst, dem größten Elektrotechniker unseres Jahrhunderts,

wollte er die Sache unterbreiten. Isa, liebe Freundin, nächstens bin ich ein gemachter Mann und kann mich nach einer Frau umsehen! Wenn Sie mich wollten — das wäre dann eine einfache, abgemachte Sache, nicht wahr!"

„Ja," sagte Isa, ohne ihn anzusehen, einen weichen, träumerischen Ausdruck in der Miene.

„Wenn ich mein Patent erst habe —"

„Dann wollen wir wieder darüber sprechen," fiel Isa etwas bewegt ein. „Ich laufe Ihnen nicht weg, wäre ich auch sonst am Ende der Welt. Jetzt gehe ich wegen einer Stelle nach der Zeitungsexpedition. Bei Majors halte ich es nicht länger aus."

„Leider! — Sie werden mir sehr fehlen; aber was hilft's? Fort müssen Sie, das sehe ich ein. Aber gut bleiben wir uns, nicht wahr, Isa?"

Sie sagte ja, und ging getröstet ihres Weges, während der Erfinder nach Hause eilte, wo sein nimmermüdes Hirn begeistert weiter arbeitete.

Der Major wußte gar nicht, was er seinem „Wurm" zuguterletzt zu Liebe thun solle, um sie zu entschädigen für die ausgestandenen Leiden und die Geringschätzung, mit welcher sie von anderer Seite im Hause behandelt wurde. Frau Amanda hatte ein- für allemal auf die Dienste ihrer Nichte verzichtet, sie wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben.

Zeit genug behielt Isa nun, sich eine Stelle zu suchen; aber es schien, als ob etwas Anderes sie viel mehr beschäftige. Eines Mittags war sie ausgegangen; wie umgewandelt kam sie zurück. Paula hatte herausbekommen, daß sie auf der Post gewesen sei.

So oft sie Isa erblickte, musterte sie sie von der Seite. Zu der Majorin, die sie von Allem unterrichtet hielt, sagte sie: „Sie hat ganz gewiß etwas. Daß es sich um eine Stelle handelt, glaube ich nicht. Sonst wüßte es der Herr

Major. Sie sitzt den ganzen Tag und schreibt dicke Briefe!"

Die Frau Majorin lag auf ihrer Chaiselongue im Schlafzimmer, für den Fall, daß Jemand kommen solle, um Erkundigungen über ihre Nichte einzuziehen. Sie konnte dann unter dem Vorwande der Migräne jede Auskunft verweigern.

Paula war wie ein Kätzchen um sie herum. Niemand als sie hatte bei ihr Zutritt: ein wahres Freundschaftsverhältniß hatte sich zwischen Herrin und Dienerin gebildet.

Gegen Abend, als Isa noch bei dem letzten Tagesscheine die schadhaften Stellen ihres Wintermantels ausbesserte, wurde bei ihr angeklopft, und Fritz stolperte herein.

„Ah — ah!" machte er, als ob er nach Luft schnappte. „Ich muß es vom Herzen herunter haben, sonst ersticke ich. Denken Sie nur, diese Niederträchtigkeit."

„Haben Sie mit Ihrer Erfindung Unglück gehabt?" fragte Isa theilnehmend.

„Ja und nein. Hören Sie nur."

Und nun machte er seinem Herzen Luft.

In der Fabrik hatte man ihn ermuthigt, seinen elektrischen Hausschlüssel auf seine eigenen Kosten probeweise herstellen zu lassen. Er stürmte mit dieser Freudennachricht zu seiner Schwester: lumpige zweihundert Mark würden vorläufig genügen!

„Sie ging ordentlich darauf ein," fuhr Fritz eifrig fort. „Ich war meiner Sache gewiß — da erklärt sie mir, das Geld mir nur unter einer Bedingung bewilligen zu wollen —"

„Unter welcher?" fragte Isa, als Fritz stockte.

„Unmöglich für einen rechtschaffenen Burschen, der ein Herz im Leibe hat!" rief Fritz verzweifelt.

„Bitte, sagen Sie es mir!"

Er hatte sich vorgenommen, ihr die Bedingung seiner Schwester auf keinen Fall zu verrathen, aber wenn er sie

ansah, wie jetzt, wenn er ihre Stimme hörte — er konnte nicht anders: er mußte ihr Rede stehen.

„Nie in meinem Leben solle ich mehr ein Wort mit Ihnen sprechen, für Alle Zeit thun, als ob ich Sie nie gekannt habe.“

„Das dachte ich mir.“

„Ich thu's nicht, Isa! Lieber mag meine Erfindung zum Henker gehen.“

Der arme Junge war außer sich. Er ließ den Kopf auf die Stuhllehne unter seinen Armen sinken und weinte wie ein kleines Kind.

Isa stand dabei und schaute zur Erde — eine kleine, düstere Falte zwischen den Brauen. Das Herz schmolz ihr vor Mitleid. Sie kämpfte einen kurzen Kampf gegen ihr Gefühl, dann behielt es aber die Oberhand.

„Ueberlegen Sie es, Fritz. Wollen Sie mich nicht lieber aufgeben —“

„Auf keinen Fall!“ unterbrach er sie energisch, die Augen noch voll Thränen.

„Dann — warten Sie ein wenig! Vielleicht können wir das Geld beschaffen. Ich habe eine Möglichkeit. Wollen Sie einige Tage Geduld haben?“

„Geduld? So viel Sie wollen, Isa! Und wenn Sie mir das Geld verschaffen, dann sind Sie ein Engel. Unter uns, Isa, von dieser Erfindung hängt mein — unser Lebensglück ab.“

Er hätte sie für sein Leben gern umarmt, aber er wagte es nicht. Sie flößte ihm eine stille, zärtliche Ehrfurcht ein mit ihrem jungen Blumengesichtchen und ihrer kleinen, schwächlichen Gestalt. Er sah tiefer als die Anderen: das große, treue Herz in der schmalen Brust und den geraden, festen Sinn hinter der weißen Stirn.

Er schöpfte also neue Hoffnung, aber Ruhe fand er die nächsten Tage nicht. Er schwebte in einer beständigen Angst

um seine Erfindung, die an einer Nichtigkeit von zweihundert Mark scheitern konnte. —

Den dritten Tag in aller Stille klopfte es leise bei ihm an. Isa huschte herein. Ihr blasses Gesichtchen leuchtete wie die Morgensonne, die durch das Fenster schien. Sie legte ein winziges Päckchen vor ihm nieder.

„Hier," flüsterte sie. „Ich habe es bekommen. Das bleibt aber ein Geheimniß zwischen uns, Fritz."

„Hurrah!" jauchzte dieser, und hielt sich hinterher den Mund zu. Dann packte er Isa's Hände und drückte sie stürmisch. Nicht zu fassen wußte er sich vor Freude, vor Dankbarkeit!

„Isa — Sie Beste, Einzigste, das Leben geben Sie mir wieder! Sie sind wirklich mein guter Engel. Und — ich weiß auch was."

Halb gerührt, halb verschmitzt blinzelte er sie an.

„Was?" fragte sie leise.

„Daß Sie mir gut sind. So etwas thut man doch nur für Einen, den man lieb hat!"

„Ja," sagte sie, und schlug die dunklen Augen so voll Glanz und Innigkeit zu ihm auf, daß ihm heiß und beklommen vor reiner Wonne wurde. Er wußte nicht mehr, was er ihr sagen sollte; küssen hätte er sie mögen, wenn er sich nur getraut hätte! Aber je näher er ihr in seiner Begeisterung rückte, desto weiter zog sie sich an die Thür zurück. Schließlich kamen sie auf diese Weise auf der Schwelle an.

„Noch Eines, Fritz," sagte Isa, die Hand auf dem Drücker. „Vergessen Sie nicht, daß das Geld nicht mein ist, daß wir es früher oder später an den Eigenthümer zurückgeben müssen."

Gewiß nicht. Eine heilige Schuld sollte es bleiben, bis er in der Lage sein würde, sie abzutragen! Das gelobte er.
— — — — — — — — — — — —

Der Major trug sich mit Sorgen wegen seiner Nichte. Alles, was an Stellen zu haben war, verwarf er als nicht passend. In Wahrheit, es wurde ihm unsäglich schwer, das „Wurm" fortzulassen. Wer im ganzen Hause kümmerte sich um seine Ordnung und Bequemlichkeit, wenn Isa fort war? Die hinterlistige Person, die Paula, schlug schon jetzt einen so achtungswidrigen Ton gegen ihn an, daß er sich vornahm, sie bei erster bester Gelegenheit hinauszuwerfen.

Isa war diesen Tag an die Familientafel zugelassen worden, weil die Frau Major wegen starker Migräne ihr Zimmer hütete. Aber auch dies erheiterte ihn wenig; wenn er das Kind ansah, wurde ihm immer windelweich zu Muthe vor Trennungsweh.

Fritz hingegen war der Alte. Viel sprach er nie bei Tisch. Er dachte an seinen Hausschlüssel, der nun nächstens das Licht der Welt erblicken sollte, und schaute Isa an, die sich in Aufmerksamkeiten für den guten Major erschöpfte.

Da — der gute Major wollte gerade eine der schönsten Episoden aus seinen Kriegserinnerungen zum Besten geben — stürzte seine Gemahlin herein, gelb im Gesicht, die Augen lodernd im Zorn:

„Ist das Haus verhext, oder sind wir von Dieben umgeben?"

„Was?" stammelte der Major fassungslos.

„Zweihundert Mark fehlen mir! Gestern hatte ich sie mir für meine Einkäufe zurückgelegt — in meinen Schreibtisch — heute sind sie fort."

Fritz war fahl geworden, seine Augen suchten Isa. Sie war nicht mehr da. Unbemerkt hatte sie sich in ihre Stube zurückgezogen.

Freilich half ihr das nichts. Ein Sturmwind fegte durch das Haus. Die Frau Major wollte nach der Polizei schicken.

„Willst Du uns mit Gewalt an den Pranger stellen?"

schrie der Major mit einem so derben Fluch, daß man sich nicht zu widersetzen wagte.

Jedenfalls mußten sich die Dienstboten eine Durchsuchung ihrer Habseligkeiten gefallen lassen.

„Fangen gnädige Frau gleich bei mir an!“ wimmerte Paula. „Die Schande laß ich nicht auf mir sitzen.“ Sie bearbeitete heftig ihre Augen mit dem Schürzenzipfel, was die Majorin veranlaßte, sie zu besänftigen.

„Bei Ihnen, liebe Paula, ist es ja nur der Form wegen. Mein Mann gibt sonst nicht zu, daß wir bei seiner Verwandten nachsuchen.“

Paula und die Köchin begleiteten die Hausfrau zu dem „Fräulein“. Isa saß am Fenster. Sie erhob sich und blieb auf der Stelle stehen, ohne ein Wort, eine Bewegung. Wie ein Marmorbild sah sie aus mit ihrem weißen Gesicht und den tief gesenkten Wimpern.

Diesmal lehnte sie sich nicht auf, als Paula vor den Augen der Frau Major ihre Kommode öffnete und durchwühlte. Sogar ihr Bett wurde aufgeworfen, und die Matratze in die Höhe genommen. Nichts von Belang wurde gefunden, nur in der Kommode, sorgsam zusammengebunden, ein Packet beschriebenen Konzeptpapiers.

„Fort, in's Feuer damit! Das Tagebuch von Mamsell Isa interessirt uns nicht,“ schrie die Frau Major.

Der Major, welcher in der offenen Thür stand, rathlos bei dem peinlichen Auftritt, erhob Einwendungen; aber die Köchin war schon vor der Maschine und zündete ein lustiges Feuer damit an.

„So, jetzt muß ich eure Portemonnaies sehen!“

Die Majorin pustete vor Eifer, mit Gewalt etwas Verdächtiges zu entdecken.

Isa zuckte zusammen und legte die Hand an ihre Tasche.

„Paula, Köchin, holen Sie Ihre Portemonnaies, und dann genug mit dem Skandal!“ schrie der Major.

Die Beiden stürzten hinaus. Sie hatten es in ihren Sonntagskleidern.

„Deines!" sagte die Frau Major streng zu Isa.

Da verlor diese mit einem Male alle Fassung. Sie begann zu zittern. Eine entsetzliche Angst spiegelte sich in ihrer Miene. Sie sah aus, wie eine ertappte Verbrecherin.

Dem Major, der sie beobachtet hatte, trat kalter Schweiß auf die Stirn. Sein ehrliches Herz krampfte sich zusammen.

Isa machte eine Bewegung, als ob sie fliehen wollte; dann sank sie in die Kniee, und die Hände flehend ausgestreckt, stammelte sie: „Onkel, hilf mir! Ich — ich habe nicht gestohlen."

Der Major war so bestürzt, daß er kein Wort zu sagen wußte. Seine Frau aber rief Paula, riß Isa in die Höhe, und während die Magd das unglückliche Kind hielt, wollte sie ihr in die Tasche fahren.

Isa, in ihrer Verzweiflung, gönnte ihr den Triumph nicht. Mit einer blitzschnellen Bewegung schleuderte sie ihr armseliges, abgegriffenes Portemonnaie unter ihre Peiniger.

„Da habt ihr es!" stöhnte sie. „Macht damit, was Ihr wollt. Und mit mir auch — ob ich lebe oder sterbe, mir ist es gleich!"

„Die Komödie der tragischen Heldin!" rief Frau Amanda mit verächtlichem Lachen. „Sie hat sie wahrscheinlich vorher einstudirt. Wir wollen sehen — danke, Paula!" Die Schneidige hatte das Portemonnaie aufgehoben und überreichte es ihrer Herrin.

„Da — da, Mann, ein Fünfzigmarkschein! Dachte ich es doch! Wie kommt sie zu so viel Geld? Wo hast Du das Uebrige von den Zweihundert? Heuchlerin — Diebin!"

„Nein!" hauchte Isa gebrochen.

„Wie kommst Du zu dem Gelde? Bekenne, oder ich vergesse, daß Du meines Mannes Verwandte bist."

„Onkel!"

Es war wie der Hilferuf eines Gefolterten; aber zwischen ihm und der Unglücklichen stand die Frau Major, eine lebendige Scheidewand.

„Hast Du ihr das Geld gegeben?“ fragte sie ihren Gatten.

„Nein,“ stammelte dieser. „Ich weiß von nichts. Ihr peinigt das arme Ding, bis es den Verstand verliert.“

„Warum nicht gar! Die raffinirte Betrügerin, die Diebin!“

Schlag auf Schlag prasselten Schmach und Schande auf das junge Mädchen nieder. „Wenn es mich nur niederstreckte!“ dachte sie in ihrer Qual. Wie auseinandergerissen fühlte sie sich; ihre Seele zertreten, ihr Leben zertrümmert, und fortwährend die scheltende, verächtliche Stimme der Frau Major in ihren Ohren! Sie dachte, der Kopf müßte ihr zerspringen.

Endlich wurde es stiller. Wie durch einen Schleier sah sie die fürchterlichen Gestalten ihrer Peiniger verschwinden.

Ob sie jetzt gingen und einem Schutzmann riefen, um sie zu verhaften? Ihr war es einerlei. Sie vertheidigte sich nicht mehr. Es glaubte ihr ja doch Niemand; Niemand traute ihr Herz, Verstand und Ehrgefühl zu. Und — wer weiß? Sie hat am Ende wirklich nicht ehrlich gehandelt. Was sie sonst im Leben auch gethan hatte, übel war es fast immer ausgelegt worden von denen, die ihr nicht wohlwollten.

„Liebe — Isa!“

Sie schlug die Augen auf: ein müder, erloschener Blick, der aber fest hing an den bleichen Zügen ihres Freundes.

„Nein, Isa, das hast Du nicht gethan,“ sagte Fritz, halb mit der Hilflosigkeit eines Kindes, halb wie ein Mann mit unerschütterlichem Vertrauen zu dem Weibe, das er liebt.

„Nein, Fritz,“ antwortete sie, und ihre müden Blicke belebten sich, als ob ein Lächeln über sie hinhuschte.

„Ich darf das Geld behalten?“

„Ja, bis Du so viel erworben hast, daß wir es zurückgeben können.“

Er schaute sie an mit seinen schwärmerischen Träumeraugen. Seine bange Seele fühlte sich wieder frei.

„Trotz Allem, Isa, ich kann nicht traurig sein. Ich bin so froh, daß es mir nun gelingen wird. Bitte, sei auch Du nicht verzagt. Mein Glück ist auch Deines.“

„Ich — bin nicht mehr verzagt, Fritz.“

Stirn an Stirn standen sie einander gegenüber. Dasselbe kindesreine, aber hohe Gefühl strahlte aus Beider Antlitz.

„Sei ganz ruhig, Fritz! Was auch kommen mag, ich thue nichts Schlechtes. Wir werden uns vielleicht auf lange trennen; aber, wenn Du es nicht vergißt, dann sehen wir uns wieder: ich vergesse Dich nicht.“

„Und ich, Isa — ja, siehst Du, wenn man nur ausdrücken könnte, was man fühlt. Ich möchte überfließen von all’ dem Schönen, das Du mir bist und immer sein wirst; aber sagen — nein, Isa, sagen kann man das nicht, wenn man kein Dichter ist.“

Er beugte sich vor, zaghaft fast und doch voll Verlangen. Seine Lippen berührten ihren leuchtenden Scheitel, einen Augenblick nur, denn sie zuckte furchtsam zurück. Als er dann aber erschrocken über seine Kühnheit eine Entschuldigung stammelte, als er mit einem letzten zärtlichen Blick sie anlächelte und dann, getragen von seines Herzens Seligkeit, hinausstürmte, da stieg ein Leuchten aus ihrer jungen Seele empor und breitete sich über ihr bleiches Gesichtchen, daß es war, als stände sie im Sonnenschein.

— — — — — — — — — — — — —

Niemand hatte bemerkt, wann sie das Haus verlassen; aber kaum eine halbe Stunde später, als der Major zu ihr hineinging, da war ihr Stübchen leer — Isa fort. Nichts von ihren Habseligkeiten hatte sie mitgenommen,

als was sie anhatte: ihr ärmliches Hauskleid, ihren alten Wintermantel und das Hütchen dazu.

Der Major wandte sich an das Polizeibureau, aber seine Bemühungen blieben erfolglos: Isa war verschwunden.

„Nicht das Schlimmste, wenn sie in's Wasser gegangen wäre!“ sagte die Frau Major, die anfing, sich über die finstere Miene und das gedrückte Wesen ihres Gatten zu ärgern.

„Du bist herzlos!“ brauste er auf.

Aber Fritz, der mit gutem Appetit am Tisch saß und den Mund wie den Kopf voll hatte, blinzelte den Major verschmitzt an.

„Keine Sorge, Schwager; dazu ist sie zu gut und zu tapfer!“

Nach Tische nahm der Major den Erfinder bei Seite: „Teufelsjunge, weißt Du, wo sie ist?“

„Nein, aber ich kenne doch die Isa. Auf Eine, wie die, baut man felsenfest. Wenn Du das nicht kannst, thust Du mir leid.“

* * *

Es war Frühling, überall sproßte und duftete es. Durch das zarte Grün der Bäume säuselten Mailüfte. Der wilde Wein in seinem jungen Blätterschmuck rankte an den weißgetünchten Wänden des Häuschens hinauf, bis unter das Dach, und der Fliederstrauch unter dem Fenster mit den grünen Laden öffnete seine Blüthenknospen.

Der alte, halbblinde Oberprediger saß in seinem Lehnstuhl vor dem offenen Fenster; sein langes, sehr spärliches weißes Haar erzitterte, so oft ein Lüftchen hereinstrich. Er merkte es kaum. Trübe brütete er vor sich hin. Was sollte ihm der Frühling? In seiner Seele war es Winter — Winter, ohne Ende.

„Soll ich lieber das Fenster schließen, Herr Oberprediger?“ fragte eine sanfte, jugendliche Stimme.

„Bitte, liebe Friederike!"

Der Greis wandte sein Antlitz der Sprecherin zu, obgleich seine schwachen Augen kaum die Umrisse von ihr unterschieden. Sie war eben eingetreten, die Haushälterin und Pflegerin des alten Herrn, der sich keine Vorstellung machte, wie jung sie in Wahrheit noch war, und wie sie eigentlich aussah.

Vor einem halben Jahr war sie auf seine Anzeige in dem Kreisblatt als Vorleserin in sein Haus gekommen, allerdings nur einige Stunden Nachmittags. Dann erfuhr er durch seine alte Haushälterin, daß sie eine Waise sei, in dem Städtchen bei einer Wäscherin wohne und ihren Unterhalt durch Spitzenklöppeln erwerbe.

Seine alte Wirthschafterin, die längst eine Stütze im Haushalt hätte brauchen können, machte ihm den Vorschlag, die Vorleserin ganz in sein Haus zu nehmen, derartig, daß ihr anstatt des kleinen Honorars freie Station bewilligt werde.

Gern nahm das junge Mädchen dies Anerbieten an, und als bald darauf die brave Frau Mosch starb, trat Friederike an ihre Stelle. Seitdem das junge Mädchen um ihn waltete, fühlte der alte Mann sich weniger weltverlassen, weniger vereinsamt. Sie hatte eine eigene wohlthuende Art, für ihn zu sorgen und ihn von seinem freudlosen Grübeln abzulenken. Auch äußerlich hatte er sich nie so behaglich gefühlt seit dem Tode seiner Gattin. Riekchen wußte besser, was ihm fehlte, und was er nöthig hatte, als er selbst. Sogar im Essen und Trinken verspürte er eine angenehme Veränderung. Immer kochte sie, was er am besten mit seinen paar Zähnen beißen konnte, und was sein schwacher Magen am leichtesten verdaute.

„Ist die Zeitung da, Riekchen?" fragte er freundlich.

„Eben hat der Postbote sie abgegeben, Herr Oberprediger."

„Sagen Sie, Riekchen, Sie haben wohl noch nicht Zeit,

mir das Feuilleton vorzulesen? Ich bin wirklich gespannt, wie die Erlebnisse des Majors nach dem Kriege sich fortspinnen. Hoffentlich findet er seine Schwester noch am Leben!"

Das junge Mädchen lächelte; aber der alte Herr sah es nicht, auch nicht den goldenen Schimmer, den die Sonne um ihr Köpfchen wob.

„Blos ein halbes Stündchen, Riekchen! Das Essen kann so lange warten."

„Es kocht von selbst, Herr Oberprediger," entgegnete sie, mit einer inneren Rührung kämpfend. „Ich habe Zeit."

Als sie anfing zu lesen, horchte er auf — dann: „Ihnen ist doch wohl, Riekchen? Mir däucht, Sie haben eine belegte Stimme."

„O — das ist nichts! Ich fühle mich sehr wohl — immer, seitdem Sie mich aufgenommen haben, Herr Oberprediger."

Der alte Herr nickte zufrieden. Nichts berührte ihn angenehmer, als wenn sie durchschimmern ließ, daß sie gern bei ihm war.

„Dann lesen Sie, Riekchen! Aber bitte, hübsch der Ordnung gemäß: Neunzehnte Fortsetzung, nicht wahr?"

„Die Kriegserinnerungen des Majors!" las das junge Mädchen mit ihrer klaren, weichen Stimme. „Neunzehnte Fortsetzung."

Kein Wort ließ der alte Herr sich entgehen. Von Anfang an hatten ihn diese „Kriegserinnerungen" ungemein interessirt. Manches darin erschien ihm bekannt, als hätte er es schon einmal gehört, besonders die Vorgänge während des Krieges selbst. Nun aber kam etwas Neues.

Der glorreiche Friede war bereits geschlossen. Der Major zog mit seinem Regiment, das so arg gelitten hatte, in Berlin ein. Dann begann die hohe Woge der nationalen Begeisterung zu verrinnen. Der Major dachte daran, ein

Weib zu nehmen. In der Erinnerung an seinen unvergeßlichen Kameraden, der durch Verrath gefallen, warb er um eine Schwester desselben. Inzwischen spielte sich in dem Hause seiner Eltern ein Drama ab. Seine eigene schöne, vielgeliebte Schwester verließ heimlich das Vaterhaus, in dem Niemand Verständniß hatte für das Ringen und Vorwärtsstreben ihres jungen, kräftigen Geistes.

Der Greis in seinem Lehnstuhl wurde immer unruhiger. Auf seinen welken Wangen sammelte sich ein dunkles Roth.

„Soll ich aufhören, Herr Oberprediger? Es — ermüdet Sie."

Die junge Vorleserin hatte die vier Spalten unter dem Strich längst ausgelesen, und die Lektüre fortgesetzt aus einem Manuskript auf ihrem Schoß.

„Weiter, weiter!"

Der Major erzählte von seiner Schwester, von ihren Idealen, ihrem Kampfe mit den Vorurtheilen der Eltern; wie sie ihren eigenen Weg ging, in's Elend, wie der Durchschnittsmensch sagen würde. Aber sie empfand es nicht als solches. Sie lebte sich aus, ein zielbewußter Mensch. Dann klopfte die Liebe bei ihr an, eine große, siegreiche Liebe voll Glück und Schmerz. Ihre kurze Ehe trennte der Tod des geliebten Gatten.

Mit einer zitternden Bewegung unterbrach der Greis die Vorleserin.

„Hören Sie, Riekchen," sagte er aus seinem Gedankengange heraus, der sich immer mehr entwirrte: „Jetzt hätte sie zu den Eltern zurückkehren müssen."

Seine eigenen Erinnerungen glühten auf, wie das Abendroth an dem umnebelten Horizont, und recht in dem hellsten Scheine sah er seine schöne, begabte Tochter, die Verstoßene, die im Elend Umgekommene.

„Und ihr Kind?" fragte die Vorleserin schüchtern.

„Mitbringen —"

„Die erzürnten Eltern hätten sie vielleicht nicht aufgenommen.“

„Ich sage Ihnen, Riekchen, sie hätten es gethan, wenn sie gewußt hätten, daß sie rechtschaffen und brav geblieben war.“

„Oder — vielleicht — sie hätten ihr nicht geglaubt. Den Unglücklichen glaubt man nicht leicht.“

„Ach, Riekchen, Sie wissen ja nicht — die armen Eltern verzehrten sich vor Sehnsucht nach ihrer Tochter. Die Mutter, glaube ich, ist daran gestorben!“

„Warum verstießen sie sie, warum kümmerten sie sich nachher nicht um sie?“ fragte Riekchen eifrig.

Der alte Herr beunruhigte sich. Sein Gleichgewicht gerieth in's Schwanken; sein Gewissen verlangte ein offenes Bekenntniß.

„Sehen Sie, Kind, die Vaterwürde macht sich breit,“ begann er zögernd. „Sie will sich nichts vergeben. Es handelt sich um den Ungehorsam der Tochter. Man redet sich in seine Vaterrechte hinein und vergißt dabei seine Vaterpflichten, und — zuguterletzt — man nährt gewaltsam den Groll, um den Schmerz zu betäuben. So kommt es, daß die arme Mutter vor der Zeit dahinwelkt, und der Vater auf seine alten Tage vereinsamt.“

Das zarte Gesichtchen der Vorleserin leuchtete auf; voll Zärtlichkeit suchte ihr Blick den müden, gequälten Greis.

„Sagen Sie mir, Herr Oberprediger, warum nahm der arme Vater denn nicht seine Enkelin zu sich?“

„War's ein Mädchen?“ murmelte der alte Herr für sich. „Ich dachte, ein Knabe wäre es gewesen.“

„Erinnern Sie sich,“ fuhr die Vorleserin fort. „Der Major spricht doch von seiner Nichte, und daß der Großvater nie mehr zu ihm gekommen sei, seitdem er das Kind in dem Hause seines Sohnes wußte.“

„Lieber Himmel, nichts als der alte, dünkelhafte Eigensinn, Riekchen; außerdem — sehen Sie — die Frau Major war mir stets eine unangenehme Dame —"

„Ihnen, Herr Oberprediger?" fragte das junge Mädchen. „Kannten Sie sie denn? Es ist doch nur eine Geschichte, die wir lesen. Wer weiß, ob das Alles wahr ist."

Der alte Herr bemerkte nicht den halb schelmischen, halb triumphirenden Blick in den dunklen Augen seiner Vorleserin. Er weilte bei Vorgängen aus seinem eigenen Leben.

„Meine Tochter, meine goldene Isabell!" murmelte er, und seine halbblinden Augen schauten zurück auf ein junges, schönes Mädchen mit prächtigem rothgoldenem Haar. Dann seufzte er. Das vergrämte, vornehme Gesicht der Gattin sah er. „Mein armes Weib! Ohne den Trost, mit ihrem einzigen Kinde versöhnt zu sein, mußte sie von hinnen. Und ich — und ich —"

Leise erhob die Vorleserin sich. Ein Sonnenstrahl stahl sich durch das Fenster und liebkoste ihren Scheitel, daß er wie eitel Gold schimmerte.

„Lieber Herr Oberprediger," sagte sie bebend, „wenn sie jetzt käme, die Tochter Isabell's, die Waise aus dem Hause des Majors, die von seiner Frau Verstoßene, Mißhandelte, die Heimathlose, würden Sie — —"

Ihre Stimme ging in einen leisen, schluchzenden Laut über, der wie ein Hilferuf an das Herz des Greises schlug. Die Hände auf die Armlehnen seines Stuhles gestützt, richtete er sich auf; seine Augen bekamen Glanz, als sie suchend umherirrten und auf der Gestalt, in der Frühlingssonne vor ihm, haften blieben.

„Wo — wo ist sie, meine Enkelin, das Kind meiner Isabell? In meine Arme will ich sie nehmen, hier — hier, und sie halten, bis ich —"

Die Erschütterung übermannte ihn. Er sank in seinen

Stuhl nieder; aber zu gleicher Zeit fanden seine tastenden Hände ein Köpfchen, das sich an seine Kniee schmiegte, und zwei liebevolle Arme legten sich um seinen morschen Leib.

„Großvater, da bin ich — längst bei Dir — in Deinem Schutze! Nicht Riekchen, sondern Isa, Isabell's Waise!"

— — — — — — — — — — — — —

Der Oberprediger an seinen Sohn, den Major. Nach Diktat:

„Mein lieber Sohn! Daß ich mich einer andern Hand zum Schreiben bediene, wird Dich schwerlich überraschen, wohl aber, daß es keine fremde ist, sondern die meiner vielgeliebten Enkelin Isa. Wie sie herkam? — Ich bin so voll des Dankes und der Freude, daß ich meine schwachen Gedanken zu einem korrekten Bericht nicht zu sammeln vermag. Als Vorleserin führte die Kleine sich bei mir ein, führte mir dann die Wirthschaft, pflegte mich und veröffentlichte nebenbei eine Geschichte unter dem Titel: ‚Die Kriegserinnerungen des Majors.' Alle Zeitungen sind voll ihres Lobes. Junge, Du hast einen Biographen gefunden in einer Dichterin. Ja, das ist unsere Isa: so ergreifen, so rühren und so fesseln kann nur eine Dichterin. Ich bekam die Geschichte in der zweiten Hälfte aus dem Manuskript zu hören, früher als sie in unserer Zeitung erschien. Nächstens kommen nun die gesammten ‚Kriegserinnerungen' als Buch heraus. Dann sollst Du sie lesen, und staunen! Isa's Honorar beläuft sich bereits an tausend Mark. Ahnst Du nun etwas? Fällt Dir nun die schändliche Beschimpfung ein, die Deine lieblose Frau — doch ich will nicht bitter werden! Habe ich doch in gleicher Weise gegen die eigene Tochter gefehlt. Höre also: Isa hatte die Kriegserinnerungen damals schon beendet, und sie waren von einer Zeitschrift erworben worden. In ihrer Unschuld bildete Isa sich ein, das Honorar dafür gehöre

nicht ihr, sondern Dir, weil das Material der Schilderungen Dein geistiges Eigenthum war. Das erste, ihr bewilligte Honorar hatte sie noch nicht erhalten, als der Student, der wohl noch bei euch ist, durchaus Geld für seine Erfindung brauchte. Laß Dir von ihm erzählen, unter welchen Bedingungen Deine Frau es ihm zu geben gewillt war. Du weißt — die Kinder hingen aneinander. Isa wollte Rath schaffen. Sie schrieb an die Redaktion der Zeitschrift und bat um den Ertrag vor Abdruck ihrer Arbeit. Es wurden ihr zweihundertundfünfzig Mark ausbezahlt. Das wird die Frau Major wohl zur Genüge aufklären über den damals in Isa's Portemonnaie gefundenen Schein. Jetzt besteht unsere Verfasserin darauf, Dir wenigstens die Hälfte des gesammten Honorars zu übermitteln. Sie meint, die Kriegserinnerungen wären wenigstens gemeinsames Werk des Erzählers und der Schreiberin.

Dem Fritz läßt sie sagen, er brauche sich jetzt, da Alles an den Tag gekommen sei, nicht zu beeilen, seine Schuld abzutragen; aber fleißig sein sollte er und etwas aus seinem Erfindertalent machen: das Kind glaubt nämlich fest daran. Wir laden Dich und Fritz zu einem Pfingstbesuch ein.

Es grüßt euch herzlich

euer alter, glücklicher Großvater und seine kleine, vielgeliebte Enkelin."

Der Major an seinen Vater, den Oberprediger.

„Also ist es endlich Tag geworden, mein Alter! Meine Kriegserinnerungen sollen leben, die Wunder gewirkt haben! Und das Kind, das Wurm — eine Schriftstellerin! Was hab' ich armer Mann um das Wurm ausgestanden. Schlank bin ich vor Herzeleid geworden, fünfundzwanzig Pfund habe ich eingebüßt, und nun kommen wir Alle zu unserem Recht: das Wurm, ich und meine Kriegserinnerungen.

Einer freilich hat mich gründlich beschämt: der verflixte Erfinder! So oft ich lamentiren wollte, hat er Isa's Partei genommen. Auch mit dem elektrischen Hausschlüssel wird es ernst. Das Ding ist angefertigt worden, und mehrere Sachverständige haben ein schmeichelhaftes Gutachten darüber abgegeben. Der Bengel wird sein Patent bekommen. Noch mehr: ein paar unserer tüchtigsten Elektrotechniker sprechen unserem Exstudenten ein riesiges Talent zu. Er arbeitet jetzt in der großen Fabrik.

Meine Frau ist seit einiger Zeit recht leidend. Sie rechnet im Stillen darauf, daß Isa's Großmuth und Deine christliche Milde den Schleier der Liebe über gewisse Vorgänge decken werden. Sie nimmt sich ihre Verirrungen wirklich zu Herzen, um so mehr, da sie längst über ihre schneidige Paula aufgeklärt worden ist. Ein paar Wochen nach der Katastrophe verschwand die Person Knall und Fall von der Bildfläche, und mit ihr die Diamantbroche meiner Alten. Ein Weilchen tiefes Dunkel mit Streiflichtern von Ahnungen. Dann erscheint eine Dame, welche von uns Referenzen über die Schneidige einziehen möchte. Die Person befindet sich als Zofe seit einigen Wochen bei ihr, und die Dame bemerkt, daß ein Gegenstand nach dem andern von ihrem Firlefanz wegkommt. Na, meine Amanda legte sich die Buße auf, offen Farbe zu bekennen. Wie die Schneidige sie überlistet und betrogen, und welch' großes Unrecht sie ihrerseits meiner Nichte gethan habe, von deren Unschuld sie längst überzeugt sei — seit dem Verschwinden der Diamantbroche nämlich.

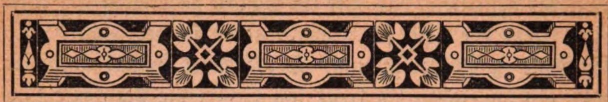
Die famose Paula mußte wohl Wind bekommen haben, daß ihre neue Dame meine Frau aufsuchte, denn als jene nach Hause kam, war das Zöfchen mit Sack und Pack über alle Berge. Man hat sie laufen lassen. Ihrem Schicksal wird sie ja doch nicht entgehen.

Ich komme natürlich. Meine Reise wird von dem

Honorar bestritten, das mir im Schlafe zugefallen ist. Den Rest kriegt der Fritz für seine Studien in der Fabrik oder für seine nächste Erfindung. Der Bengel kommt natürlich auch mit zu euch. Er freut sich riesig, die berühmte Isa wiederzusehen. Also bis dahin, Alterchen.

Es grüßt euch von Herzen euer Major."





Ein Besuch im Institut Pasteur.

Skizze von **Ernst Montanus.**

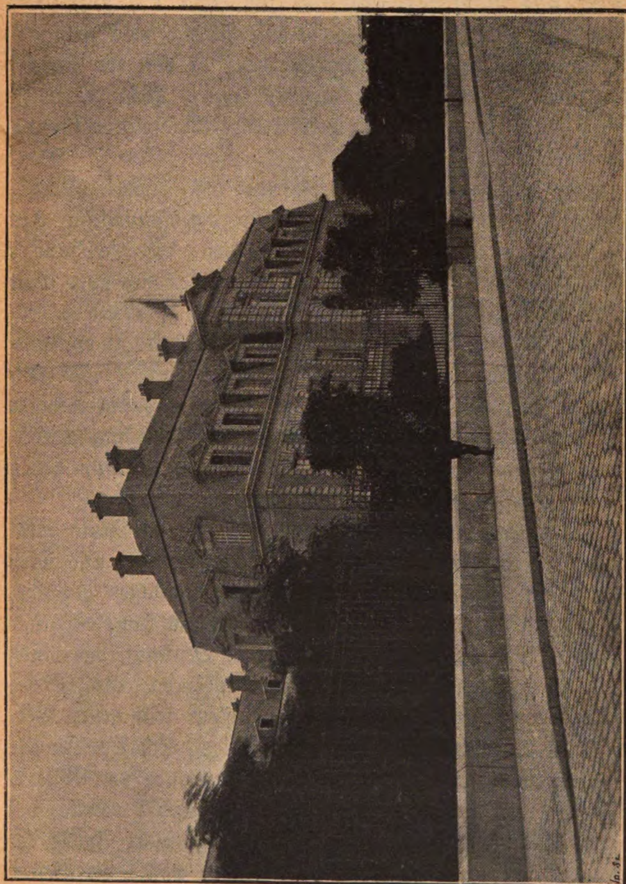
Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In einer stillen Straße von Paris, der auf den Boulevard von Vaugirard sich öffnenden Rue Dutot, befindet sich eine Anstalt, die Weltruf genießt und auf den Namen eines der größten Pfadfinder auf dem Gebiete der Wissenschaft getauft ist, der sie in's Leben gerufen hat und an ihrer Spitze steht: das am 14. November 1888 eröffnete Institut Pasteur. Gerade in neuester Zeit ist diese der Forschung und dem Wohle der Menschheit geweihte Stätte wiederum vielfach genannt worden, aus Anlaß neuer Untersuchungen und Entdeckungen, die von den Schülern und Mithelfern des berühmten Chemikers und Mikroskopikers gemacht worden sind. Unsere Leser werden uns daher gewiß mit lebhaftem Interesse durch die Räume dieser Anstalt begleiten.

Als Pasteur am 26. Oktober 1885 der Pariser Akademie der Wissenschaften die durch seine Impfungen mit Wuthgift bewirkte Heilung des jungen Elsässers Meister mittheilte, entstand nicht nur in der gesammten wissenschaftlichen Welt eine tiefe Bewegung, sondern es strömten auch nach

jenem ersten Erfolge alsbald so zahlreiche, von tollen Hunden gebissene Personen herbei, daß Pasteur eiligst einen



Das Institut Pasteur in der Rue Dutot zu Paris.

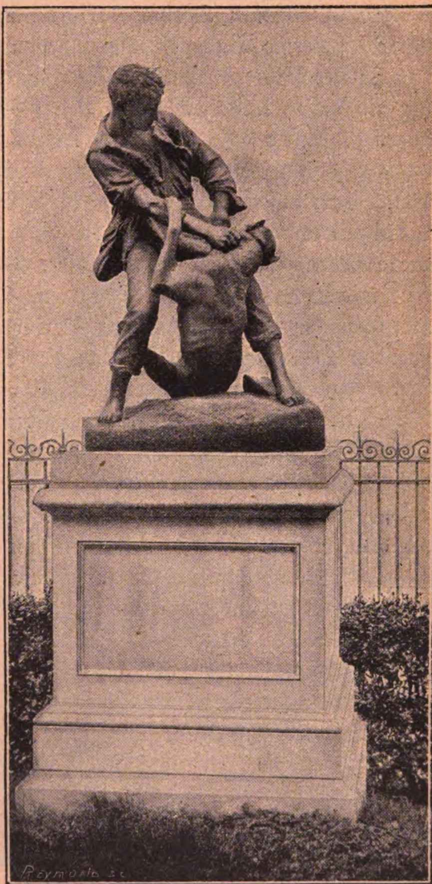
Spezialdienst einrichten mußte. Die Impfungen wurden zunächst in einem Nebengebäude der Ecole normale vorgenommen, alsbald jedoch aber auch eine internationale

Sammlung eröffnet, um für Pasteur eine eigene Anstalt zu errichten. Die Sammlungen ergaben eine Summe von über 2½ Millionen Franken; für etwa 1½ Millionen davon ist das Institut Pasteur mit Allem, was dazu gehört, erbaut und eingerichtet worden, so daß der Anstalt noch eine Million als Dispositionsfonds verblieb, wozu noch jedes Jahr eine sehr beträchtliche Staatsunterstützung kommt.

In erster Linie ist das Institut als Schutzimpfungsanstalt gegen Hundswuth und für die Herstellung des Schutzgiftes in's Leben gerufen worden; die Forschungen Pasteur's und seiner Gehilfen beschränken sich aber nicht auf diese entsetzliche Infektionskrankheit, sondern sie erstrecken sich auf die Ursachen der ansteckenden und epidemischen Krankheiten überhaupt und ihre Heilung. So wird namentlich im Institut durch Dr. Roux das unter seiner Leitung hergestellte Heilserum gegen Diphtherie angewendet, und ebendort hat Dr. Marmorek jetzt sein Heilserum gegen Streptokokkeninfektion erprobt.

Der stattliche Bau des Instituts ist im Style Ludwig's XIII. aus Stein- und Ziegeln aufgeführt und wird durch ein Gitter, hinter dem man Baumanlagen gewahrt, von der Straße getrennt. Gegenüber dem Haupteingange befindet sich ein in Bronze gegossenes Denkmal, das einen mit einem tollen Hunde kämpfenden Knaben darstellt. Dieser war der zweite Patient, an dem Pasteur sein neues Verfahren erprobte. Der fünfzehnjährige Schäfer Jupille hütete seine Heerde in der Nähe der Gemeinde von Villers-Farlay im Jura, als er einen tollen Hund bemerkte, der mit schäumendem Rachen auf eine Schaar spielender Kinder losstürzte. Der muthige Knabe packte die Bestie, band ihr das Maul mit seiner Peitschenschnur zu und erschlug sie dann mit einem Holzschuh. Jupille war aber bei dem ersten Ringen an beiden Händen furchtbar gebissen

worden und begab sich daher auf den Rath eines Arztes nach Paris, wo er sich sechs Tage nach dem Vorfalle in Pasteur's Laboratorium in der Rue d'Ulm vorstellte und unverzüglich in Behandlung genommen wurde.



Das Jupille-Denkmal.

Gegenwärtig ist Jupille, dem damals die Akademie tausend Franken als Belohnung seines Muthes spendete, Laboratoriumsdiener am Institut Pasteur, und geht jedesmal an seiner eigenen Statue vorüber, wenn er den in den Stallungen des Instituts fortwährend befindlichen Kaninchen, Meerschweinchen und sonstigen Versuchsthieren ihr Futter bringt. Er stellt also gewissermaßen eine lebende Reklame für das Institut dar,

das freilich keiner solchen bedarf. Es bestehen übrigens auch außerhalb Paris Schutzimpfungsinstitute und zwar in Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Samara, Mailand, Neapel, Palermo, Budapest, Havanna und Rio de Janeiro. Das Pariser Mutterinstitut steht in ununterbrochenem Verkehr mit diesen Anstalten, deren Leiter fast Alle unter den Augen Pasteur's dessen Methode erlernt haben.

Nach dem Eintritt in das Gebäude schicken wir durch einen Diener unsere Karte an einen der Assistenten Pasteur's, an den wir empfohlen sind, und der auch alsbald erscheint, um in liebenswürdigster Weise unsere Führung durch die Säle und Laboratorien zu übernehmen. Die große Bibliothek schmücken die Büsten der Personen, durch deren Spenden in erster Linie der Bau der Anstalt ermöglicht wurde: darunter Kaiser Alexander III. von Rußland, der verstorbene Kaiser von Brasilien, der Sultan, Baron Alphons v. Rothschild, Frau Boucicaut, die verstorbene Besitzerin der großen Magazine „Au bon Marché“, u. s. w. Dann folgen die verschiedenen Laboratorien, unter denen dasjenige Pasteur's und das des Dr. Roux in erster Linie unser Interesse erregen; der Saal für Thierversuche, die Räume für die Schutzimpfungen und die verschiedenen Hörsäle, in denen beispielsweise Dr. Roux über die mikrobischen Methoden in ihren Anwendungen auf die Medizin und über die Heilserumtherapie, Professor Duclaux, der älteste Schüler und Mitarbeiter Pasteur's, über biologische Chemie, Chamberland über die Mikrobie in ihren Beziehungen zur Hygiene, Metschnikoff über seine Cholerauntersuchungen Vorlesungen halten.

Mit einem Gefühl der Ehrfurcht betreten wir das Laboratorium Pasteur's, der am 27. Dezember 1892 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat, infolge einer halbseitigen Lähmung durch Schlaganfall etwas hinkt, aber noch immer rastlos im Dienste der Wissenschaft, der er sein ganzes



Professor Louis Pasteur.

Dasein gewidmet hat, wirkt und schafft. Unzweifelhaft hat er durch die Entdeckung neuer Methoden der Wissenschaft große Dienste geleistet, und darf auf den von ihm

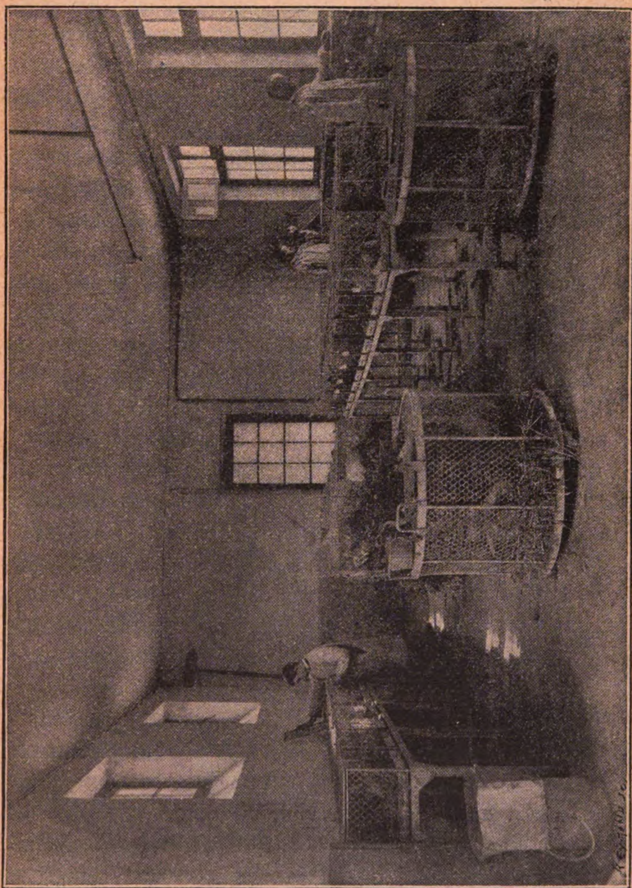
betretenen Forschungsgebieten als Bahnbrecher und Pfadfinder gelten. Dieses Verdienst wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß Pasteur mitunter die Tragweite seiner Entdeckungen überschätzt hat und zu sanguinisch in seinen Schlüssen gewesen ist, was ja auch anderen Forschern begegnet. Noch weniger aber darf unsere Würdigung des genialen Mannes durch seine mehrfach hervorgetretene nationale Eifersucht und Empfindlichkeit beeinträchtigt werden. Wiederholt hat er deutschen Gelehrten gegenüber eine unfreundliche Haltung angenommen und erst vor Kurzem dadurch von sich reden gemacht, daß er den preußischen Orden Pour le mérite sehr geräuschvoll ablehnte — noch ehe er ihm thatsächlich angeboten wurde. Dergleichen Schwächen können uns nicht abhalten, seinen Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete die verdiente Anerkennung zu zollen — ist doch die Schätzung fremden Verdienstes von jeher eine der schönsten Charaktereigenschaften des Deutschen gewesen.



Dr. Roux.

Pasteur ist auf das Forschungsgebiet der Seuchen erst gelangt, nachdem er sich bereits als Entdecker auf chemisch-

physikalischem Gebiete einen hochgeachteten Namen gemacht hatte. Seit 1858 hatte er sich insbesondere dem Studium



Der Saal für Thierversuche.

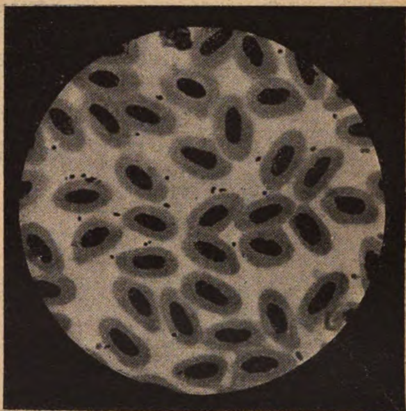
der Gährungs- und Fäulnißerscheinungen zugewendet, die ihn auf die Erforschung jener nur mit den stärksten Vergrößerungsgläsern wahrnehmbaren Organismen leiteten,

welche als Krankheitserreger eine so unheilvolle Rolle spielen, und ihn antrieben, nach Mitteln zu suchen, um die durch diese winzigen Feinde heraufbeschworenen Gefahren zu bekämpfen. So ist Pasteur, der Chemiker, zu Entdeckungen gelangt, welche eine neue Aera der medizinischen Wissenschaften herbeigeführt haben, und mit lebhaftem Interesse betrachten wir in seinem Laboratorium die verschiedenen Präparate, welche uns unser liebenswürdiger Cicerone vorzeigt, und die gewissermaßen die wissenschaftliche Lebensarbeit des berühmten Forschers darstellen.

Die wichtigsten unter den bakteriologischen Untersuchungen Pasteur's sind diejenigen, wodurch er darthat, daß krankheitserregende Bakterien mehr und mehr ihre giftigen Eigenschaften verlieren, wenn sie unter gewissen Bedingungen längere Zeit hindurch künstlich gezüchtet werden. Er gewann nun nicht nur die Ueberzeugung, daß alle Ansteckungskrankheiten parasitische, d. h. durch sogenannte Mikroben bedingte Leiden seien, sondern auch, daß man durch Einimpfung einer Flüssigkeit, welche jene Mikroben in geringer Menge enthält, ein ähnliches Schutzmittel gegen die betreffenden Krankheiten gewinnen könne, wie es die Einimpfung der Kuhpockenlymphe gegen die Uebertragung der Menschenpocken bieten soll. Dies ist die sogenannte Immunisirung durch ein abgeschwächtes bakterielles Gift.

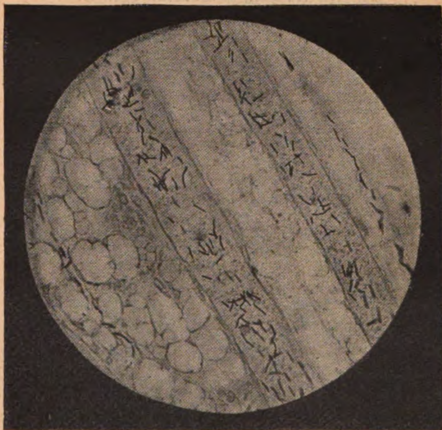
Den ersten Anlaß zur künstlichen Züchtung der Krankheitskeime und zu Schutzimpfungen damit bot Pasteur im Jahre 1880 die sogenannte Hühnercholera, eine durch Infektion mit charakteristischen diplokokkusförmigen Mikroben entstehende, überaus verheerende Geflügelseuche. Reinkulturen dieser Mikroorganismen erfuhren nach längerem Stehen an der Luft eine ihrem Alter genau entsprechende Verringerung ihrer krankheitserzeugenden Wirkung. Impft man gesunde Thiere mit einem derartig abgeschwächten

Gifte (Virus), so bekommen sie keine eigentliche Hühnercholera mehr, sondern nur eine leichte Erkrankung. Nachher erweisen sie sich als völlig immun (seuchenfest) auch gegen das unveränderte frische Gift.



Mikroben der Hühnercholera.

Alsdann wendete Pasteur im Verein mit anderen Forschern sich vorzugsweise dem Milzbrande zu, der ebenfalls durch einen mikroskopischen Organismus hervorgerufen wird. Er wies die Möglichkeit einer Abschwächung des betreffenden Krankheitsgiftes nach und empfahl daher zur Bekämpfung des Milzbrandes geradezu die obligatorische Schutzimpfung mit abgeschwächtem Milzbrandgift. Geheimrath Dr. R. Koch hat nun freilich nachgewiesen, daß diese Schutzimpfung gegen Milzbrand nur



Milzbrandbakteridien in Blutgefäßen.

einen beschränkten praktischen Werth besitze, aber auch er hat unumwunden zugegeben: „Durch Pasteur's Methode ist der Beweis für das Gelingen der künstlichen Immunisirung, d. h. des Geschütztseins vor Ansteckung, in vollstem Maße erbracht.“



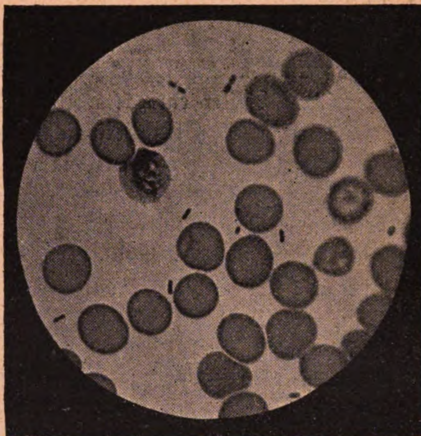
Mikroben der Pest, in Bouillon gezüchtet.



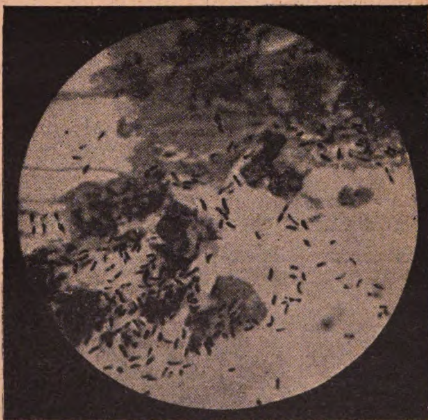
Milzbrandbakteridien in Meerschweinchenblut.

Noch weit größeres Aufsehen erregten Pasteur's Untersuchungen über die Natur und Wirkung des Hundswuthgiftes, auf die er dann seine Schutzimpfung gegen die Tollwuth gründete, die dem Ausbruche der Wuthkrankheit bei einem Menschen vorbeugen soll, der von einem tollwüthigen Thiere gebissen worden ist. Das Verfahren ist ja seiner Zeit so vielfach beschrieben worden, daß wir nicht nochmals darauf zurückkommen wollen. Ein

endgiltiges Urtheil über seinen Werth und seine Wirksamkeit läßt sich augenblicklich noch nicht abgeben, sondern es müssen in dieser Beziehung noch weitere Erfahrungen abgewartet werden. Bekanntlich haben die deutschen Regierungen aus diesem Grunde von der Errichtung Pasteurscher Impfinstitute noch abgesehen und das vorbeugende Verfahren (durch Hundesteuer, Maulkorbzwang, Hundesperre und Tödtung der verdächtigen Thiere) als ausreichend angesehen.



Mikroben der Pest im Blute.



Diphtheriebazillen.

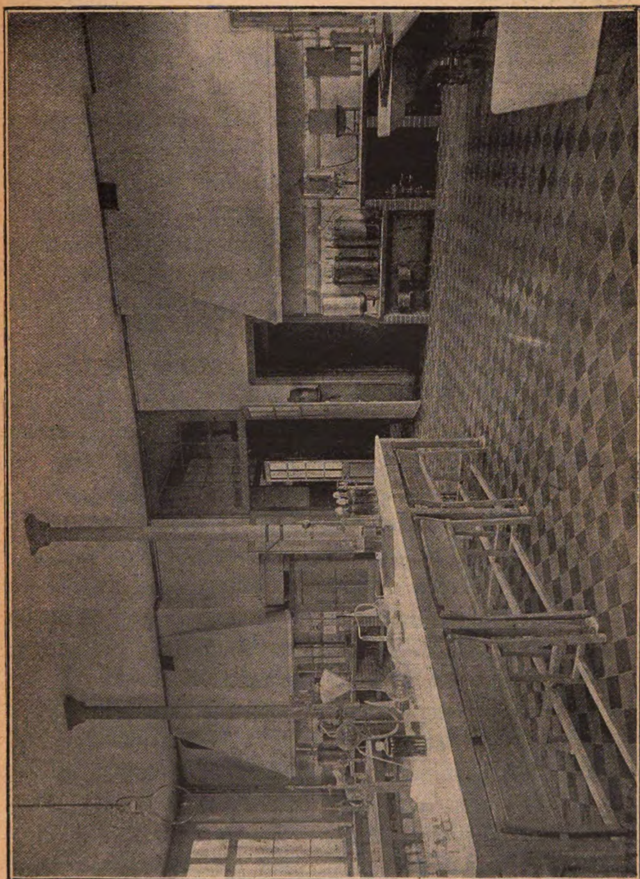
Wir betrachten alle die Präparate, welche uns die unheimlichen Erzeuger jener Krankheiten und noch zahlreicher anderer, wie Cholera, Diphtheritis, Pest u. s. w., unter dem Mikroskop zur Anschauung bringen. Die Mikroben

der Pest sind erst während der letzten Epidemie in Hongkong durch den Dr. Yersin, ehemaligen Präparator im Institut Pasteur, gleichzeitig mit einem in Europa gebildeten japanischen Arzte entdeckt worden.

Was nun den Diphtheriebazillus betrifft, so ist dieser von Professor Löffler entdeckt worden, der auch über die Natur des Diphtheriegiftes zuerst richtige Anschauungen ausgesprochen hat. Roux aber hat nach Professor Behring's Zeugniß „das Diphtheriegift zuerst genauer studirt. Einen Antheil an der Entdeckung des Heilserums selbst haben weder Löffler noch Roux jemals beansprucht. Der Letztere hat aber mit Erfolg die Herstellung des Heilserums unternommen, nachdem die deutschen Arbeiten darüber bekannt gegeben waren.“

Dr. Roux (geboren zu Confolens am 17. Dezember 1853 und früher Präparator des Professors Duclaux, bis er 1878 in Pasteur's Laboratorium eintrat) hat mit seinen Hilfsarbeitern am Institut, Martin und Chaillou, zuerst Thierversuche in großem Umfange mit dem Behring'schen Antitoxin angestellt, die den großen Heilwerth dieses Mittels zu bestätigen schienen. Dann wurde die Serumtherapie am Pariser Kinderhospital zur Anwendung gebracht, und auch hier wollen die genannten Forscher vorzügliche Ergebnisse erzielt haben. Sehr energisch ist Dr. Roux jüngst gegen den amtlichen Bericht des Professors Proust, Inspektors des Sanitätswesens, aufgetreten, welcher den Tod eines sechsjährigen Mädchens als direkte Folge der Serumbehandlung bezeichnete. Roux hat nachgewiesen, daß die Todtenschau in diesem Falle geradezu leichtfertig vorgenommen wurde. Das Mädchen sei vielmehr allen Symptomen nach an einer Infektion gestorben, hervorgerufen durch Mikroben von der Art, welche Streptokokkus genannt wird. Auch in Deutschland sind nach den für das erste Vierteljahr 1892 vorliegenden Beobachtungen von 232 Aerzten

in 191 Krankenanstalten so günstige Erfahrungen gemacht worden, daß sie zu weiterer Anwendung des Diphtherie-



Das Laboratorium des Dr. Roux.

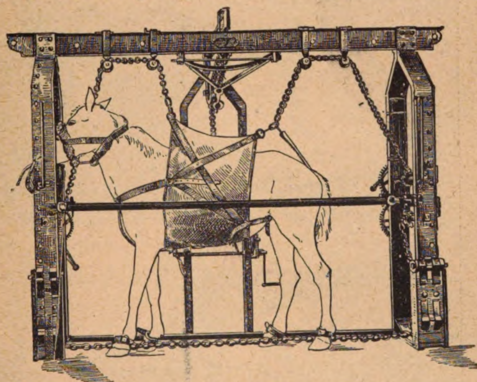
heilserums aufmuntern. Wir bemerken jedoch ausdrücklich, daß von einem irgendwie abschließenden Urtheil augenblicklich noch keine Rede sein kann. Eine nur einiger-

maßen sichere Beurtheilung wird sich erst nach einer längeren Beobachtungszeit in möglichst vielen Krankenanstalten erzielen lassen.

Für die Thierversuche befindet sich ein eigener Raum im Institut, wo außerdem Versuchsthiere in großer Zahl in eigenen Anbauten gehalten werden. Die Herstellung des Heilserums (die in Deutschland in zwei Laboratorien geschieht: nach der Methode des Professors Behring in Höchst am Main und nach jener des Dr. H. Aronsohn in der Schering'schen Fabrik zu Berlin) erfolgt dagegen nicht in der Anstalt, sondern auf der ihr durch Kammerbeschluß von 1884 zu diesem Zwecke überwiesenen Staatsdomäne von Villeneuve-l'Etang in der Nähe von Saint-Cloud.

Das Heilserum wird dort durch Immunisirung von Pferden gegen Diphtherie gewonnen, indem man ihnen zunächst eine geringe Dosis Diphtheritisgift einspritzt, wobei die Thiere, welche sich ungeberdig zeigen, durch einen besonderen Apparat vollständig unbeweglich gemacht werden. Es tritt dann eine etwa zwei Wochen dauernde Erkrankung des Thieres ein, die mitunter auch den Tod zur Folge hat; den wiedergenesenen Thieren wird nach einer Erholungspause eine stärkere Dosis eingespritzt, und so geht es schrittweise weiter, bis die Blutprobe denjenigen Antitoxingehalt zeigt, der für die beste Wirksamkeit des Heilserums bei seiner Uebertragung auf den Menschen festgestellt ist. Dann kann man den Thieren (nach sieben bis neun Monaten) allmonatlich etwa sechs Liter Blut (die Gesammtmenge beträgt in einem normalen Pferde etwa dreißig Liter) aus einer Halsvene entziehen. Das hieraus nach Abscheidung des sogenannten Blutkuchens gewonnene und sorgfältig filtrirte Blutwasser ist dann ohne weitere Behandlung das Heilserum, das nur noch einen Zusatz behufs besserer Haltbarmachung erhält.

Die neueste Entdeckung, welche aus dem Institut Pasteur hervorging, ist das Antistreptokokkin des Wiener Arztes Dr. Marmorek, welcher Vorstand der serumtherapeutischen Abtheilung der Anstalt ist. Es ist ein neues Heilserum, das gegen die Krankheiten, welche eine als Streptokokkus bezeichnete Mikrobe verursacht oder komplizirt, wirksam sein soll. Auf verschiedenen Pariser Kliniken wurde dies neue Mittel in mehreren hundert Fällen von Wundrose, Eiterung, Wochenbetterkrankungen, ja auch bei Scharlach, Diphtherie,

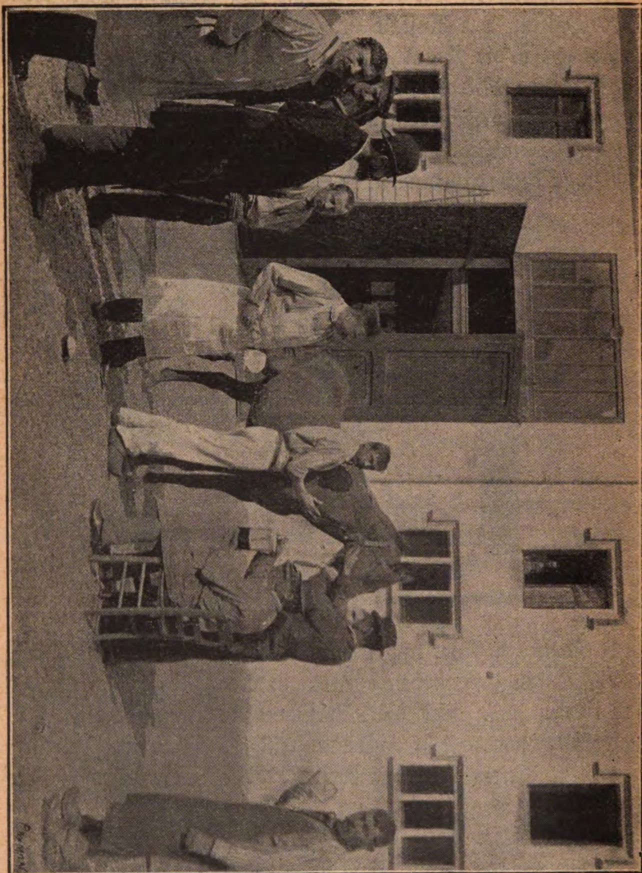


Vorrichtung zum Unbeweglichmachen der Pferde beim Impfen.

Influenza u. s. w. angewendet. Mit Rücksicht auf die erst zur Verfügung stehende geringe Menge des Serums behandelte man nur die allerschwersten Fälle damit. Die Erfolge waren sehr zufriedenstellend, besonders bei den reinen Streptokokkenkrankheiten, indem die Sterblichkeit kaum ein Prozent betrug.

Zur Herstellung dieses Mittels werden wiederum zunächst Thiere gegen den Streptokokkus immun gemacht, indem man ihnen gleichfalls eine schwache Dosis des Giftes unter die Haut spritzt. Das Pferd erkrankt daran, und wenn es hergestellt ist, vermehrt man steigend die eingespritzte

Giftmenge, wobei die Empfindlichkeit der Thiere eine sehr verschiedene ist. Es scheint jedoch nöthig zu sein, sehr



Blutentziehung zur Gewinnung des Heilserums.

kräftige Reaktionen bei den Versuchsthieren zu erzeugen, wenn man ein wirksames Serum gewinnen will. Gegen den sechsten Monat, wenn dem Thiere gegen zwei Liter von

der Giftkultur eingeimpft worden sind, ist sein Serum wirksam genug, um Kaninchen gegen die Wirkungen des Krankheitsgiftes zu schützen; es dauert aber gewöhnlich ein ganzes Jahr, um aus einem Pferde einen durchaus tadellosen Erzeuger von Heilserum zu schaffen. Dr. Marmorek hat in den „Annalen des Instituts Pasteur" eine eingehende Arbeit über dieses neue Heilmittel, seine Herstellung und Anwendung veröffentlicht. Er beschränkt sich darin auf die Anführung von Thatsachen und die Beibringung von wirklichen Ergebnissen, erklärt aber ausdrücklich, sich jeder voreiligen Schlußfolgerung zu enthalten.

Auf das gesammte Wirken dieser Anstalten aber lassen sich die schönen Worte anwenden, die ihr Begründer bei ihrer Eröffnung zur Kennzeichnung seiner Bestrebungen sprach: „Zwei große Gesetze scheinen in unseren Tagen einander zu bekämpfen: das eine ist das des Blutes und des Todes, immer neue Kampfmittel ersinnend und die Völker zwingend, sich stets für das Schlachtfeld bereit zu halten. Das andere ist das Gesetz der friedlichen Arbeit und des Heiles, das den Menschen nur von allen Heimsuchungen zu befreien sucht. Das eine strebt nach gewaltsamen Eroberungen, das andere nach der Erleichterung der Menschheit. — Welches von beiden Gesetzen wird über das andere triumphiren? Das weiß Gott allein; was wir aber versichern können, ist, daß unsere Wissenschaft Alles aufbieten wird, um im Dienste der Humanität die Grenzen des Lebens zu erweitern!" *)

Anmerkung d. Red. Bei Beginn der Drucklegung kommt aus Paris die Trauerkunde, daß der berühmte Gelehrte, dessen leidender Zustand bereits erwähnt wurde, auf seinem Landgute Garches bei Versailles am 28. September 1895 gestorben ist. Das Institut Pasteur wird natürlich in der bisherigen Weise und im Geiste seines Gründers weitergeführt werden.



Die Kraft der Zukunft.

Technologische Studie von **Max Elmfeld.**

Mit 7 Illustrationen.

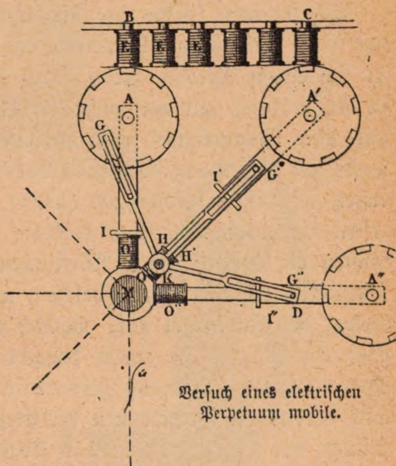
(Nachdruck verboten.)

Jene beiden räthselhaften Naturkräfte, die in ihrem Zusammenwirken die Grundlage der Elektrotechnik, der jüngsten unter den modernen Wissenschaften, bilden: Magnetismus und Elektrizität, sind keine „neuen Erfindungen“. Es hat aber Jahrtausende gedauert, bis der Weg gefunden war, sie dem Menschen dienstbar zu machen, bevor man ihren ganzen Werth als menschliches Arbeitsmittel erkannte.

Der Magnetismus ist offenbar früher bekannt gewesen als die Elektrizität. Wahrscheinlich kannten die Chinesen schon um 2500 v. Chr. die Richtkraft des Magnets, aber erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung war der Seekompaß im südlichen Europa bekannt. Seinen Namen hat der Magnetstein nach Lukrez von der Stadt Magnesia erhalten, wo ihn die Griechen zuerst fanden.

Von der Elektrizität finden wir die ersten Spuren um 600 v. Chr. in der Geschichte. Thales von Milet (640 bis 550 v. Chr.), der älteste unter den sieben Weisen Griechenlands, hatte beobachtet, daß der Bernstein (Elek-

tron), wenn man ihn rieb, die Fähigkeit erhielt, kleine Körper anzuziehen und sie dann wieder abzustoßen. Dieselbe Eigenschaft nahm man später noch an anderen Gegenständen (Glas, Schwefel, Harz u. s. w.) wahr und nannte diese elektrisch, um auszudrücken, daß sie die gleiche anziehende Kraft annähmen, wie das Elektron. Die Kraft selbst, welche elektrisch gemachten Körpern innewohnt, nannte man hiernach später Elektrizität.



Versuch eines elektrischen Perpetuum mobile.

Alle diese Körper müssen gerieben werden, wenn man sie in den elektrischen Zustand versetzen will, und deswegen bezeichnet man diese Art von Elektrizität als Reibungselektrizität. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts jedoch wurde die Beobachtung gemacht, daß zwei verschiedenartige Körper nach dem Reiben sich anziehen, während gleichartige geriebene Körper einander abstoßen — eine Thatsache, die als Grundlage der gesammten Elektrizitätslehre bezeichnet werden darf.

Die Geschichte der eigentlichen Elektrotechnik aber beginnt erst mit unserem Jahrhundert, als Volta, die Untersuchungen Galvani's weiterführend, fand, daß sich Körper auch ohne Reibung in einen elektrischen Zustand versetzen lassen. Er entdeckte, daß durch bloße Berührung zweier leitender Körper sich Elektrizität entwickelt, und daß man die gleiche Erscheinung durch die Berührung eines Metalls

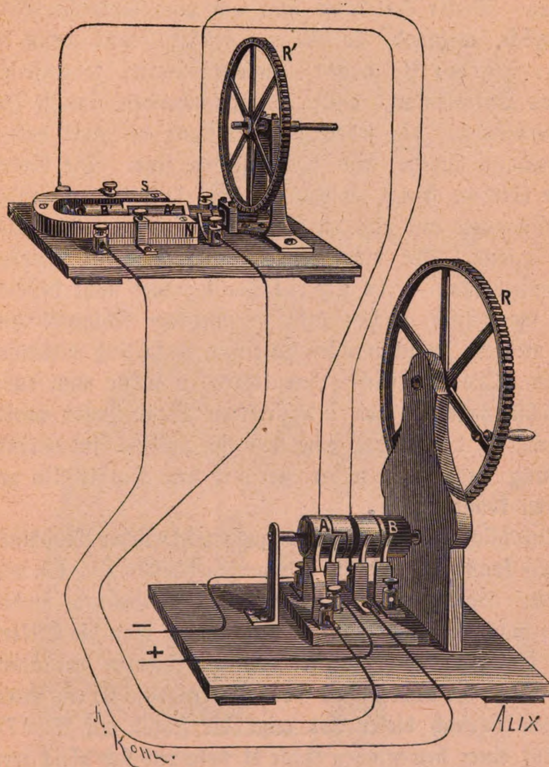
mit einer Flüssigkeit erzeugen kann — daß somit chemische Veränderungen eine Quelle elektrischer Energie bilden. Mittelst dieser Quelle ließen sich nun zwar bedeutend größere Mengen von Elektrizität wie durch Reibung erzielen, aber man konnte die galvanischen Batterien doch nicht zu elektrischen Anlagen in großem Maßstabe verwenden, aus dem einfachen Grunde, weil sie viel zu theuer waren.

Schon aber führte die Erzeugung elektrischer Kraft mit Hilfe galvanischer Batterien und ihre Eigenschaft, daß sie sich einem Strome gleich durch Drähte fortleiten läßt, in Verbindung mit der wichtigen Beobachtung Oerstedt's, daß eine Magnetnadel vom elektrischen Strome abgelenkt wird, zur Erfindung des Telegraphen. Davy bildete den ersten elektrischen Lichtbogen (1821), Sturgeon stellte die ersten Elektromagnete her (1824); Arago und Ampère suchten die wechselseitigen Wirkungen von Elektrizität und Magnetismus näher zu erforschen, und Faraday fand die Gesetze der Induktion auf, wonach ein elektrischer Strom oder ein Magnet in einem benachbarten Leiter ebenfalls eine elektrische Strömung hervorruft. Damit waren aber auch bereits die Grundvesten der Elektrotechnik im engeren Sinne, der Lichterzeugung und Kraftübertragung, gelegt.

Als man wußte, daß sich durch bloße Annäherung und Entfernung von Magneten und Drahtspiralen in den letzteren elektrische Ströme hervorbringen lassen, wurden dadurch zahlreiche Erfinder zur Konstruktion von Maschinen angeregt, welche jene Thatsache nutzbar machen sollten. Zuerst waren jedoch die auf diese Art erzeugten Ströme viel zu schwach, bis Pixii 1832 seine Maschine herstellte, welche die elektrischen Ströme durch Bewegung von Drahtspiralen und Magneten gegeneinander erzeugte, und deren Grundprinzip gleich dem aller späteren magnetelektrischen Maschinen darin bestand, daß Drahtrollen vor Magnetpolen rotiren.

In seiner einfachsten Form besteht ein derartiger Apparat

aus einem Magneten in Hufeisenform, welcher der induzirende Magnet heißt, und einem gleichfalls hufeisenförmig gebogenen Stücke weichen Eisens, auf dessen beiden Schen-



Das Deprez'sche System der Synchronisation der Bewegungen.

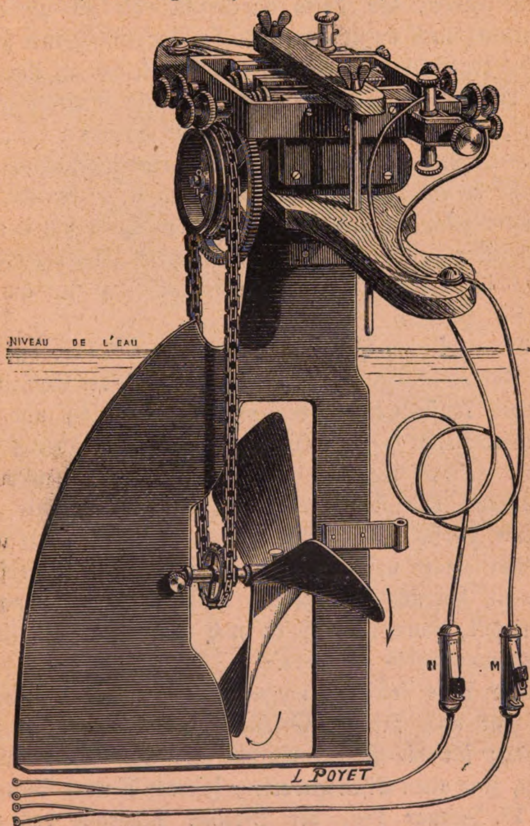
keln Drahtspiralen aufgewickelt sind. Bloße Drahtrollen würden schon genügen, man wickelt sie aber auf Eisenkerne, weil dadurch die Induktionsströme bedeutend stärker werden. Weiches Eisen, in die Nähe eines Magnetpoles

gebracht, wird nämlich selbst magnetisch und induzirt gleichfalls elektrische Ströme in den Spiralen, die mit dem Eisenkern zusammen als Induktor oder Anker bezeichnet werden. Dieser Anker ist nun um eine senkrechte Achse beweglich, während der Magnet feststeht, und wenn der erstere vor den Polen des Magneten rotirt, so entstehen in den Spiralen und einem sie verbindenden Drahte Induktionsströme, die jedoch ihre Richtung bei jeder halben Umdrehung ändern, also Wechselströme sind. Die Stärke dieser Ströme hängt ab von der Stärke der induzirenden Stahlmagnete und von der Geschwindigkeit der Umdrehung des Ankers. Um möglichst starke Ströme zu erzielen, kombinirte man — da sich ein Stahlmagnet nicht beliebig stark magnetisch machen läßt — mehrere Magnete und auch mehrere Induktorrollen zu einem einheitlich wirkenden System. Die beweglichen Induktorrollen suchte man dabei möglichst nahe an den induzirenden Magnetpolen vorbei zu drehen, da letztere eine um so größere induzirende Wirkung haben, je näher sie mit den Drahtrollen zusammen kommen.

Unzählige Formen solcher magnetelektrischer Maschinen wurden konstruirt und zu den verschiedensten Zwecken verwendet. Sogar zur Herstellung eines Perpetuum mobile suchte man sie nutzbar zu machen, indem man die Elektrizität die Längenverhältnisse von Hebelarmen verändern ließ, welche die bewegenden Gewichte trugen. Einen interessanten Versuch dieser Art zeigt die Figur auf S. 171.

Auf einer beweglichen Achse M befinden sich gleich weit voneinander stehende Speichen oder Hebelarme aus nicht magnetischem Material. Auf diesen können sich kupferne Hülsen auf und nieder schieben, die an dem äußeren Ende Zapfen haben, um die sich schwere eiserne Räder A, A', A'' u. s. w. drehen. Die Hebelarme M A, M A', M A'' u. s. w. können somit bald länger, bald kürzer gemacht

werden. Oben sind von B bis C die Elektromagnete E, E', E'' u. s. w. angebracht. Die Peripherie der Räder



Elektrisches Schraubenboot.

ist abwechselnd aus Theilen von Kupfer und von Eisen gebildet. Die Räder werden nun durch den elektrischen Strom zunächst von B bis C bewegt und fallen dann von C bis D. Um sie auf der anderen Seite wieder empor=

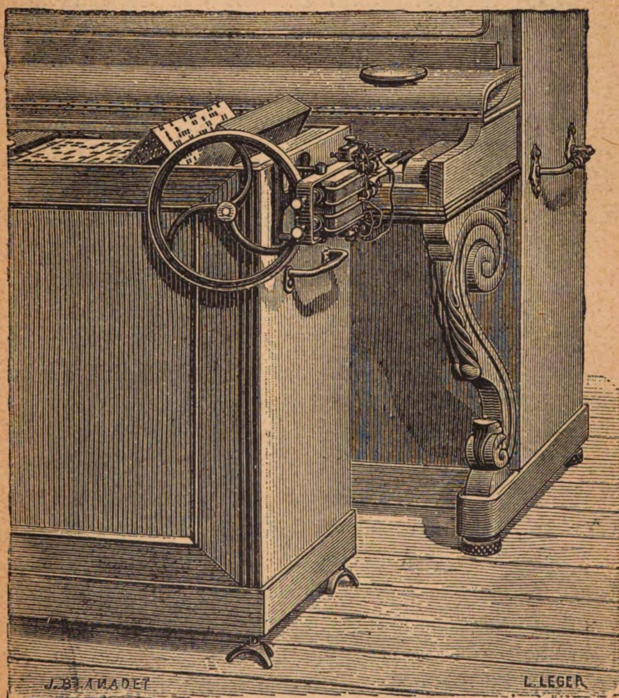
zubringen, müssen die Hebelarme verkürzt werden. Zu diesem Zwecke sind Gleitstangen, die oben eine schmale Rinne haben, auf ihnen angebracht, die sich um einen exzentrisch in K angebrachten Zapfen drehen. Ferner haben die kupfernen Hülsen unten ein Eisenstück I, das als Armatur für die unten auf den Speichen sitzenden Elektromagnete O, O′, O″ u. s. w. dient. Mittelst des hierdurch erzeugten Stromes und der Gleitstangen tritt eine Verkürzung der Hebelarme ein, bis die Räder wieder an die oberen Elektromagnete gelangen und nun das vorige Spiel sich wiederholt. Wir lassen uns mit diesen Andeutungen genügen, da es sich bei diesem Apparate in der That nur um ein „Spiel" handelt.

Ein wirkliches Perpetuum mobile, ein Ding, das sich fortwährend bewegt, wird sich auch mit Hilfe der Elektrizität niemals konstruiren lassen, weil die Reibung und der Luftwiderstand — zwei Hindernisse, die sich überall und immer geltend machen — die lebendige Kraft allmälig aufzehren. Auch die sogenannte Zambonische Säule, ein anderer Versuch dieser Art, bei dem ein Goldplättchen zwischen einem positiven und einem negativen Pole fortwährend hin und her pendelt, bleibt wohl jahrelang in Thätigkeit, dann aber ist es auch mit diesem elektrischen Perpetuum mobile zu Ende.

Alle diese früheren magnetelektrischen Konstruktionen sind nur noch für die Geschichte der Elektrotechnik von Belang; für die Praxis wurden sie, wie man zu sagen pflegt, zum alten Eisen geworfen, seitdem Werner Siemens am 17. Januar 1867 der Berliner Akademie das von ihm entdeckte Dynamoprinzip vorlegte.

Siemens kam zuerst auf den Gedanken, der allerdings nahezu gleichzeitig auch noch von Anderen ausgesprochen worden ist, es müsse möglich sein, ohne einen besonderen Strom für die Magnete auszukommen, indem man diesen

durch die Maschine selbst gewinnen läßt. — Es ist in jedem Stücke Eisen von vornherein eine gewisse Menge Magnetismus vorhanden (der sogenannte remanente), und man kann daher aus einem in Hufeisenform hergestellten



„Pianista", ein elektrisches Klavier.

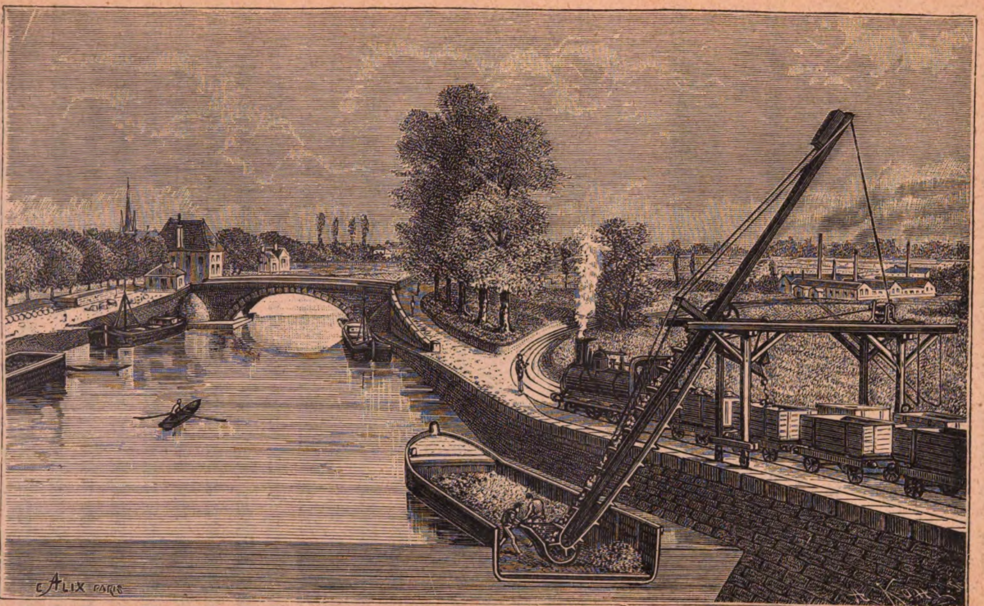
Kerne von weichem Eisen mittelst entsprechender Maschinen durch den remanenten Magnetismus in diesem Eisenkern Induktionsströme in Rollen erzeugen. Diese lassen sich dann wiederum benutzen, um den Kern stärker magnetisch zu machen, indem man sie durch Drähte, mit

denen der Kern in entsprechender Weise umwickelt ist, führt. Zuletzt freilich tritt doch eine Grenze ein, da sich das Eisen nur bis zu einem gewissen Grade magnetisch machen läßt.

Nach diesem berühmten Siemens'schen Dynamoprinzip werden alle dahin gehörenden Maschinen gebaut, wenn auch ihre Konstruktionsformen die mannigfaltigsten sind, die sich vor Allem durch die Gestalt der Magnete, die Dicke und Länge der Drähte, wie die Art und Anordnung des Induktors unterscheiden. Wir können hier schon aus räumlichen Rücksichten nicht über die verschiedenen Konstruktionen der Dynamomaschinen — auch kurzweg Dynamos genannt — uns eingehender verbreiten, sondern fassen vorzugsweise ihre Anwendung auf den Gebieten des Gewerbes, der Industrie, des Verkehrs und der Landwirthschaft in's Auge, die schon jetzt so zahlreich und ausgedehnt ist, daß man mit Fug und Recht die Elektrizität als die Kraft der Zukunft bezeichnen darf.

Einer der ersten, die das dynamoelektrische Prinzip zur Anwendung brachten, war der belgische Ingenieur Z. T. Gramme, der es mit dem von Pacinotti schon früher erfundenen, von Gramme in seine jetzige Form gebrachten und daher nach ihm benannten Ringe bei der Konstruktion seiner Dynamomaschine vereinigte und diese zu Beleuchtungszwecken verwendete. Zuerst hatte man fast ausschließlich Bogenlampen, bis Thomas Alva Edison die erste praktisch brauchbare Glühlampe herstellte, die er 1881 nach Paris auf die Ausstellung brachte.

Seitdem hat die elektrische Beleuchtung eine großartige Verbreitung gewonnen und ist längst auch schon in ganz kleinen Orten zu finden, wo billige Kraftquellen (Flüsse, Wasserfälle u. s. w.) zur Hand sind, aber dennoch bildet das elektrische Licht nur ein verhältnißmäßig kleines Gebiet der Verwendbarkeit des elektrischen Stromes.



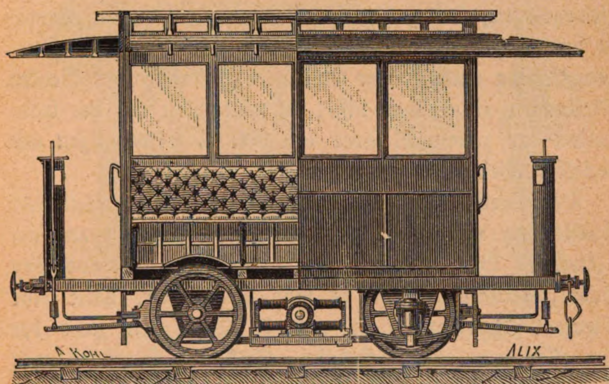
Elektrischer Krahn.

Wir sind mittelst der Dynamos im Stande, die ganze kolossale Arbeitskraft, welche die Natur dem Menschen in den Strömen, der Ebbe und Fluth, der Windbewegung u. s. w. zur Verfügung stellt, in elektrische Energie zu verwandeln und diese zur Arbeitsleistung zu verwenden. Wir vermögen ferner nicht nur Zeichen, Worte und Töne von einem Orte nach einem anderen, entfernten zu leiten, sondern ebenso Kraft, Arbeit. Und diese Arbeit einer Wasserkraft oder Dampfmaschine läßt sich sogar — um es bildlich auszudrücken — „auf Flaschen füllen", um Jedem, der sie nöthig hat, in Gestalt von sogenannten Akkumulatoren zugesandt zu werden.

Will man Elektrizität als treibende Kraft verwenden, so sind dazu jedesmal zwei Dynamomaschinen nöthig. In der ersten wird der elektrische Strom erzeugt, indem man eine vorhandene Wasserkraft benutzt oder die Maschine durch eine Dampfmaschine treiben läßt. Indem dann der mit Spulen von umsponnenem Drahte umwickelte und auf einer Achse befestigte Ring von weichem Eisen oder die Trommel in dem magnetischen Felde eines Hufeisenmagneten schnell rotirt, dessen Polenden sie umfassen, bildet sich der elektrische Strom. Leitet man aber umgekehrt von außen einen hinreichend starken Strom in die Dynamomaschine, dann dreht sich der Ring oder die Trommel in umgekehrter Richtung wie vorher. Man braucht also nur neben der ersten, krafterzeugenden Dynamomaschine an der Stelle, wo man die Kraft zur Arbeitsleistung braucht, noch eine zweite aufzustellen und mit der ersten durch Leitungsdrähte zu verbinden. Sobald dann der Strom geschlossen wird, setzt sich diese zweite Maschine in Bewegung, welche man auf andere Maschinen, die Arbeit leisten sollen, übertragen kann.

Der mittelst der Dynamomaschinen in einer Centralanlage erzeugte elektrische Strom wird durch Leitungen,

die den Gas- und Wasserleitungen entsprechen, an die Bedarfsstellen geführt und vertheilt. Er kann dort durch eingeschaltete Apparate in Licht oder Wärme umgewandelt, für chemische (in der Galvanoplastik u. s. w.) oder medizinische Zwecke benutzt werden; man kann ihn von den sekundären Dynamomaschinen, den Elektomotoren, aufnehmen lassen, und diese setzen ihn dann in Arbeit um, so daß er Sägen, Hämmer, Hobel und die verschieden-



Personenwagen der elektrischen Bahn Berlin-Lichterfelde (zum Theil im Durchschnitt dargestellt).

artigsten im Kleingewerbe nöthigen Maschinen treibt. Auf diese Art vermag die Vorhersagung des bekannten Optikers Steinheil in Erfüllung zu gehen, der bei Eröffnung der Eisenbahnlinie München-Augsburg vor fünfzig Jahren äußerte, daß die Dampfkraft viele Handwerkerexistenzen vernichten, daß aber die elektrische Kraft die schwindende Selbstständigkeit des Kleingewerbes neu beleben werde.

Ueberall, wo Elektrizitätswerke bestehen, leitet man von der Centralanlage die Elektrizität in die Häuser, wo sie nach Bedarf verwendet wird; schon werden ganze Städte

in dieser Weise beleuchtet und Industriebezirke mit Arbeitskraft versehen.

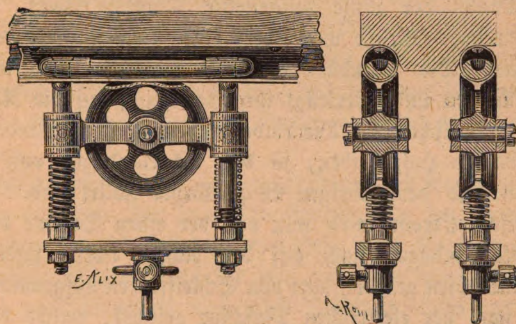
Eine der ersten Anwendungen war, daß man auf diese Weise Nähmaschinen trieb und somit das gesundheitswidrige Treten durch die auf der Maschine arbeitende Person selbst entbehrlich machte. Marcel Deprez konstruirte einen Motor, um mittelst desselben auf zwei voneinander entfernten Apparaten genau die gleichen Bewegungen zu erzeugen, das sogenannte System der Synchronisation der Bewegungen, das zahlreiche Anwendungen in der Praxis zu finden vermag. Wenn man beispielsweise auf der Ausgangsstation einen Zeiger auf einem Zifferblatt verschiedene Stellungen einnehmen läßt, so wiederholt auf der Endstation der zweite Apparat die gleichen Bewegungen mit derselben Geschwindigkeit.

Der Pariser Trouvé brachte auf die Pariser elektrische Ausstellung von 1881 ein elektrisches Velozipad und ein elektrisches Boot. Kurz darauf tauchte in England das Boot „Elektricity“ auf; es war aus Eisen, hatte eine Siemens-Dynamomaschine mit 40 Elementen, und der Propeller war eine Schraube. Das von Stephens und Rechenzaun gebaute elektrische Seeboot „Volta“ befuhr zum ersten Male mit Erfolg das freie Meer, und seitdem sind auch schon elektrische Torpedoboote gebaut worden. Der Betrieb erfolgt meistens mittelst sogenannter Sekundärbatterien oder elektrischer Akkumulatoren.

Mit dem elektrischen Klavier ist die Elektrizität auch in den Dienst der Musik gestellt worden. Der erste Versuch dieser Art, der „Pianista“ auf der Pariser Ausstellung von 1881, war ein mechanisches Klavier. Man stellte den Apparat vor ein gewöhnliches Piano und führte nun in den Pianista durchlöcherte Kartonblätter (wie beim „Ariston“ und ähnlichen mechanischen Spielwerken) ein. Es kam alsdann ein Musikstück auf dem Klavier zu Ge-

hör, indem die betreffenden Noten durch Hebelarme, die von dem Pianista nach den Tasten führten, angeschlagen wurden.

Dem Franzosen Bondet gelang der Bau eines Klaviers, das wie jedes andere Instrument gespielt wird, bei dem aber der elektrische Strom die Verlängerung des Tones bewirkt; eine wesentliche Vervollkommnung davon ist das elektrische Klavier von Dr. Eisenmann in Berlin. Auch



Kontaktwagen der von Siemens & Halske 1881 in Paris ausgestellten elektrischen Bahn.

bei der Orgel ist die Elektrizität neuerdings an Stelle der die Pfeifen öffnenden und schließenden Hebel getreten.

Es gibt elektrische Krahne, Aufzüge, Baggermaschinen u. s. w.; man benutzt die elektrische Kraftübertragung zum Bewegen landwirthschaftlicher Maschinen, und bedient sich der Elektrizität zur Reinmetallgewinnung wie zum Schmieden und Schweißen. Ferner lag es nahe, das Prinzip der elektrischen Kraftübertragung auch auf die Lokomotoren, die sich und ihre Last zugleich von der Stelle bewegen, zu übertragen. So entstanden die elektrischen Bahnen, die zunächst nur bestimmt waren, auf Schienenwegen von geringer Ausdehnung, außerhalb und innerhalb der Städte, an Stelle des Pferdebetriebes zu treten.

Wiederum war es Werner Siemens, der bahnbrechend voranging, indem er die erste kleine elektrische Bahn auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 ausstellte und dann die am 16.. Mai 1881 eröffnete Bahn Berlin-Lichterfelde herstellte. Von den durch Holzschwellen isolirten Schienen dient die eine als Hin-, die andere als Rückleitung. Die Kraft zum Betriebe der primären elektrischen Maschine gibt eine mit dieser in einem Maschinenhause auf etwa ein Drittel der Linie aufgestellte Dampfmaschine. Die Wagen haben Größe und Form eines kleinen Pferdebahnwagens. Die sekundäre elektrische Maschine liegt unter dem Wagen und überträgt ihre Bewegung auf die Räder durch Stahlschnüre. Die Räder haben zwischen Bandagen und Naben Holzscheiben, so daß die Bandagen von den Achsen und dem übrigen Wagenkörper isolirt sind. Der elektrische Strom wird nun von der einen Schiene durch die Radbandagen nach auf den Achsen isolirt sitzenden Metallbüchsen geleitet, dort von Schleiffedern aufgenommen und nach der elektrischen Maschine geführt, welche durch den Strom in Drehung versetzt wird. Auf gleiche Weise wie zur sekundären Maschine wird der Strom auch von ihr nach der andern Schiene geleitet, um von hier durch Verbindungsdrähte nach der primären Maschine zurückzugehen. Der Führer des Wagens bewirkt durch eine Kurbel die Ein- oder Ausschaltung wie die Umsteuerung des elektrischen Stromes.

Auf der Pariser Ausstellung von 1881 hatte die Firma Siemens & Halske dann eine elektrische Eisenbahn eingerichtet, bei welcher der durch die primäre elektrische Maschine erzeugte Strom in ein auf Isolatoren an Pfosten befestigtes Drahtseil geleitet und von hier mittelst eines auf dem Drahtseil rollenden sogenannten Kontaktwagens nach der unter dem Personenwagen liegenden sekundären Maschine geführt wurde. Die Rückleitung bildete ein ebenso wie das

erste befestigtes Drahtseil, auf dem die Räder des Kontaktwagens ebenfalls rollten; durch die den Kontaktwagen mit dem Personenwagen verbindenden Leitungsdrähte wurde der Kontaktwagen von letzterem nachgezogen.

Auf die neueren Konstruktionen (Thomson-Houston, Sprague, Julien, Heilmann u. s. w.) gehen wir nicht ein, weil wir nur in den Hauptzügen die Entwickelung der Elektrotechnik nach verschiedenen Richtungen hin, nicht aber ihren gegenwärtigen Stand zu schildern beabsichtigten.

Das Angeführte genügt, um selbst dem Laien darzuthun, daß die Elektrotechnik in den letzten Jahrzehnten geradezu Wunder gewirkt hat, und daß wir für die Zukunft gewiß nicht minder Großes von ihr zu erwarten haben.

Wir lebten bisher in dem Zeitalter des Dampfes, das doch nur eine der primären Kraftquellen der Erde erschlossen hat, nämlich die durch Holz, Torf, Kohlen u. s. w. gelieferte Wärme, während wir mit Hilfe der Elektrizität nicht nur Wärme in mechanische Arbeit, sondern auch jede Energieform in eine beliebige andere zu verwandeln vermögen. Ganz gewiß wird auch in Zukunft der Dampf, wie auch das Gaslicht und die Gasheizung nicht völlig verdrängt werden, daß aber in dem Kampfe um die Vorherrschaft der „König Dampf“ entthront und die Elektrizität Siegerin bleiben wird, scheint schon heute unzweifelhaft. Und deswegen darf die Elektrizität die Kraft der Zukunft genannt werden.





Einiges von den Ohrfeigen.

Kulturgeschichtliche Skizze von **Gottfried Pfeuffer.**

Eine der ehrwürdigsten Institutionen, welche die Kulturgeschichte kennt, sind unstreitig die Prügel. Ihre Geschichte verliert sich in der grauesten Vorzeit, und man kann als gewiß annehmen, daß sie das Erste waren, was entstehen mußte, sobald die Zahl der vorhandenen Menschen die Summe von Zwei erreicht hatte. Sich zu lieben und sich zu prügeln sind zwei gleich natürliche Bedürfnisse des Menschen, sowie eben Lust und Schmerz gleich unvermeidliche Ausflüsse seines Nervenlebens sind. Das Sprichwort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich," war jedenfalls eines der ersten, zu dessen Bildung aus den wirklichen Lebensverhältnissen die erfahrungsmäßige Veranlassung vorlag. Denn von der Entstehung des Menschengeschlechtes an haben die Prügel in ihren verschiedenen Abarten eine sehr bedeutende Rolle gespielt und die Menschheit dann heraufbegleitet durch die Jahrtausende bis auf den heutigen Tag.

Zu der milderen Form der Prügel können die Ohrfeigen gerechnet werden, mit denen wir uns heute einmal näher beschäftigen wollen. Dieselben haben sogar schon Stoff für gründliche wissenschaftliche Abhandlungen gegeben, wie ein Buch beweist, welches „Dissertatio de alapis",

Abhandlung über Ohrfeigen, betitelt und von dem Juristen Sticcius (Stick) verfaßt worden ist. Der gelehrte Autor theilt die Ohrfeigen ein in vollkommene und unvollkommene, in patschende und nicht patschende, in strafende und lohnende, in scherzhafte und ernste. Wie ernst er es mit seinem Gegenstande nimmt, beweist, daß er Untersuchungen anstellt wie die folgenden: Kann das alte Wort „Auf eine Lüge eine Maulschelle", praktisch geübt werden? — Kann der Mann die Frau ohrfeigen, ohne damit einen Scheidungsgrund gegeben zu haben? — Darf der Vater dem Sohne noch nach dem zwölften Lebensjahre Maulschellen verabfolgen? — Aber auch allerhand seltsame Fragen stellt er, so zum Beispiel: Kann eine Hand ohne Finger Ohrfeigen geben? — Kann man sich zu Maulschellen kontraktmäßig verbinden? und andere mehr. Die spitzigste und kitzlichste Frage aber, die der württembergische Jurist — denn Sticcius ist ein Schwabe — stellt, ist wohl die folgende: ob es erlaubt sei, einem hochlöblichen Oberamt oder einem wohllöblichen Stadtschultheißen, wenn dieselben auf zehn Thaler Strafe wegen einer Ohrfeige erkannt haben, noch weitere zehn Thaler hinzulegen und ihnen, dem Richter oder Schultheiß, selbst eine Ohrfeige zu versetzen? Mit großer und breiter Eloquenz bejaht der gelehrte Scholastiker, ein Musterbild seiner Gattung, diese Frage.

Der Backenstreich, welcher als absichtliche Beleidigung zu den groben Realinjurien gehört und nach den Umständen mit Geldbuße oder Gefängniß bestraft wird, war früher bei manchen Völkern eine symbolische Handlung bei gewissen Feierlichkeiten. Bei den Römern wurden die Sklaven unter Ertheilung eines Backenstreichs freigelassen. Eine Ohrfeige, die nicht entehrte, war im Mittelalter diejenige, welche der Landesherr Einem, dem er den Ritterstand verlieh, mit den Worten verabreichte: „Dies leide von mir und keinem Anderen!" In ähnlicher Weise erhielt auch an mehreren

deutschen Höfen bis in das 18. Jahrhundert hinein der Edelknabe bei seiner Wehrhaftmachung einen Backenstreich. Auch bei den Zünften pflegten die Altgesellen einen Lehrling, welcher Geselle werden sollte, durch eine tüchtige Ohrfeige zu einem von Ihresgleichen zu machen.

Mit der ehemaligen Lehensverfassung waren bekanntlich viele zum Theil lästige, zum Theil höchst lächerliche und an's Schimpfliche grenzende Leistungen und Gebräuche verbunden. Auch die Ohrfeigen spielten dabei eine Rolle. So mußten z. B. in Frankreich manche Lehensträger alle Jahre ihre Wangen dem Lehensherrn hinhalten und von ihm, wenn er es für gut fand, eine gnädige Ohrfeige oder einen Nasenstüber in Empfang nehmen. In Toulouse wurde von obrigkeitlicher Seite ein Jude erkoren, welcher, als öffentliche Bestrafung der von seinem Volk an Christus verübten Frevelthaten, in der Kirche am ersten Ostertage von einem Christen eine Ohrfeige empfing. Zum Vollstrecker dieser rächenden Handlung wurde beispielsweise im Jahre 1012 Hugues Chappellain d'Amyric, Vikomte v. Rochechuart, ein handfester und stattlicher Rittersmann, gewählt, welcher den ehrenvollen Auftrag, dem bewußten Juden die bewußte Ohrfeige zu verabreichen, so mannhaft vollzog, daß dem Armen das Gehirn zum Kopfe herausspritzte. Es ist erstaunlich, wie lange gerade dieser rohe Brauch sich erhielt, denn wir treffen ihn noch im 14. Jahrhundert in und um Toulouse an.

Bei dem in Rußland lebenden Volksstamme der Letten setzt am Hochzeitstage die Schwiegermutter der Braut die Haube auf und gibt ihr dabei einen leichten Backenstreich. Diese Ceremonie verstärkt die Empfängerin zu einer vielversprechenden Ohrfeige, welche sie ihrem Bräutigam verabreicht. In der Bretagne herrschte bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die sonderbare Sitte, daß nach den Trauungsfeierlichkeiten der Bräutigam seiner neuen Ehehälfte erst

eine Ohrfeige mit den Worten: „So schmeckt es, wenn Du mich böse machst,“ und dann einen Kuß mit dem Zusatze: „Und so, wenn Du mich gut erhältst,“ gab. Einem norddeutschen Mädchen, Namens Regina, welches einen Bretagner zum Manne nahm, wurde ebenfalls diese Ehre der Ohrfeige zu Theil; aber, mit der Sitte unbekannt, wartete sie den Kuß nicht ab, sondern gab ihm schnell eine kräftige Maulschelle mit der Antwort: „Na, ich bin auch nicht gefroren!“ zurück.

Bei Grenzbegehungen gab man ehemals und gibt man an einigen Orten noch jetzt den Knaben an Malsteinen Backenstreiche, damit sie den Ort genauer merken sollten. In der katholischen Kirche vollzieht der Bischof die Firmung mit einem sanften Backenstreiche, wobei er sagt: „Pax tecum!“ (Friede sei mit Dir!) Wer einem Anderen eine Ohrfeige gibt, mußte und muß in manchen Ländern heute noch eine Geldstrafe zahlen; daß aber Jemand für eine Ohrfeige, die er bekommen hat, auch noch viel bezahlt, hat sich wohl nur einmal ereignet. Revillagizedo, der Vizekönig von Mexiko, war dieser närrische Kauz. Er setzte einem Mädchen, das ihm eine Ohrfeige gegeben hatte, eine lebenslängliche Pension von 300 Dollars aus.

Was die sprachliche Herkunft des Wortes Ohrfeige betrifft, so ist dasselbe niederdeutschen Ursprungs. Am frühesten kommt es vor in einem hessischen Weihnachtsspiele aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Im Hamburgischen heißt ohrfyge ein Aufschlag oder eine Krempe am Hut. Maulschelle ist ein klatschender Schlag auf den Mund, abgeleitet von Schall oder Schelle, nach der Wirkung, welche es auf das Ohr des Empfängers ausübt. In ähnlicher Weise versteht man unter Backpfeife einen Schlag, der an den Backen pfeift; mitunter sagt man dafür auch Ohrsausel. Sehr fein sagen die Gascogner für Ohrfeigen geben: „Die Wange in Schatten setzen“ oder „Einen die

fünf Apostel küssen lassen." Von solch' einer Einkleidung eines unangenehmen Begriffs in eine zierliche Form wußten jedenfalls jene biederen Landleute nichts, welche vor das Haus ihres Schultheißen zogen und, weil sie mit ihm unzufrieden waren, grob zu ihm sagten, er möge herauskommen und sich eine Ohrfeige holen. „Ich thu' es nicht," meinte der Schultheiß, „selbst wenn ihr mir auch zwei geben wolltet!"

Von allen Beschimpfungen ist die Ohrfeige sicherlich die empfindlichste, denn sie trifft die Wange, den Kopf, den Sitz unserer Denkkraft, das Gesicht, in welchem sich ein Bild unseres Innern widerspiegelt, und auf diese Weise gleichsam unser eigentliches „Ich". Aus diesem Grunde erscheint es begreiflich, daß die Ohrfeige auch in der Weltgeschichte gar manchmal eine große und entscheidende Rolle gespielt, daß sie wiederholt zu überraschenden Katastrophen in der geschichtlichen Entwickelung der Staaten und Völker geführt hat, daß sie mit anderen Worten nicht selten „historisch" geworden ist.

Als Kaiser Karl V. in Antwerpen einzog, bemerkte er mit Unwillen, daß sein damals erst zehn Jahre alter Sohn Philipp, der nachmalige König von Spanien, trotzdem sein Vater überall hin auf die leutseligste Art grüßte, vor Niemand den Hut abnahm. Er wendete sich um und sagte zu Philipp: „Konnte Dich Dein Hofmeister bisher nicht lehren, wie man grüßt, so will ich Dir's schneller beibringen!" Mit diesen Worten gab er seinem Sohne vor allem Volke eine gewaltige Ohrfeige, so daß ihm der Hut in einem weiten Bogen vom Kopfe flog.

Eine weitere Ohrfeige, welche sich ein unbestrittenes Anrecht auf die Ehre einer geschichtlichen Ueberlieferung erworben und es sogar in der dramatischen Darstellung bis zur ästhetisch-tragischen Würde gebracht hat, ist diejenige, welche der Graf Essex von der Königin Elisabeth von Eng-

land, seiner Gebieterin und Geliebten, erhalten hat. Es steht jetzt fest, daß es vor Allem Eifersucht und gekränkte Liebe war, welche die Königin zuerst zu dem Ausbruch ihres Zornes und dann zu der Strenge gegen ihren Liebling und zu dessen Hinrichtung (am 25. Februar 1601) veranlaßte.

Eine Ohrfeige war es auch, welche einen der wichtigsten und gefährlichsten Wendepunkte in dem schwedisch-russischen Kampfe zwischen Peter dem Großen und Karl XII. herbeiführte. Bekannt ist, daß der Kosakenhetman Mazeppa Peter dem Großen Heeresfolge gegen die Türken und Tataren leistete, und seine hervorragenden Verdienste den Zaren bestimmten, ihn wiederholt auszuzeichnen. Doch bald kam es zu einem Konflikte zwischen Peter dem Großen und Mazeppa. Der Zar auch in Bezug auf Aeußerlichkeiten bedacht, sein Volk dem civilisirten Europa näher zu bringen, befahl seinen Russen, sich den langen Bart abzuschneiden. Als Mazeppa trotzdem fortfuhr, seinen Kosakenbart zu tragen, erschien Peter eines Tages in Baturin, der Residenz Mazeppa's, stellte den Hetman zur Rede und ließ sich, als derselbe seine Rechte und die Freiheiten seines Volkes stolz und muthig vertheidigte, so weit hinreißen, daß er dem tapferen Manne eine Ohrfeige gab. Mazeppa war klug genug, seinen Grimm zu bemeistern; während er sich aber den Anschein gab, dem Willen des Zaren zu gehorchen, schloß er heimlich ein Bündniß mit Karl XII. von Schweden, und als dieser in Rußland eindrang, ergriff auch Mazeppa die Waffen und schloß sich mit einem großen Theile seiner Kosaken dem schwedischen Helden an, wodurch Peter beinahe den Untergang fand.

Noch eine weitere Ohrfeige spielt in der russischen Geschichte eine große Rolle. Während Peter III. ein Bewunderer Friedrich's des Großen war und durch die Abberufung der russischen Truppen dem siebenjährigen Kriege eine Wendung zu Gunsten des Preußenkönigs gegeben

hatte, spielte seine Gattin Katharina, eine deutsche Prinzessin, die Beschützerin altrussischen Wesens und russischer Sitte. Während Peter III. vielseitige Reformen durchführte, fanden die damit unzufriedenen Altrussen an Katharina eine Stütze. Insbesondere entstand in der Armee eine große Mißstimmung über die preußischen Lehrmeister, welche Peter III. berief, sowie über die europäischen, den preußischen nachgeahmten Uniformen, welche er den russischen Truppen gab. Als Katharina ihrem Gatten eines Tages in spöttischer Weise nach dieser Richtung hin opponirte, gerieth Peter III. in Hitze, und der immer heftiger werdende Wortstreit führte endlich dahin, daß er seiner Gemahlin vor Zeugen eine Ohrfeige gab. Dieser Schlag sollte ihm theuer zu stehen kommen. Es gährte schon lange im Volke und in der Armee. Durch ihren Günstling Orlow setzte sich Katharina mit den Verschworenen in Verbindung, stellte sich an die Spitze der meuterischen Garderegimenter und entthronte ihren Gemahl, der darauf von Orlow und anderen Verschworenen erwürgt wurde. Katharina bestieg hierauf als Katharina II. den russischen Thron.

König Ferdinand VII. von Spanien, der Gemahl der späteren Königin-Regentin Christine, hatte im Jahre 1830, kurz vor der Geburt der späteren Königin Isabella, die Ansprüche weiblicher Nachkommen auf den spanischen Thron sicher gestellt und dadurch zugleich die Erbansprüche seines Bruders Don Carlos zerstört. Als nun wenige Jahre später der König Ferdinand in eine schwere Krankheit verfiel, suchte die karlistische Partei den todtkranken König zu bewegen, diesen Staatsvertrag wieder aufzuheben. Der erste Minister Calomarde setzte das Schriftstück, durch welches die Tochter des Königs von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, auf und erlangte ohne große Schwierigkeiten die Unterschrift des Königs. Die Urkunde war kaum unterzeichnet, als Ferdinand in eine Betäubung verfiel. Man

glaubte, er sei todt, und Calomarde erklärte öffentlich, daß er es sei. Don Carlos trat bereits als König auf; die Höflinge begrüßten ihn mit dem Titel Majestät, das Volk sammelte sich vor dem Palaste, bereit, dem neuen Herrscher zu huldigen. Da ereignete sich etwas völlig Unerwartetes. Die ältere Schwester der Königin Christine, die Infantin Carlotta, Gemahlin eines jüngeren Bruders des Königs, des Infanten Franz de Paula, erschien plötzlich, entschlossen, um jeden Preis ihrer Nichte Isabella die Krone zu retten. Die erste Person, auf welche sie im Palaste stieß, war Calomarde selbst. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung in der Gallerie des königlichen Schlosses. Calomarde versuchte, die Infantin am Weitergehen zu hindern, erhielt aber eine schallende Ohrfeige. Der Minister war einen Augenblick starr vor Verwunderung, und stammelte: „Weiße Hände beleidigen nicht, Señora." — „Aber sie treffen," antwortete die Infantin, eilte in das Gemach des Königs, faßte den Kranken an den Armen, schüttelte ihn und rief: „Fernando, Fernando, antworte mir!" Der König öffnete die Augen und starrte umher. Sobald die Infantin dies bemerkte, zog sie ihn aus dem Bette, stellte ihn auf seine Füße, richtete ihn auf, führte ihn an's Fenster, riß dieses auf und schrie, indem sie den beinahe todten Körper dem erstaunten Volke zeigte, mit lauter Stimme: „Gutes Volk, sieh her, Dein König ist nicht todt!"

Dieser Vorgang gab der ganzen Sachlage eine völlig veränderte Wendung. Ferdinand, in's Leben zurückgerufen, erfuhr, was vorgefallen war, und wurde von einer rasenden Wuth gegen den Premierminister und gegen seinen Bruder Don Carlos erfüllt. Diese Wuth stellte ihn so weit wieder her, daß er seinen Willen kund thun konnte, und er lebte noch gerade lange genug, um die Urkunde, die ihm von Calomarde abgedrungen worden war, zu zerreißen, ein neues Ministerium zu ernennen und seine Gemahlin Christine

zur Regentin zu erheben. So wurde durch die Ohrfeige einer energischen Frau dem Schicksale des spanischen Volkes und der spanischen Dynastie eine entscheidende Wendung gegeben, und Calomarde's Antwort auf die Ohrfeige durch die weiße Hand der Infantin Carlotta ist in Spanien sprichwörtlich geworden.

Zum Schlusse noch ein paar Beispiele von Ohrfeigen, welchen freilich keine historische Bedeutung zukommt. Der Komponist Giardini war in seiner Jugend als Violinist im Theaterorchester zu Neapel angestellt und pflegte in seinem jugendlichen Größenwahn und seiner Verbesserungswuth seine Parthie mit allerlei Kunststückchen zu überladen, die er alle für vortrefflich hielt. Einst kam der berühmte Tonsetzer Jomelli bei der Aufführung einer seiner Opern in den Orchesterraum und setzte sich zufällig neben ihn. Um dem Meister eine Probe seiner Virtuosität zu geben, ließ er seiner Verschönerungswuth gleich im ersten Ritornell einer pathetischen Arie freiesten Lauf. Aber während er dafür das Bravo seines Nachbars erwartete, wendete sich dieser plötzlich um und versetzte ihm eine derbe Ohrfeige. „Nie," so erzählte noch später oft Giardini, „habe ich von einem großen Meister eine bessere Lektion erhalten."

Das gerade Gegentheil dieser in ihren Folgen und Wirkungen wohlthätigen Ohrfeige bildet nachstehende Begebenheit mit traurigem Ausgange. Vor mehreren Jahren lebte in Amsterdam ein Lastträger, der seiner Körperstärke wegen berühmt war. Ein Engländer, der sich ebenfalls einer großen Körperkraft rühmte, reiste absichtlich nach Amsterdam, um sich mit ihm zu messen, und bot ihm einen Wettkampf an. Der Lastträger schlug denselben anfangs aus, ließ sich aber schließlich doch hierzu überreden. Man einigte sich dahin, daß Jeder dem Anderen eine Ohrfeige geben, und daß aus den Wirkungen derselben die größere Stärke beurtheilt werden solle. Dann setzte man vor Zeugen

den Preis fest und zog das Loos, wer den ersten Schlag habe. Das Loos traf den Fremden: er schlug, aber der Lastträger rieb sich nur stöhnend die Backe. Darauf schlug dieser, und sein Gegner flog über den geländerlosen Rand der Gracht in den Kanal; zum Unglück fiel er mit dem Kopfe auf die vordere scharfe Kante eines dort verankerten Kahnes und war auf der Stelle todt. Der arme Lastträger wurde gefänglich eingezogen und nach durchgeführtem Prozesse trotz aller Milderungsgründe wegen Todtschlags zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt.

Damit schließen wir unsere Skizze über die Ohrfeigen, denn wollte man nur die Geschichte aller interessanten Ohrfeigen der letzten Jahre erzählen, so könnte man damit leicht ein paar stattliche Bände füllen.







Ein Ausflug nach dem „preußischen Versailles“.

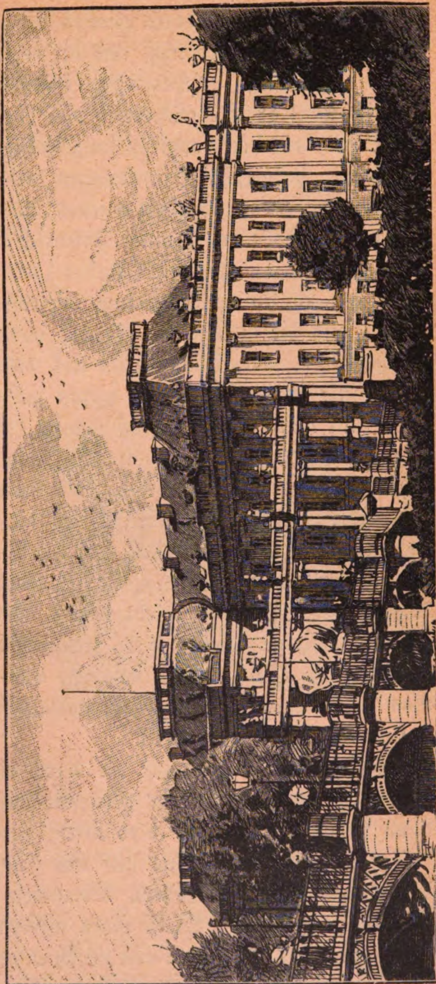
Von

E. Heitmann.

Mit 13 Illustrationen.

Die malerisch gelegene Havelstadt Potsdam, die zweite Residenz der Hohenzollern, führt nicht unpassend den Namen eines „preußischen Versailles“. Beide Orte scheinen, wenn man aus dem nervenerschütternden Lärm der nahegelegenen Metropolen dorthin kommt, still und ruhig; sie enthalten viele Kasernen und Soldaten und sind in gleicher Weise berühmt geworden durch die in demselben Style gehaltenen Schloßbauten und Gartenanlagen, welche hervorragende Monarchen dort aufgeführt haben.

Wie Berlin, so war auch Potsdam ursprünglich eine kleine wendische Niederlassung, deren Name „Potzdupimi“ bald als „Unter den Eichen“, bald als „Bergabhang“ gedeutet wird. Er findet sich erstmals in einer Urkunde Kaiser Otto's III. aus dem Jahre 993. Der Ort wurde



Das Stadtschloß und die Lange Brücke.

gegen Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben, litt in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges schwer und begann dann unter dem Großen Kurfürsten wieder aufzublühen. Auch sein Nachfolger, Friedrich I., der erste preußische König, that viel für die Stadt. Am meisten fühlte sich aber Friedrich Wilhelm I. dort heimisch, der in Potsdam seine „blauen Jungen" und namentlich seine, die Riesengarde bildenden Lieblinge drillte und ihm seinen spezifisch militärischen Charakter aufdrückte. Sein Sohn, Friedrich der Große, lenkte dann die Augen von ganz Europa auf

seine Havelresidenz, in deren unmittelbarer Nähe er herrliche Schloßbauten errichten ließ, und die er für alle Zeiten mit einem weihevollen geschichtlichen Glanze umkleidete. Die Franzosenzeit brachte wiederum viel Noth und Elend für die Stadt, aus der Napoleon im Oktober 1806 viele Kunstwerke und historische Erinnerungen fortschleppen ließ, die erst 1814 wieder zurückgeholt wurden. Nach den Befreiungskriegen schritt Potsdam unter Friedrich Wilhelm III. abermals ruhig fort. Am 29. Oktober 1838 wurde die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam, die erste in Preußen, eröffnet, und die Blüthe der Stadt, welcher auch Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Throne", seine volle Huld zuwendete, nahm fortan steigend zu.

Wenn man vom Bahnhofe kommt, gewinnt man einen sehr gefälligen Eindruck von der Stadt, deren größerer Theil sich mit seinen Thürmen und Kuppeln an dem uns gegenüber liegenden Havelufer ausbreitet. Ober- und unterhalb der Stadt erweitert sich der Fluß zu seeähnlichen Becken, die sich von Kähnen, kleinen Segelbooten, Dampfschiffen und Schwänen belebt zeigen, während im Hintergrunde waldige Höhen das freundliche Landschaftsbild abschließen. Die stattliche steinerne Lange Brücke führt vom diesseitigen Ufer nach der umfangreichen Havelinsel, auf der Potsdam erbaut ist.

Gleich links dehnt sich der durch eine wirkungsvolle Kolonnade von der Straße getrennte Lustgarten aus, und dann stehen wir vor dem imposanten, altersgrauen Stadtschlosse, dessen Geschichte auf das Engste mit jener der Stadt und der Hohenzollern verbunden ist. Der Große Kurfürst ließ es an Stelle eines älteren Bauwerkes von 1660 bis 1667 aufführen und verschied am 29. April 1688 in seinen Räumen. Friedrich I. verschönerte es, aber erst unter Friedrich dem Großen erhielt es seit 1744 die Gestalt, in der wir es jetzt erblicken. Sein architektonischer

Intendant, Hans Georg v. Knobelsdorff, mußte nach des Königs Angaben die ausführlicheren Pläne entwerfen und deren Verwirklichung leiten. So wurden denn u. a. sämmtliche Flügel des Schlosses zu drei Geschossen erhöht, die Säulengänge nach der Brücken- und der Paradeplatzseite angefügt, und das ganze Innere reich verziert und prächtig möblirt.

Die von dem Monarchen persönlich bewohnten und benützten Räume, namentlich sein Arbeitszimmer, das Schlafgemach und das Musikzimmer, sind pietätvoll in dem Zustande gelassen worden, worin der große König sie verließ, und werden gleich den übrigen, durch ihre früheren Bewohner und interessanten Kunstwerke oder Reliquien sehenswerthen Gemächern jahraus jahrein von Tausenden von Fremden besucht.



Die Heiligegeistkirche.

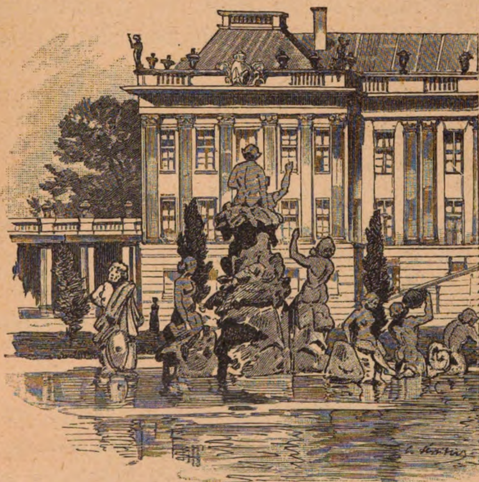
In der unmittelbaren Umgebung des Schlosses ließ Friedrich II. den schon erwähnten Lustgarten, dessen einer Theil noch gegenwärtig zu Paradezwecken dient, mit neuen Anlagen schmücken. Als seine Hauptzierde wurde das lange Bassin mit dem figurenreichen Neptunsbrunnen angelegt, dessen Gruppe den Meeresgott mit Thetis, seiner Gemahlin, auf einem mit Seepferden bespannten und von

Tritonen umgebenen Muschelwagen zeigt. Aus neuester Zeit stammt die von Hilgers modellirte Statue Friedrich Wilhelm's I., die Kaiser Wilhelm I. 1885 aufstellen ließ.

Schreiten wir nunmehr vom Schlosse stadteinwärts, so gewahren wir zunächst rechts den Palast Barberini, so genannt, weil ihn Friedrich der Große in Nachahmung des gleichnamigen römischen Palastes aufführen ließ, und gelangen dann zum Marktplatze, dem sich die nördliche Seite des Schlosses zukehrt. Ihr gegenüber erhebt sich die kuppelgeschmückte Nikolaikirche als das jüngste unter den bedeutsamen Bauwerken der Stadt. Persius erbaute sie von 1830 bis 1837 nach Schinkel'schen Entwürfen im griechischen Style; die säulengetragene prächtige Kuppel wurde erst 1842 bis 1850 hinzugefügt. Sie ist bereits das vierte Gotteshaus, das sich an dieser Stelle erhebt, wo schon vor dem Jahre 1000 die Parochialkirche des alten Fischerstädtchens stand. Joachim II. ließ sie um 1563 als Katharinenkirche neu aufführen, und als auch diese wieder baufällig geworden war, baute Friedrich Wilhelm I., dem außer der noch zu erwähnenden Garnisonkirche die malerisch am Wasser gelegene Heiligegeistkirche ihren Ursprung verdankt, den Potsdamern auch eine neue Stadtkirche, die nun auf den Namen des heiligen Nikolaus getauft wurde. 1795 brannte sie nieder, worauf Friedrich Wilhelm III. 35 Jahre später den Grundstein zu dem jetzigen Bau legte.

Zwischen Nikolaikirche und Schloß übernimmt das 1754 nach dem Muster des Amsterdamer Stadthauses erbaute Rathhaus an der dritten Seite des fast triangelförmigen Marktplatzes eine regelrechte Vermittelung der Style. Seinen pfeilerartigen Giebel mit einem aus Kupfer getriebenen, vergoldeten Atlas, der die Weltkugel trägt, erblickt man auf unserer Ansicht rechts von der Nikolaikuppel mit ihren vier Eckthürmchen.

In der weiter westlich gelegenen, 1732 eingeweihten Garnisonkirche, von deren Thurm sich zeitweilig ein Glockenspiel vernehmen läßt, ruht in einem Gewölbe ebener Erde unter der Kanzel Friedrich II. und neben ihm sein Vater Friedrich Wilhelm I. Unfern ist der Wilhelmsplatz mit dem Denkmal Friedrich Wilhelm's III. von Kiß; ein Ver-



Der Neptunsbrunnen.

bindungsweg führt nach dem sogenannten Bassin, von einem einstigen Wasserbehälter so geheißen, inmitten dessen sich ein kleines Lusthaus Friedrich Wilhelm's I. erhob, von dem heute noch das Tabakshäuschen vorhanden ist. Von dem Bassin führt uns die Brandenburger Straße nach dem gleichnamigen Thor in Gestalt eines römischen Triumphbogens, von dem sich rechts eine Allee abzweigt, die nach dem Südeingange in den Park von Sanssouci geleitet.

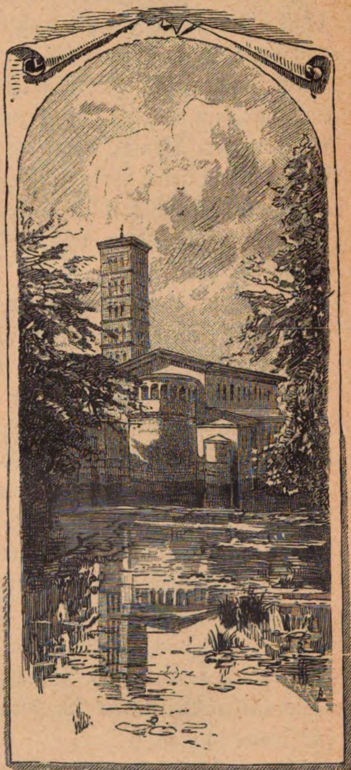
Rechts von diesem erhebt sich in stimmungsvoller Umgebung die Friedenskirche, welche Friedrich Wilhelm IV.

nach dem Muster der altchristlichen Basiliken von Ravenna mit frei nebenan stehendem Glockenthurm durch Persius und Stüler erbauen ließ; sie wurde 1850 vollendet. Vor dem Haupteingange befindet sich ein von Arkaden umschlossener Vorhof, inmitten dessen sich eine Fontäne mit einer Nachbildung des Thorwaldsen'schen Christus erhebt. Bis 1888 ruhten in der Gruft der Friedenskirche blos Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Elisabeth, sowie die beiden früh verstorbenen Söhnchen Kaiser Friedrich's III., die Prinzen Waldemar und Sigismund. Am 18. Juni jenes Jahres wurden dann auch die irdischen Ueberreste des „kaiserlichen Dulders" vorläufig in der Sakristei aufgestellt, um dann in einem neben derselben aufzuführenden Mausoleum beigesetzt zu werden. Letzteres wurde am 18. Oktober 1890 eingeweiht, und ist nach erfolgter Aufstellung des von Professor Reinhold Begas gefertigten schönen Grabdenkmals über der Ruhestätte Kaiser Friedrich's III. seit dem 1. März 1892 wieder dem Besuche des Publikums geöffnet.

Durch ein Gitterthor betreten wir nunmehr den Park von Sanssouci, den der große König aus dürrem Sandboden erstehen ließ, um sein Schloß Sanssouci und das Neue Palais hineinzubauen. Was er unvollendet hinterließ, nahm dann später Friedrich Wilhelm IV. auf, vollendete es in feinfühliger Weise und fügte neue Bauten und Anlagen hinzu. So haben diese beiden künstlerisch veranlagten Monarchen dem Bezirk von Sanssouci den Stempel ihres Geistes aufgeprägt.

Bei der großen Vase von Drake biegt unser Weg im scharfen Winkel rechts ab und führt uns an einer verkleinerten Marmornachbildung des Rauch'schen Reiterbildes des „alten Fritz" vorüber zu der von zwölf mythologischen Marmorfiguren umgebenen großen Fontäne, deren Springquell 35 Meter hoch emporsteigt.

Von hier zieht sich eine 20 Meter hohe, imposante Treppe in sechs Terrassen zu dem auf der Höhe gelegenen Schloß Sanssouci empor. Diese Terrassen bildeten den Keim der ganzen Anlage; an ihren senkrechten Wänden sollten edle Weintrauben, durch Glasfenster geschützt, gezogen werden, und nachher schien die obere Plattform förmlich zur Errichtung eines Sommersitzes einzuladen.



Die Friedenskirche.

Am Ostende der obersten Terrasse liegen Friedrich's Windhunde unter Marmorplatten, und dort hatte er auch eine Gruft ausmauern lassen, die einst seine letzte Ruhestätte bilden sollte. Sie gab die Veranlassung zu dem Namen der Anlagen, denn als der König einst mit dem Marquis d'Argens daran vorüberwandelte, sagte er, auf die Gruft deutend: „Quand je serais là, je serais sans souci“ (Erst wenn ich dort ruhe, werde ich ohne Sorgen sein), worauf der geistvolle Franzose ihn veranlaßte, das „Weinbergs-Lusthaus“ in „Schloß Sanssouci“ umzutaufen.

Das einstöckige Schloß mit seinem runden, kuppel-

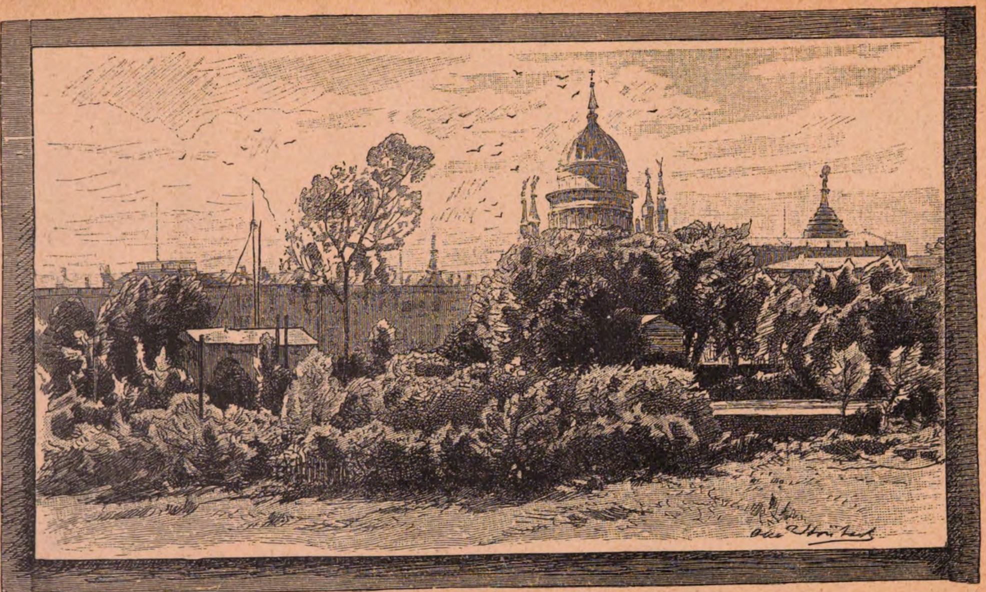
bedeckten Mittelbau macht trotz der geringen Höhe einen sehr gefälligen Eindruck und darf als eine der schönsten Schöpfungen des Rokokostyles bezeichnet werden. Es wurde nach Friedrich's eigenen Plänen durch Knobelsdorff von 1745 bis 1747 aufgeführt, doch trat der freiherrliche Architekt von der Leitung zurück, als der Monarch seine dringenden Vorstellungen, daß das Schloß ohne Unterkellerung feucht und kalt sein würde, schroff zurückgewiesen hatte. Es kam darüber zum Bruch, aber der königliche Philosoph mag später, wenn seine Podagraschmerzen durch die vom Boden aufsteigende feuchte Kälte unerträglich wurden, oft genug bedauert haben, dem treuen Diener und Freunde nicht gefolgt zu sein.

Trotzdem gewann er seine Einsiedelei auf dem parkumgebenen Terrassenhügel so lieb, daß er sie namentlich in seinen letzten Lebensjahren trotz allen Warnungen der Aerzte nur ungern und immer nur auf kurze Zeit verließ. In seinem, genau in dem damaligen Zustande verbliebenen Wohngemach verschied der Monarch in der Frühe des 17. August 1786 in den Armen seines treuen Kammerdieners Strützki, aber sein letzter Wille bezüglich der Beisetzung wurde nicht befolgt, sondern seine Leiche nach der Potsdamer Garnisonkirche übergeführt.

Dann lag Sanssouci über ein halbes Jahrhundert verlassen, bis Friedrich Wilhelm IV. wieder Leben in die geschichtlich bedeutsamen Räume brachte, in denen er auch umnachteten Geistes am 2. Januar 1861 die müden Augen für immer schloß.

In einem besonderen Gebäude befindet sich die von Friedrich II. 1763 aufgeführte Bildergallerie, die jedoch ihre hervorragendsten Gemälde an das Berliner Museum abgegeben hat.

Von dem Hügel, den wir vorhin an seiner südlichen Vorderseite erstiegen, gehen wir auf dem westlichen Abhange

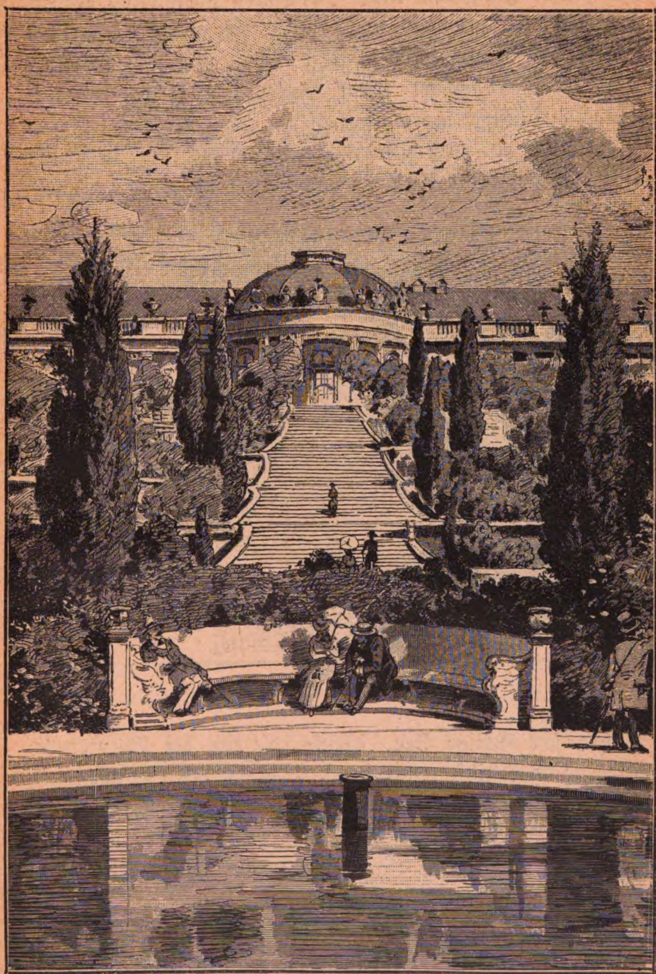


Die Nikolaikirche in Potsdam.

hinunter und schreiten durch den sogenannten sizilianischen Garten mit tropischen Gewächsen, Wasserkünsten und Statuen zu dem 1851 im Style römisch-florentinischer Renaissance erbauten imposanten Gebäude der Neuen Orangerie. Durch den Paradiesgarten gelangt man zu dem reizenden Schlößchen Charlottenhof, von wo man zu der langen, schnurgeraden Hauptallee zurückkehrt, die vor dem Neuen Palais mündet.

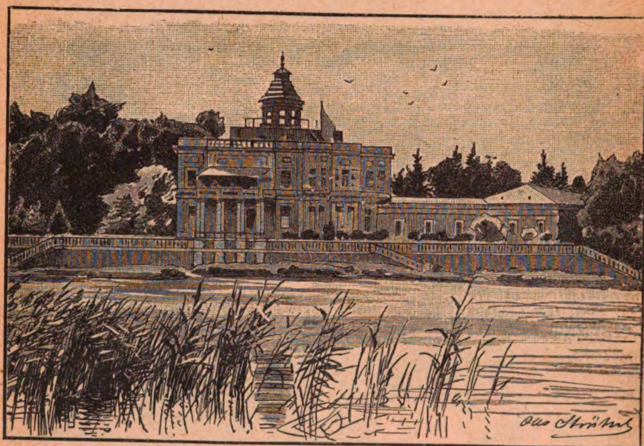
Dieses imposante Bauwerk, die großartigste Schöpfung Friedrich's II., entstand in den Jahren 1763 bis 1769 in reichem Rokokostyl. Den Hauptbau des mit zwei Seitenflügeln versehenen Schlosses ziert eine mächtige Kuppel, auf der die drei Grazien eine Königskrone emporheben. In seinem Inneren, dessen Hauptsehenswürdigkeit der merkwürdige große Muschelsaal bildet, fanden unter Friedrich dem Großen glänzende Festlichkeiten statt; nach seinem Tode blieb es lange unbewohnt, bis Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III., es für sich und seine Familie zum ständigen Sommersitze erwählte. Als Kaiser kehrte er im Mai 1888 todkrank von Charlottenburg wieder nach den Räumen, in denen er so glückliche Tage verlebt, zurück, und am 15. Juni kündeten die von der Kuppel des Schlosses „Friedrichskron", wie er es benannt hatte, wehenden Trauerfahnen, daß sein Martyrium geendet sei. Auch dem jetzigen Kaiser und seiner Familie dient das Neue Palais wieder als Sommerresidenz.

Näher der Stadt Potsdam haben wir nun noch das Marmorpalais in's Auge zu fassen, als den letzten Schloßbau, den das vorige Jahrhundert in dieser Gegend hervorgebracht hat. Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger des großen Friedrich, ließ diesen Sommerpalast, da er Sanssouci und das Neue Palais nicht liebte, an dem Heiligen See auf von ihm angekauften Privatgrundstücken, Gärten und Weinbergen in den Jahren 1786 bis 1796



Schloß Sanssouci und seine Terrassen, von der großen Fontäne aus gesehen.

errichten. In Form eines Quadrates zweischössig erbaut, beherrscht es mit seinem Ausblick die große Fläche des Sees; das Baumaterial besteht jedoch nur zum kleineren Theile aus Marmor. Dem Wasser wendet sich ein auf Säulen ruhender marmorner Altan zu, unter dem sich eine Balustrade mit zwei Terrassen entlang zieht. Die Stelle gilt mit Recht für eine der herrlichsten im ganzen Havel-

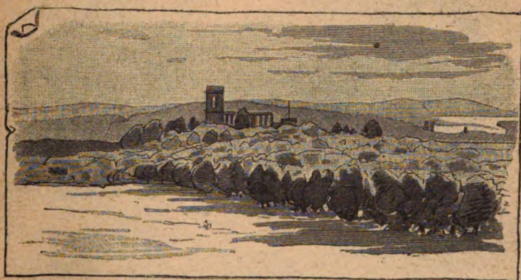


Das Marmorpalais.

gebiet; der Heilige See, ebenso wie der bei Babelsberg gelegene Griebnitzsee, nur durch einen schmalen Graben mit der Havel verbunden, breitet sich hier in der Länge einer Viertelmeile beiderseits aus, und aus einiger Höhe hat man über ihn hinweg einen wunderbar schönen Blick nach Babelsberg, Glienicke und Sacrow.

In dem Marmorpalais gab König Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 seinen Geist auf; Friedrich Wilhelm IV. ließ es ausbauen, und in neuester Zeit bewohnte es mehrere Sommer hindurch Prinz Wilhelm, der jetzige

Kaiser, mit den Seinen. Vom Marmorpalais und dem es umgebenden Neuen Garten erreicht man in kurzer Frist den Pfingstberg mit seinem doppelthürmigen Belvedere, das eigentlich nur ein Stück von einer italienischen Villa ist, die Friedrich Wilhelm IV. (nach dem Muster der Villa Caprarola) geplant hatte, aber unvollendet lassen mußte. Die Plattform gewährt eine mit Recht gepriesene Aussicht, die wohl Jeden vergessen läßt, daß er sich hier in der sandigen Mark Brandenburg, „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse", befindet, und die namentlich bei Abendbeleuchtung geradezu bezaubernd schön genannt werden darf.



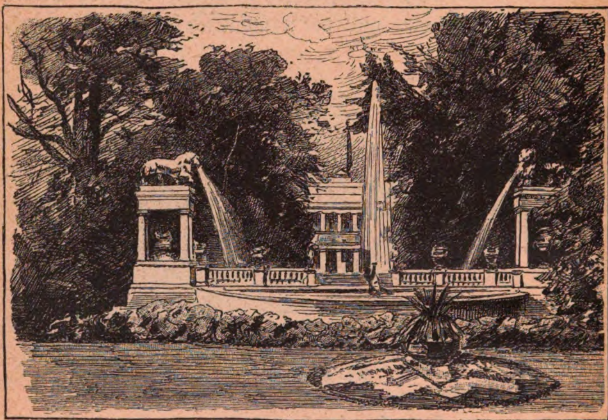
Der Pfingstberg.

Man schaut über Potsdam mit all' seinen Schlössern und über die Havel hinweg bis Berlin, Spandau, Nauen und Brandenburg.

Ueber Waldeswipfeln grüßen uns die künstlichen römischen Bautrümmer des Ruinenberges, welche das Becken umschließen, aus dem die 1840 bis 1842 von Persius und Brix angelegten Wasserwerke von Sanssouci gespeist werden. Das Wasser wird aus der Havel durch Dampfmaschinen dorthin getrieben.

In entgegengesetzter Richtung gelangt man von dem Marmorpalais nach nicht allzulanger Wanderung über die

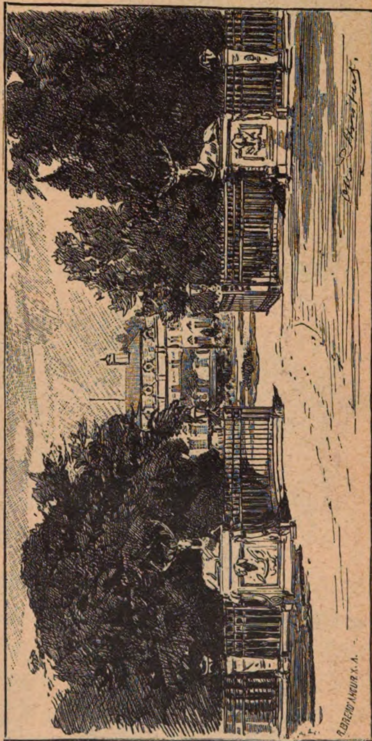
Glienicker Brücke zu dem Park von Glienicke, der sich unmittelbar an der Havel hinzieht und von drei Seiten das gleichnamige Schloß umschließt, welches im Jahre 1824 aus dem Besitze des Fürsten Hardenberg in den des Prinzen Karl, Bruders des späteren Kaisers Wilhelm I., überging. Der Prinz hat länger als fünfzig Jahre hindurch mit seiner kunstsinnigen Gemahlin, Schwester der Kaiserin Augusta, regelmäßig die Sommermonate auf diesem Land-



Die Terrasse von Glienicke.

sitze verbracht, aus dem er durch eine fast vollendet zu nennende Vereinigung der Kunst mit der Natur ein wahres Juwel landschaftlicher Schönheit geschaffen hat. Von ihm ging nach seinem, am 21. Januar 1883 erfolgten Tode der herrliche Besitz auf seinen Sohn, den Prinzen Friedrich Karl, genannt der „rothe Prinz", über, der gern hier und in seinem Jagdschlosse Dreilinden in der Nähe des Wannsees weilte, bis ganz unerwartet am 15. Juni 1885 ein Schlaganfall dem Leben des berühmten Feldherrn im Glienicker Schloß ein Ziel setzte. Jetzt ist dessen Sohn,

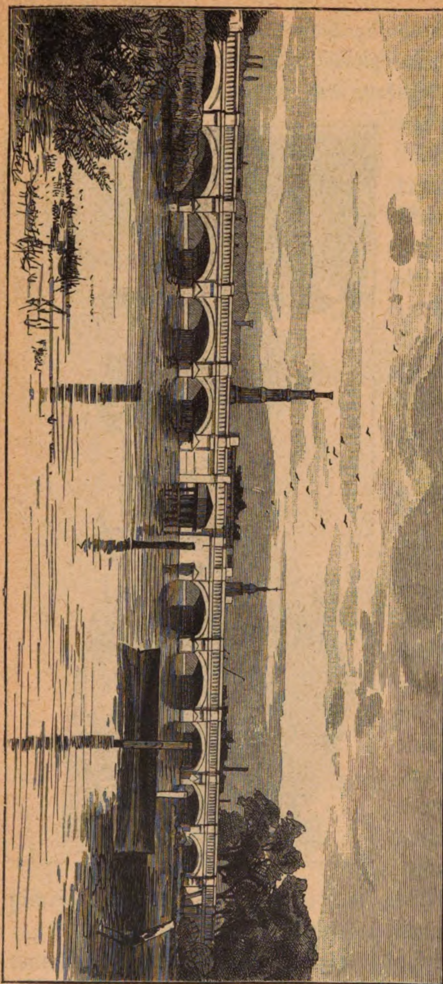
Prinz Friedrich Leopold, Schloßherr von Glienicke, dem auch noch ein zweites gleichnamiges Schlößchen unweit des Dorfes Glienicke gehört, das aus einem Jagdschloß des Großen Kurfürsten hervorgegangen ist.



Schloß Glienicke mit dem Hirschthor.

Als Prinz Karl Schloß Glienicke angekauft hatte, ließ er es nach Schinkelschen Plänen vollständig umbauen und schmückte es, wie auch die ganze Umgebung, im Laufe der Zeit mit vielen und seltenen Kunstwerken. Durch das Untergeschoß gelangt man auf die Terrasse, zu der eine Freitreppe aus dem Gartenparterre emporführt. Am Fuße dieser Terrasse befindet sich die imposante Löwenfontäne: auf zwei säulengetragenen Postamenten stehen vergoldete Bronzelöwen, die aus ihren Rachen das Wasser fächerförmig in ein zwischen ihnen liegendes Bassin herabspeien.

Links vom Schlosse liegt das von Persius auf einer hohen Terrasse erbaute Kasino, dessen Inneres und nächste Umgebung ein förmliches Museum griechischer und römischer Alterthümer darstellen, die Prinz Karl auf seinen Reisen



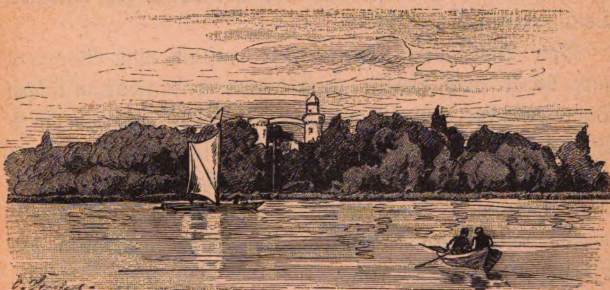
Die Glienicker Brücke.

gesammelt hat. Mit dem Kasino durch eine venetianische Halle verbunden, liegt ziemlich versteckt ein 1850 aus Steinresten kirchlicher und klösterlicher Gebäude errichteter Klosterhof da. Hinter dem Kasino her führt ein Fahrweg zu dem Hirschthor, jenseits dessen sich auf dem Uferrande das Dampfmaschinenhaus für die Fontänen und Wasserkünste der Garten- und Parkanlagen erhebt.

Auf der nach der Glienicker Brücke zu gelegenen Südwestspitze des Gartens erhebt sich ein herrlicher Pavillon mit einer Nachbildung des Lysikrates-Denkmals in Athen. Hier zweigt

sich die nach Sacrow und zur Pfaueninsel führende Straße von der großen Berliner Chaussee ab. An der stillen Waldkapelle von Nikolskoe vorüber, die den nördlichen Abschluß des ausgedehnten Parkes bildet, und in deren Gruft Prinz Karl und Gemahlin, sowie Prinz Friedrich Karl ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, gelangen wir in einer kleinen Stunde zu der waldbedeckten Pfaueninsel, die man übrigens von Potsdam aus auch mit dem Dampfschiff erreichen kann.

Dies romantische Haveleiland war einst der Lieblings-



Die Pfaueninsel.

aufenthalt Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, die hier in ländlicher Stille als „gnädige Frau von Paretz" — wie sie sich nach ihrem nahen Patronatssitze nennen ließ — mit den Bewohnern der Umgegend verkehrte und den Spielen ihrer Kinder zusah. Auch noch zahlreiche andere historische Erinnerungen sind mit der Insel verknüpft, die einst Kaninchenwerder hieß, bis sie seit der Ansiedlung zahlreicher Pfauen den jetzigen Namen bekam. Das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Schlößchen hat die seltsame Form einer verfallenen römischen Villa mit zwei runden, durch eine Brücke verbundenen Thürmen.

Nach Glienicke zurückgekehrt, haben wir nicht mehr weit

bis Babelsberg, dem Schlosse Kaiser Wilhelm's I., das dieser noch als Prinz nach Schinkel's Plänen in englisch-gothischem Style 1835 inmitten des herrlichen, vom Fürsten Pückler angelegten Parkes erbauen und 1848 vergrößern ließ. Das Innere umschließt zahlreiche Kunstwerke und eine Menge Erinnerungen an den unvergeßlichen Kaiser, dessen Geist noch immer in diesen Räumen zu walten scheint. Im Park erhebt sich die ehemalige Berliner „Gerichtslaube", der inmitten eines kleinen Sees stehende Flatowthurm, das bekannte „Bildstöck'l" aus dem badischen Feldzuge, das Brunnendenkmal, das Erzengel Michael-Denkmal u. s. w.

Von Babelsberg können wir anstatt nach Potsdam auch direkt nach Berlin zurückkehren und zwar mit dem Dampfer über den Griebnitzsee nach der Station Neu-Babelsberg, von wo uns das Dampfroß aus den herrlichen Havelgegenden mit ihrer wohlthuenden Ruhe und ihrer Herz und Auge labenden Frische und Schönheit in den Lärm und das fieberhaft hastende Treiben der Millionenstadt zurückbringt.





Little Henry.

Ein Erlebniß von **Friedrich J. Pajeken.**

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages führte mich mein Weg in einer der Vorstädte New-Yorks an einem wandernden Cirkus vorüber, dessen Mitglieder sich soeben anschickten, in phantastische Gewänder gehüllt, mit Pauken und Trompeten einen Umzug durch die benachbarten Straßen zu halten, wobei sie durch ein Mitglied ihrer Gesellschaft unter die in Schaaren herbeiströmende Menge große, bunte Zettel vertheilen ließen, auf denen die großartigen Leistungen, welche in der am Abend stattfindenden Vorstellung gezeigt werden sollten, angepriesen wurden.

Der Zettelvertheiler war ein kleiner, vierschrötiger Mann mit lächerlich kurzen Beinen, die ihn jedoch nicht hinderten, mit der Behendigkeit eines Wiesels von einer Seite der Straße zur anderen zu laufen. Erhöht wurde die komische Erscheinung des Mannes noch durch ein weites, buntes Clownkostüm, sowie durch sein weiß gefärbtes Gesicht mit dem darin durch rothe Schminke vergrößerten Munde. Alles lachte, und wenn er gar bisweilen, seine Zettel krampfhaft unter einem Arm, wie ein Igel zusammengerollt über das Pflaster kugelte, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Mir kam der Mann trotz seiner Verkleidung bekannt vor. Diese merkwürdig kurzen Beine mit dem stämmigen Körper darauf hatte ich schon irgendwo einmal gesehen; doch vergeblich sann ich nach, wo es gewesen sein könne.

Abends besuchte ich die Vorstellung, welche nicht übel war. Einige gut dressirte Pferde wurden vorgeführt, Gymnastiker zeigten ihre Gewandtheit und Kraft; aber alles das interessirte mich wenig, bis in der fünften Nummer „Little Henry, der beste Clown der Welt", auftrat. Da war mein Mann wieder, und fester noch wuchs in mir die Ueberzeugung, daß ich ihm schon einmal im Leben begegnet sein müsse.

Dieser Gedanke und der Aerger über mein schlechtes Gedächtniß trieben mich am nächsten Morgen abermals zum Cirkus. Derselbe lag wie ausgestorben da, die Mitglieder mochten sich nach der reichen Einnahme am Abend irgendwo in einer Kneipe gütlich thun oder nach einer froh durchzechten Nacht ihren Rausch ausschlafen.

Schon wollte ich mich wieder entfernen, als aus einem hinten an den Cirkus durch Wohn- und Geräthewagen abgegrenzten Raume das pfeifende Geräusch eines Hobels an mein Ohr drang. Neugierig, wie es hinter den Kulissen der fahrenden Leute aussehen mochte, trat ich in den Cirkus ein und stand gleich darauf in dem an denselben stoßenden Raume dem Manne gegenüber, mit dem sich meine Gedanken seit dem vorhergehenden Tage so eifrig beschäftigt hatten. Little Henry, der beste Clown der Welt, stand jetzt in wollenem Hemd, leinenen Beinkleidern und einem Paar einst bunt gestickt gewesener Pantoffeln da und war emsig bemüht, ein Sprungbrett abzuhobeln. Von kundiger Hand geführt — das ließ sich auf den ersten Blick erkennen — sauste der Hobel über die zum größten Theil bereits glatte Holzfläche. Mit einfachem Kopfnicken er-

wiederte der Mann, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, meinen Gruß.

„An Euch ging ein Tischler verloren," begann ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Little Henry schielte mich, eifrig weiter hobelnd, mit einem Auge an. „Meint Ihr? — Möglich!" versetzte er kurz.

„Gewiß! Ihr handhabt den Hobel wie Einer vom Fach. Ihr wart vielleicht früher Tischler?"

„Ihr seht, daß ich es noch bin," klang wieder kurz, fast mürrisch, die Antwort.

„Aber Ihr seid doch der Clown dieses Cirkus?"

„Auch!" Noch einige Male flog sein Hobel leicht über die Fläche; dann strich er mit der Hand prüfend über das nun gänzlich glatte Brett, nahm es auf die Schulter, seinen Hobel unter den Arm und verschwand hinter einem der Wagen.

Vergeblich wartete ich auf seine Rückkehr. Statt seiner erschien der Direktor der Gesellschaft und fragte nach meinem Begehr. Ich antwortete ihm, daß ich soeben seinen Clown als Tischler bewundert habe.

„Little Henry!" rief er schmunzelnd und klopfte, seinen Schnurrbart drehend, mit einer stark verbrauchten Reitgerte an die Schäfte seiner sauberen, aber arg geflickten Stiefel. „Ja, der kann Alles, Sir. Außer Clown ist er ein vortrefflicher Reiter trotz seiner kurzen Beine; auch als Jongleur und Gymnastiker leistet er Vorzügliches, und endlich ist er im Schneiderhandwerk Meister. Seine Hände fertigen sämmtliche neueren Kostüme meiner Gesellschaft an."

„Das nenne ich vielseitig," erwiederte ich lachend.

„Ja, Geld verdienen um jeden Preis, das ist sein Bestreben vom Morgen bis zum Abend," fuhr der Kunstreiterhäuptling mit spöttischem Ausdrucke in seinem hageren Gesichte fort. „Wenn es ihm seine Zeit erlaubt, betreibt

er nebenbei noch einen Handel mit Früchten, Tabak und Cigarren. Ferner beschlägt er Pferde so gut wie ein Hufschmied, und wo es etwas zu schlossern gibt, stellt er gleichfalls seinen Mann."

„Kaum glaublich!"

„Aber wahr! Mir ist er ein unersetzliches Mitglied meiner Gesellschaft, nur könnte er weniger wortkarg und verschlossen sein. Es ist, als spräche er nicht, weil es ihm nichts einbringt. — Heute Abend wird er den weltberühmten Riesensprung durch sechs brennende Reifen ausführen — eine bei seinen kurzen Beinen fabelhafte Leistung, die Ihr, Sir, der Ihr Euch so lebhaft für ihn zu interessiren scheint, nicht werdet verfehlen wollen, mit Euren Angehörigen und Freunden zu sehen."

Der Direktor zog geschäftig eine Handvoll Einlaßkarten aus der Tasche seiner fadenscheinigen Sammetjacke, und das Ende vom Liede war, daß ich ungeachtet meiner Widerstandsfähigkeit bei solchen Gelegenheiten mit sechs für drei Dollars eingelösten Karten zum ersten Platz seiner staunenswerthen Ueberredungskunst entfloh.

Den Riesensprung meines Freundes zu bewundern, war ich verhindert; die Zeit drängte, und schon am nächsten Tage befand ich mich auf der Reise nach dem Westen. —

Etwa nach einem Jahre — ich weilte wieder im Osten — wurde ich abermals an Little Henry erinnert, und zwar traf ich in einem kleineren Orte bei Baltimore, wo ein Volksfest abgehalten wurde, den Direktor des Cirkus wieder, bei dem Little Henry als Clown engagirt war. Umgeben von einem Kreise Zuschauer, hatte jener soeben zwei kleine Pferde vorgeführt und zählte nun, während die Menge sich verlief, die Peitsche unter den einen Arm geklemmt, die Zügel der beiden wohlgenährten Thiere über den anderen gehängt, die aus kleiner Münze bestehende Einnahme,

welche ihm von dem einsammelnden Knaben eingehändigt worden war.

Hatte der Direktor früher schon keinen sehr wohlhabenden Eindruck gemacht, so sah er jetzt mehr als ärmlich aus. Kaum war noch in dem überall ausgebesserten, farblosen, seinen Oberkörper bedeckenden Kleidungsstücke die braune Sammetjacke zu erkennen, in der ich mich erinnerte, ihn vor Jahresfrist gesehen zu haben. Auch die Beinkleider wiesen manchen Flicken auf, und die Stiefel hingen kaum noch in den Nähten; an einer Seite schaute bereits der nackte Fuß hindurch.

Mein Interesse für Little Henry war bedeutend herabgestimmt, nachdem ich damals gehört hatte, daß er die mir wenig sympathische Eigenschaft der Yankees, das Hasten um jeden Preis nach Geld, in so hohem Grade besaß. Mehr interessirte mich jetzt der Direktor, und trotz der Aussicht, seiner Ueberredungskunst in irgend einer Weise wieder zum Opfer zu fallen, trat ich grüßend an ihn heran und fragte ihn, wo sein Cirkus geblieben sei.

Ueberrascht musterte er mich, und meinen Gruß sehr höflich erwiedernd, sagte er, indem er das Geld in die Tasche gleiten ließ und dem Knaben schmunzelnd zunickte: „Auf's Neue ein Beweis, daß ich noch nicht vergessen bin. Auch Ihr, Sir, gedenkt gewiß der vorzüglichen Leistungen, welche ich stets dem Publikum für geringe Bezahlung bot; kein Schwindel also im Lande des Schwindels — daher das Interesse.“ Er seufzte, und mit wehleidiger Miene fuhr er fort: „Mein Cirkus, Sir? Der ging nebst meiner sämmtlichen Habe in Flammen auf; sogar zwei Pferde verbrannten, werthvolle Thiere. Ein harter Schlag, Sir, von dem ich mich wohl nie erholt haben würde, wenn mir nicht Einer geholfen, Einer, Sir, von dem ich solches nie erwartet hätte. Jedem theile ich es mit, denn hinausposaunen in die Welt möchte ich die edle That des vorher

von mir so verkannten Mannes? — Ich hatte einen Clown —"

„Little Henry?" fiel ich ihm in's Wort.

„Ihr kanntet ihn, sahet ihn bei mir, Sir? Um so mehr freut es mich, von ihm erzählen zu können. Ja, Little Henry! Er war mein Retter in der höchsten Noth. Verzweifelt, arm wie ein Bettler saß ich zwischen den rauchenden Trümmerhaufen meiner Habe, da trat er zu mir, drückte mir stumm etwas in die Hand — zweihundert Dollars waren es, Sir! — und bevor ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, war er fort. Ich habe ihn bis heute nicht wiedergesehen. Er gab mir nicht allein die Mittel — nein, Sir! — durch sie auch den Muth, noch einmal von vorn wieder anzufangen. Das that ich, und seit gestern liegen die mir geliehenen zweihundert Dollars mit den Zinsen auf der Bank bereit für den gütigen Geber; ich habe außerdem gute Aussicht, in kurzer Zeit wieder einen Cirkus zu besitzen."

„Das freut mich von Herzen, Sir!" entgegnete ich. „Und habt Ihr von Little Henry nichts wieder gehört?"

„Doch, Sir! Durch Zufall erfuhr ich, daß er im Westen zwei Engländern ein größeres Blockhaus baut, sowie zugleich deren Koch und Stallmeister ist. Der Mann kann Alles; in New-York war er Bäcker, bevor er zu mir kam. — Aber nun lebt wohl, Sir! Ich möchte mir heute noch so viel erübrigen, um mir nebenbei ein Paar neue Stiefeln kaufen zu können." Lächelnd zeigte er auf die klaffende Wunde seines Fußzeuges. „Ihr seht, die alten haben ausgedient."

„Noch eine Frage, Sir! Was für ein Landsmann mag dieser Little Henry sein?"

Der Direktor zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht, Sir! Habe nie darnach gefragt. Aber nach der Aussprache ist er ein Deutscher oder Holländer. Es war mir sehr angenehm, Sir! —"

Den breitrandigen Hut lüftend, klatschte er mit der Peitsche und forderte dann laut die sich ansammelnde Menge auf, einer Vorführung seiner vorzüglich dressirten beiden Pferde beizuwohnen.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre später suchte ich, nach Deutschland zurückgekehrt, eines Tages in meiner Vaterstadt dasjenige Viertel auf, welches mir aus meinen Knabenjahren deutlich in der Erinnerung stand, und mit eigenartigen Gedanken wanderte ich hauptsächlich durch eine breite Straße, die mich einst tagaus tagein mit dem Schulränzel auf dem Rücken gesehen hatte. Wenig hatte sie sich verändert, und klar zogen alte, bunte Bilder aus der frohen Jugendzeit an meinem Geiste vorüber. Auch manche tolle, stets von Glück begünstigte Streiche hatte ich damals allein und in Gemeinschaft mit Anderen ausgeübt; nur einmal — es war in derselben Straße — wäre es uns, einem Schulkameraden und mir, beinahe schlecht ergangen. Wir hatten die Geduld eines jungen Handwerkers auf eine harte Probe gestellt, und nur mit knapper Noth entkamen wir seinen drohenden Fäusten; wir waren rascher als er, denn die Natur hatte ihn mit ungewöhnlich kurzen Beinen versehen.

Ich stand wie angenagelt. Little Henry! Kein Anderer war es! Unwillkürlich richtete sich mein Auge nach dem Hause, aus welchem damals unser Verfolger hervor- und uns nachgestürzt war. In großen, weit sichtbaren Buchstaben, die ich mich nicht entsann früher bemerkt zu haben, las ich: „Möbel- und Kunsttischlerei von Heinrich Stieglitz“ über der breiten Eingangsthür, und in diese trat soeben in blauer Schürze und Hemdsärmeln — ich traute meinen Augen kaum! — Little Henry selbst.

Gleich darauf stand ich vor ihm, und als ich ihm sagte, daß ich ihn vor Jahren in New-York als Clown in einem Cirkus gesehen hätte, schien er sich meiner zu erinnern.

Sein Antlitz verzog sich zu einem Schmunzeln, während er mir stumm die Hand reichte. Ich erzählte ihm dann, daß ich später seinen Direktor wiedergetroffen und durch diesen von seiner großmüthigen That gehört hätte. Er erröthete wie ein junges Mädchen, und abwehrend den Kopf schüttelnd, brummte er etwas von „Alles wieder in Ordnung; war ein ehrlicher Kerl" vor sich hin.

Augenscheinlich war ihm die Begegnung mit mir nicht angenehm; aber ich ließ nicht locker, und schließlich saß ich mit ihm und seiner Gattin, einer hübschen, kleinen, runden Frau, in einem sauberen Stübchen seines Hauses bei einer Flasche Wein, und mühevoll durch fortwährende Fragen erfuhr ich nach und nach, daß er sich einst in demselben Hause in die Tochter seines Meisters verliebt, doch als armer Geselle es nicht habe wagen dürfen, um sie anzuhalten. Kurz entschlossen war er nach Amerika ausgewandert, in der Hoffnung, dort bald ein kleines Vermögen zu erwerben.

Dieses Ziel beständig im Auge, hatte er Alles und Jedes erfaßt, und was er sich vorgenommen hatte, war ihm geglückt. Schon nach fünf Jahren kehrte er mit einer hübschen Summe zurück, und diese sowohl, wie die nicht vergessene frühere Tüchtigkeit des einstigen Gesellen in seinem Handwerk stimmten den Meister gnädig. Seit kurzer Zeit hatte derselbe sich von der Tischlerei ganz zurückgezogen und diese dem Schwiegersohn allein übergeben.

Mit großen Augen lauschte Little Henry's Frau den durch meine Fragen veranlaßten Eröffnungen von der vielseitigen Thätigkeit ihres Mannes in der Neuen Welt. Wie sie mir später gestand, hatte sie von ihrem, auch ihr gegenüber leider stets schweigsamen Gatten noch kein Wort davon erfahren.

„Ja, Herr!" schloß Little Henry, dem der Wein zuletzt doch etwas die Zunge gelöst hatte. „Wer glaubt, in

Amerika sein Fortkommen allein in seinem Handwerk zu finden, ist meistens verloren, denn — andere Länder, andere Sitten! — dort drüben wird Alles anders betrieben wie hier. Nicht allein, was man in der Heimath erlernt hat, soll man dort verwenden und ausnutzen, sondern auch ohne Zaudern ergreifen, was sich bietet. Der Mensch kann Alles, was er ernstlich will — dann nur macht man sein Glück."

Recht hat er, und wen es gelüstet, jenseits des Ozeans sein Glück zu suchen, nehme sich ein Beispiel an Little Henry.





Mannigfaltiges.

Das Tättowiren ist nicht nur bei wilden Völkerschaften im Gebrauch, sondern selbst in Europa findet man Tättowirungen bei Männern viel häufiger, als man glaubt. Einzelne Stände, wie die Matrosen, Soldaten, Bergleute, huldigen dem Tättowiren in außerordentlichem Maße, und es gibt kaum einen Matrosen, kaum bei gewissen Regimentern einen Soldaten, der nicht die Anfangsbuchstaben seines Namens oder irgend ein Emblem an seinem Körper blau oder roth eintättowirt hätte. Auch Handwerksburschen, die auf Reisen gehen, haben die Gewohnheit, wenigstens die Anfangsbuchstaben ihres Namens auf der Brust oder auf dem linken Arme sich eintättowiren zu lassen. Schon schwerer zu erklären ist es, daß auch Reisende aus gebildeten Ständen sich zuweilen entschließen, Tättowirungen an sich vornehmen zu lassen. Natürlich wirkt auch hier das Beispiel ansteckend, und wenn eine Reisegesellschaft nach Indien kommt und hier sieht, wie mit verhältnißmäßig geringen Umständen die Eingeborenen sich tättowiren, läßt wohl der Eine oder der Andere der Gesellschaft spaßeshalber die Operation an sich vornehmen. Hat aber erst ein Mitglied der Reisegesellschaft den Anfang gemacht, so folgen gewöhnlich alle Anderen nach.

Bernadotte, der sich in der Zeit des ersten Napoleon vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall von Frankreich und später zum König von Schweden emporgearbeitet hatte, wurde kurz vor seinem Tode von einem Leiden befallen, bei welchem die Aerzte einen Aderlaß für unumgänglich nothwendig hielten. Der König weigerte sich aber entschieden, den Aderlaß an sich

vornehmen zu lassen, und trotzdem die Gefahr immer drohender wurde, bestand er darauf, seinen Arm vor den Aerzten nicht zu entblößen. Erst als er gestorben war, stellte man fest, daß er auf beiden Oberarmen die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" und das Zeichen der Republik, die Liktorenbündel mit der phrygischen Mütze, eintättowirt hatte. Der ehemalige Republikaner und Jakobiner, der es bis zum Könige gebracht hatte, schämte sich offenbar dieser urkundlichen Erinnerungszeichen, die er auf seinen Armen trug, und hatte sich deshalb geweigert, den Aderlaß an sich vornehmen zu lassen.

Diese Anekdote beweist uns gleichzeitig, wie außerordentlich dauerhaft die Tättowirung ist, welche unter gewöhnlichen Umständen nie wieder vergeht. Allerdings gibt es künstliche Mittel, um die Tättowirung verschwinden zu machen, und zwar dient zum Fortbringen der Tättowirungen die Indigoschwefelsäure. Wenn man mit dieser die tättowirten Stellen überstreicht, so verschwindet nicht nur die Farbe, sondern auch für das Auge des Laien die Zeichnung, die bisher auf der Haut zu sehen war. Dem sorgfältig untersuchenden Arzte aber entgehen die Narben nicht, die durch das Einstechen der Zeichnung entstanden sind. Findet der Arzt eine Stelle am Körper eines Menschen, die so aussieht, als könne sie Narben von einer Tättowirung enthalten, so genügt es, diese Stelle mit etwas Oel einzureiben, dem womöglich etwas Kienruß zugesetzt ist. Es werden dann die Narbenstellen ganz deutlich hervortreten und die Tättowirung wieder sichtbar werden.

Die Wissenschaft hat auch gefunden, daß eine frühere Tättowirung sich indirekt dadurch nachweisen läßt, daß der Farbstoff, mit welchem die tättowirte Stelle eingerieben wurde, sich im Körper bis zu dem nächsten Lymphgefäß fortbewegt, von diesem aufgenommen und nicht wieder abgegeben wird. Wenn Jemand auf dem Oberarm mit rother Farbe einige Buchstaben oder irgend ein Emblem hat einätzen lassen, so findet man schon einige Stunden nach der Operation Theilchen von dem Zinnober, mit dem die Tättowirung roth gefärbt wurde, in den Lymphdrüsen der Achselhöhle. Die Lymphdrüse hält jahrelang den rothen Zinnober oder die blaue Farbe der Tättowirung fest, und man

kann daher durch Oeffnen des Lymphgefäßes (was allerdings nur bei der Leiche möglich ist) feststellen, ob eine Tättowirung vorhanden war.

Die Kriminalistik bewahrt einen interessanten Fall, in welchem Tättowirungen bei einer Leiche eine große Rolle spielten. Dieser Fall hat in Deutschland und Frankreich eine wahre Hochfluth von Veröffentlichungen hervorgerufen, in denen Aerzte, die sich jahrelang mit der Kriminalistik beschäftigten, ihre Erfahrungen und das Resultat ihrer Forschungen niederlegten. Es handelt sich um den Raubmörder Schall, dessen Fall im Jahre 1850 in Berlin zur Beurtheilung kam. Man hatte nämlich im Jahre 1849 in einem Tümpel in der Nähe von Charlottenburg die gänzlich entkleidete Leiche eines Mannes gefunden, welcher der Kopf fehlte. Der Kopf war regelrecht vom Rumpfe abgeschnitten. Diesen Kopf fand man einige Zeit später im Schilf, konnte aber nicht feststellen, wem der Kopf gehört hatte, da das Gesicht durch Schläge mit einem stumpfen Instrument so entstellt war, daß sich überhaupt nichts mehr erkennen ließ. Die Anklage behauptete nun, die kopflose Leiche sei die eines berüchtigten Wilddiebes, Namens Ebermann, der ein Genosse des ebenfalls als Wilddieb bekannten Schall war. Die Anklage lautete dahin, Schall habe Ebermann erschossen, ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt und dann die entkleidete Leiche in diesen Tümpel geworfen. Schall leugnete. Die Vertheidigung sowohl wie die Verwandten Schall's machten geltend, daß Ebermann auf der Brust einen rothen Stern eintättowirt gehabt habe, der sich erwiesenermaßen bei der im Tümpel vorgefundenen Leiche nicht vorgefunden hatte. Es wurde behauptet, Ebermann habe den Mord selbst begangen und in der Nähe des Thatortes seine Kleidungsstücke niedergelegt, damit man glaube, die aufgefundene Leiche sei seine eigene. Ebermann selbst sei nach Amerika gegangen, um sich den Folgen seiner That zu entziehen.

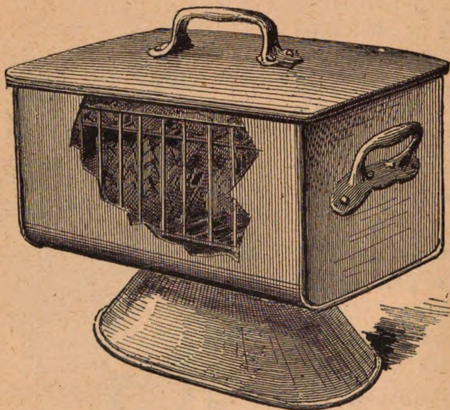
Die öffentliche Meinung nahm in diesem Prozesse Partei, und monatelang wurde in deutschen, französischen und englischen Blättern über die Schuld oder Unschuld Schall's gestritten und die Frage aufgeworfen, ob die aufgefundene Leiche die des Ebermann sei oder ob man es mit einer anderen Leiche zu thun

habe. Die wissenschaftlichen Kapazitäten, insbesondere Tardieu in Paris, konstatirten damals, daß in der That bei gewissen Persönlichkeiten die Tättowirung vergehe, daß sie insbesondere bei Leichen verschwinde, die eine Zeitlang im Wasser gelegen haben. Auch der damalige Berliner Polizeiarzt Kasper veröffentlichte ein größeres Werk über die Tättowirung und stellte aus seiner Praxis fest, daß Tättowirungen, wenn sie nicht sorgfältig hergestellt seien, verschwinden könnten, daß insbesondere Tättowirungen sich gänzlich verlören, sobald der Tättowirte todt sei. Diese wissenschaftlichen Veröffentlichungen bestimmten die Geschworenen, in der erst im Jahre 1850 stattgefundenen Gerichtsverhandlung Schall des Raubmordes für schuldig zu erklären. Schall blieb indeß hartnäckig bei seinem Leugnen, und erst unmittelbar vor dem Schaffot legte er ein Geständniß ab, wonach die aufgefundene Leiche in der That die des Ebermann gewesen ist.

Gelingt es bei einem Gefangenen, eine Tättowirung zu entdecken, so ist es gewöhnlich auch nicht schwer, festzustellen, wer der Gefangene ist, selbst wenn dieser jede Auskunft über seine Person verweigert. Da die Leute, die sich tättowiren lassen, meistens die Anfangsbuchstaben ihres Namens sich in den Arm oder in die Brust einritzen lassen, wird es ihnen, wenn sie einmal mit dem Strafgesetzbuch und mit der Polizei in Konflikt gerathen, unmöglich, sich einen falschen Namen beizulegen, weil man aus der Tättowirung ihnen sofort die Lüge nachweisen kann. Daher forscht man stets bei der Untersuchung von Gefangenen sorgfältig nach Tättowirungen und trägt nicht nur die noch sichtbaren Tättowirungen, sondern auch Angaben über kleine Narben, die von Tättowirungen herrühren, sorgfältig in die Signalements ein.

Selten kommt es vor, daß die Tättowirung von Verbrechern dazu angewendet wird, um unter sich ein geheimes Erkennungszeichen zu bilden. Als aber im Jahre 1891 in Italien der Prozeß gegen die Banditen von Bari geführt wurde, machte die Polizei eine sonderbare Entdeckung. Sie fand nämlich, daß die Banditen von Bari eine geheime Gesellschaft bildeten, deren Statuten ausdrücklich bestimmten, daß jeder Genosse sich tättowiren lassen müsse. Einer der Hauptkerle aus der Bande scheint dieses

erforderlichen Dampf in den Kessel strömen läßt. In diesem Inneren sind, wie die zweite Abbildung zeigt, zwei wagrechte, bewegliche Gitter angebracht, welche es ermöglichen, Kartoffeln und Gemüse, oder auch verschiedene Gemüsesorten, wie man sie z. B. zum Filet à la Jardinière braucht, gleichzeitig zu kochen. Man legt dann auf das obere Drahtgestell die Kartoffeln, auf das untere Spargel, Erbsen, Blumenkohl, grüne Bohnen u. dergl. Thut man nun noch in das Fußgestell gewisse Gemüse, die in



Innere Einrichtung des neuen Dampfkochtopfes
(System Leblanc-Hallot).

Wasser gekocht werden müssen, wie etwa weiße Bohnen, getrocknete Erbsen oder dergl., dann kann man also in demselben Gefäß und auf demselben Feuer dreierlei Gemüsesorten gleichzeitig gar kochen. Besonders hervorzuheben ist, daß alle Gemüse, die in diesem Dampfkochtopf zubereitet werden, dabei keinen Geruch entwickeln und sich gegenseitig nicht den mindesten Beigeschmack mittheilen. Sehr praktisch läßt sich dieser neue Dampfkochapparat auch zum Kochen von Fischen benutzen: man legt dann auf das untere Gestell den Fisch, auf das obere die Kartoffeln. Auch hierbei entwickelt sich kein Geruch; die Kartoffeln nehmen nicht einmal, wenn man sie unmittelbar neben den Fisch legt, Geschmack von diesem an. F. R.

Volksschullehrer-Examen im Jahre 1729. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts in vielen deutschen Staaten die Volksschullehrer neben ihrem Lehrerberuf ein Handwerk betrieben, oder besser gesagt, daß Handwerker als Volksschullehrer angestellt wurden, die dann ihre Lehrerthätigkeit nur als eine Gelegenheit zu einem Nebenverdienst ansahen. Daß aus einem solchen Verhältniß nicht viel Ersprießliches für den Unterricht erwachsen konnte, ist ohne Weiteres klar. Einen Einblick in die Kenntnisse derjenigen Personen, welche sich um ein Schulamt bewarben, gewährt uns ein Prüfungsprotokoll über eine Lehrerwahl in einem pommerschen Dorfe im Jahre 1729. Das Protokoll, das von dem Ortsgeistlichen abgefaßt wurde, lautet:

„Nachdem auf geschehenes tödtliches Ableben des bisherigen Schulmeisters sich nur fünf Liebhaber gemeldet, so wurde zunächst vom Ortspfarrer in der Kirche vor Augen und Ohren der ganzen Gemeinde die Singprobe mit den Bewerbern fürgenommen und nach deren Beendigung dieselben im Pfarrhaus noch weiter auf folgende Art und Weise geprüft:

1) Martin Ott, Schuster allhier, 30 Jahre des Lebens alt, hat in der Kirche drei Lieder gesungen. Hat aber noch viel Melodie zu lernen, auch könnte seine Stimme besser sein. Gelesen hat er Genesis 10, 26 bis aus, buchstabirte Vers 16 bis 29. Das Lesen war angehend, im Buchstabiren machte er zwei Fehler. Dreierlei Handschrift hat er gelesen — mittelmäßig; drei Fragen aus dem Verstand beantwortet — recht; aus dem Katechismus die 54. Frage hergesagt ohne Fehler; drei Reihen nach dem Diktat geschrieben — vier Fehler; des Rechnens ist er durchaus unerfahren.

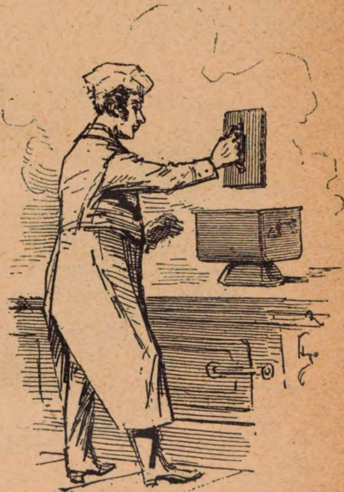
2) Jakob Mähl, Weber aus D., hat die Fünfzig hinter sich, hat drei geistliche Lieder gesungen, doch Melodie ging ab in viele andere Lieder; Stimme sollte stärker sein, quäkte mehrmalen, so doch nicht sein muß. Gelesen Josua 19, 1 bis 7, mit zehn Lesefehlern; buchstabirte Josua 18, 23 bis 26, ohne Fehler. Dreierlei Handschrift gelesen — schwach und mit Stocken; drei Fragen aus dem Verstand, hierin gab er Genüge. Aus dem Katechismus die 41. Frage hergesagt ohne Fehler; nach dem Diktat drei

Tättowiren als Sport getrieben zu haben, und die Lust an Tättowirungen scheint bei ihm zur Manie geworden zu sein. Man fand bei ihm auf der Brust: eine Tänzerin, zwei Herzen, eine Kette, einen Anker und verschiedene Figuren. Auf dem linken Arme stand der Satz: „Viva l'Italia!", ein Brustbild Garibaldi's, ein Adler, ein Engel, ein Kelch, ein Komet, ferner eine Kette, ein Bersagliere, eine Tänzerin, der Kopf eines Räubers und ein Pferd. In der linken Hand fand man einen Revolver; auf dem linken Daumen zwei Dolche, auf dem linken Zeigefinger zwei Ringe. Der rechte Arm zeigte den Löwen von San Marco, den Kopf eines Kriegers, den Teufel mit einem Mädchen auf den Schultern, ein Armband, eine Tänzerin mit einem Reifen, und dann verschiedene Aufschriften, wie: „Viva la libertà!" tättowirt. Auf dem rechten Beine fand man die Zeichnung eines Panzerschiffes, einer Kette mit Anker, eines Menschenkopfes, eines Kelches, einer nackten Person und die Worte: „Es lebe die Republik und Tod den Mäusen!" Das linke Bein endlich zeigte einen Vogel, einen Anker, eine Schlange mit einem Sonnenball, einen Dolch, ein Kreuz, eine Schlange um ein Pferd gewickelt und den Ritter Georg mit dem Lindwurm.

Menschen, die sich in solcher Art tättowiren und ihren ganzen Körper mit Zeichnungen bedecken lassen, findet man in Europa sehr selten, nur bei den Wilden der Südsee ist das noch heute die herrschende Mode, so daß diese Völker bei völlig nacktem Körper wie bekleidet aussehen.

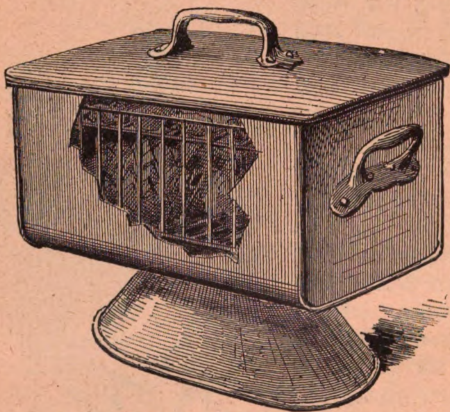
Neue Erfindungen: Ein neuer Dampfkochtopf (System Leblanc-Hallot). Bereits im Jahre 1680 veröffentlichte der berühmte Physiker Denis Papin seine Erfindung, mit gespanntem Dampf zu kochen, allein erst in neuerer Zeit hat man angefangen, das Prinzip des „Papin'schen Topfes" auch für Küche und Haushaltung nutzbar zu machen. Sehr einfach läßt sich ein Dampfkochtopf herstellen, indem man in einen gewöhnlichen Kochtopf einige Zoll hoch Wasser gießt und dann einen mit drei Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hineinstellt. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man letzteres nun bis zum Kochen, so dringt der Dampf durch die Oeffnungen des zweiten Bodens und kocht

die darauf liegenden Gemüse und Fleischstücke in so kurzer Zeit gar, daß eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial sich ergibt. Gleichzeitig liefert der Dampfkochtopf aber auch erprobtermaßen kräftigere und schmackhaftere Speisen. Mit noch größerem Vortheil wendet man geschlossene Töpfe an; Fleisch und Gemüse, die im offenen Kochtopf nicht weich werden wollen, erlangen im Dampfkochtopf binnen kürzester Frist große Zartheit, und man muß nur darauf achten, daß sie nicht durch zu langes Kochen völlig zerfallen. Alles dies ist längst bekannt, es fehlt aber immer noch an geeigneten, praktischen und nicht zu kostspieligen Konstruktionen von Dampfkochtöpfen für die gewöhnliche bürgerliche Küche. Einen solchen stellt der von dem Franzosen Leblanc-Hallot erfundene und neuerdings in den Handel gebrachte Dampfkochtopf dar, dessen Einrichtung und Gebrauch unseren verehrten Leserinnen durch die beiden Abbildungen genugsam verdeutlicht wird. Er ist in erster Linie zum Kochen von Gemüsen bestimmt, die nur beim Kochen mit Dampf ihren feinsten Wohlgeschmack erhalten und gleichzeitig erheblich leichter zu verdauen sind, als in Wasser zubereitete. Man kann darin Schneidebohnen, Erbsen, Spargel, Blumenkohl, Kartoffeln u. s. w. kochen und bis zum Anrichten heiß halten. Der Apparat besteht aus einem mit zwei Handgriffen versehenen Topf aus starkem Eisenblech oder aus innen verzinntem Kupfer, der mit einem gutschließenden Deckel versehen ist. Die untere Fläche steht in Verbindung mit einem Fuß, in den das Wasser kommt, welches durch sein Sieden den



Der neue Dampfkochtopf (System Leblanc-Hallot).

erforderlichen Dampf in den Kessel strömen läßt. In diesem Inneren sind, wie die zweite Abbildung zeigt, zwei wagrechte, bewegliche Gitter angebracht, welche es ermöglichen, Kartoffeln und Gemüse, oder auch verschiedene Gemüsesorten, wie man sie z. B. zum Filet à la Jardinière braucht, gleichzeitig zu kochen. Man legt dann auf das obere Drahtgestell die Kartoffeln, auf das untere Spargel, Erbsen, Blumenkohl, grüne Bohnen u. dergl. Thut man nun noch in das Fußgestell gewisse Gemüse, die in



Innere Einrichtung des neuen Dampfkochtopfes
(System Leblanc-Hallot).

Wasser gekocht werden müssen, wie etwa weiße Bohnen, getrocknete Erbsen oder dergl., dann kann man also in demselben Gefäß und auf demselben Feuer dreierlei Gemüsesorten gleichzeitig gar kochen. Besonders hervorzuheben ist, daß alle Gemüse, die in diesem Dampfkochtopf zubereitet werden, dabei keinen Geruch entwickeln und sich gegenseitig nicht den mindesten Beigeschmack mittheilen. Sehr praktisch läßt sich dieser neue Dampfkochapparat auch zum Kochen von Fischen benutzen: man legt dann auf das untere Gestell den Fisch, auf das obere die Kartoffeln. Auch hierbei entwickelt sich kein Geruch; die Kartoffeln nehmen nicht einmal, wenn man sie unmittelbar neben den Fisch legt, Geschmack von diesem an. F. R.

Volksschullehrer-Examen im Jahre 1729. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts in vielen deutschen Staaten die Volksschullehrer neben ihrem Lehrerberuf ein Handwerk betrieben, oder besser gesagt, daß Handwerker als Volksschullehrer angestellt wurden, die dann ihre Lehrerthätigkeit nur als eine Gelegenheit zu einem Nebenverdienst ansahen. Daß aus einem solchen Verhältniß nicht viel Ersprießliches für den Unterricht erwachsen konnte, ist ohne Weiteres klar. Einen Einblick in die Kenntnisse derjenigen Personen, welche sich um ein Schulamt bewarben, gewährt uns ein Prüfungsprotokoll über eine Lehrerwahl in einem pommerschen Dorfe im Jahre 1729. Das Protokoll, das von dem Ortsgeistlichen abgefaßt wurde, lautet:

„Nachdem auf geschehenes tödtliches Ableben des bisherigen Schulmeisters sich nur fünf Liebhaber gemeldet, so wurde zunächst vom Ortspfarrer in der Kirche vor Augen und Ohren der ganzen Gemeinde die Singprobe mit den Bewerbern fürgenommen und nach deren Beendigung dieselben im Pfarrhaus noch weiter auf folgende Art und Weise geprüft:

1) Martin Ott, Schuster allhier, 30 Jahre des Lebens alt, hat in der Kirche drei Lieder gesungen. Hat aber noch viel Melodie zu lernen, auch könnte seine Stimme besser sein. Gelesen hat er Genesis 10, 26 bis aus, buchstabirte Vers 16 bis 29. Das Lesen war angehend, im Buchstabiren machte er zwei Fehler. Dreierlei Handschrift hat er gelesen — mittelmäßig; drei Fragen aus dem Verstand beantwortet — recht; aus dem Katechismus die 54. Frage hergesagt ohne Fehler; drei Reihen nach dem Diktat geschrieben — vier Fehler; des Rechnens ist er durchaus unerfahren.

2) Jakob Mähl, Weber aus D., hat die Fünfzig hinter sich, hat drei geistliche Lieder gesungen, doch Melodie ging ab in viele andere Lieder; Stimme sollte stärker sein, quäkte mehrmalen, so doch nicht sein muß. Gelesen Josua 19, 1 bis 7, mit zehn Lesefehlern; buchstabirte Josua 18, 23 bis 26, ohne Fehler. Dreierlei Handschrift gelesen — schwach und mit Stocken; drei Fragen aus dem Verstand, hierin gab er Genüge. Aus dem Katechismus die 41. Frage hergesagt ohne Fehler; nach dem Diktat drei

Reihen geschrieben — fünf Fehler; des Rechnens auch nicht kundig.

3) Philipp Hopp, Schneider aus G., schon ein alter, gebrechlicher Mann von 60 Jahren, sollte lieber zu Haus geblieben sein, als sich dies vermessen. Hat zwei geistliche Lieder gesungen. Stimme wie ein blökend Kind, auch öftermalen in unrechte Lieder verfallen. Gelesen Josua 19, 7 bis 13 — gar jämmerlich; buchstabirte Josua 15, 22 bis 23, mit viel Anstoßen, das große T ein Stein des Anlaufens, kam endlich rüber. Drei Fragen aus dem Verstand — blieb fest sitzen. Dreierlei Handschriften gelesen, schon im Anfang gesagt, daß er dessen nicht erfahren sei. Nach dem Diktat nur drei Wörter geschrieben — mit Mühe zu lesen. Rechnen ganz unbekannt, er zählte an den Fingern wie ein klein Kind. Wurde ihm gemeldet, daß er thöricht gehandelt habe, sich zu melden, was er auch mit Thränen und Seufzen bekannt.

4) Johann Schütt, ein Kesselflicker von allhier, hat 50 Jahre des Lebens auf Erden gewandelt, und hat drei geistliche Lieder gesungen — mit ziemlichem Beifall. Gelesen und buchstabiret Genesis 10, 13 bis 18, auch nicht uneben. Beim Katechismus bemerkte man, daß er sothanen Stücken noch nicht in Uebung stehet. Nach dem Diktat drei Reihen geschrieben — ging an, was Buchstabiren betrifft, doch zehn Fehler! Des Rechnens nur im Addiren erfahren.

5) Friedrich Loth, ein Unteroffizier in Schl., so im hochedlen v. Grumbkow'schen Regiment den Feldzug gegen die Schweden gemacht und alldort ein Bein verloren, 45 Jahre des Lebens alt, hat zwei geistliche Lieder gesungen. Gut, starke Stimme, doch fehlt die Melodie im Ganzen, fiel einmal in ein ander Lied. Dreierlei Handschriften fertig gelesen. Gelesen und buchstabiret Genesis 10, 13 bis 18, ging ziemlich. Katechismus — wohl inne. Vier Fragen aus dem Verstand — ziemlich. Nach dem Diktat drei Reihen, doch mit acht Fehlern. Rechnen — Addiren und ein bischen Subtrahiren inne!"

Da man, wie es in dem Protokoll weiter heißt, dem Kesselflicker, sintemalen er viel durch das Land streichen würde, nicht trauen zu können glaubte, der Kriegsknecht dagegen wohl die

Fuchtel gegen die armen Kindlein zu stark gebrauchen würde, was den mitleidigen Müttern derselben doch sehr in's Herz stechen und wehe thun könnte, so wurde seines guten Rufes wegen Jakob Mähl einstimmig zum Schullehrer gewählt. Vergleicht man mit den Kenntnissen der damaligen Schulamtsbewerber die sorgfältige wissenschaftliche und erzieherische Vorbildung der Volksschullehrer in der Gegenwart, so darf man wohl mit vollem Recht sagen, daß der Unterschied zwischen jener Zeit und heute so groß ist wie zwischen Tag und Nacht. Th. S.

Schwimmende Hasen. — So bekannt es ist, daß der Hase ein schnellfüßiger Läufer ist, so unbekannt ist es, daß er auch ein trefflicher Schwimmer ist. Ist es doch ein sogar in Jägerkreisen noch vielfach fälschlich verbreiteter Glaube, daß der Hase überhaupt äußerst wasserscheu ist und deshalb auch nie aus einem fließenden oder stehenden Gewässer trinkt, sondern seinen Durst mit Thau und Schnee löscht. Gegen diese angebliche Wasserscheu und für die Schwimmtüchtigkeit Meister Lampe's sprechen aber verschiedene Beobachtungen, von denen hier einige angeführt seien. „Drei meiner Freunde," so berichtet C. v. Thüngen in einem gut verbürgten Fall in seiner die Naturgeschichte des Hasen behandelnden Schrift, „beschlossen vergangenen Herbst eine jagdliche Lustfahrt mainabwärts nach einer von uns gepachteten Jagd im Boot zu machen und stießen, von einem Kahnführer begleitet, Mittags lustig ab. Der Kahnführer erzählte ihnen schon unterwegs, daß er mehrmals Hasen den Main, beiläufig 500 Fuß breit, habe passiren sehen, ohne daß er bemerkt hätte, daß dieselben von einem anderen Grund, als etwa nur der Wanderlust oder Neugierde getrieben worden seien, und daß es ihm selbst einmal gelungen wäre, einen von ihnen zu erhaschen und zu tödten. Ungläubiges Lächeln war die Antwort auf solche Erzählungen, obgleich man selbst schon auf einer kleinen Insel bei niedrigem Wasserstand, die nicht weit vom rechten Mainufer liegt, Hasen erlegt hatte. So war man eine kleine Zeit fortgetrieben, als auf einmal einer der Herren durch sein Glas auf dem Spiegel des Wassers und eben in der Mitte des Flusses eine schwimmende Kreatur erblickte, die beim Näherkommen als ein schwimmender Hase angesprochen werden mußte. Das Kerl-

chen schwamm mit angezogenen Löffeln ziemlich rasch und fast schnurgerade durch den Strom und wurde sogleich mit größter Eile verfolgt. Dennoch wäre ihm seine Rettung gelungen, wenn nicht zu seinem Unglück am jenseitigen Ufer mehrere Burschen mit dem Stromaufziehen eines Kahnes beschäftigt gewesen wären, welche, durch die Jagd aufmerksam gemacht, durch ihr Geschrei und Abwehr Freund Lampe bewogen, so nahe dem rettenden Lande, umzukehren, um nach dem anderen Ufer, ohne zu ruhen, zurückzuschwimmen. Lampe wurde ein Opfer seines Heroismus. Mitten im Fluß ereilte ihn sein Geschick in der Gestalt einer kräftigen Portion Schrot aus der Flinte meines Freundes, eines vortrefflichen Jägers, der ihm gewiß das Leben geschenkt hätte, wenn es nicht eine zu große Seltenheit gewesen wäre, einen Hasen wie ein Wasserthier mitten im Strome zu erlegen. Es war außer den Kahnziehern kein lebendes Wesen weit und breit zu sehen, welches den naseweisen Dreiläufer bewogen haben konnte, das sichere trockene Land mit dem feuchten Element zu vertauschen."

Nicht nur ein einziges Mal, sondern in zahlreichen Fällen hat Professor Dr. Quistorp in Greifswald schwimmende Hasen zu beobachten Gelegenheit gehabt. „Das Jagdrevier," schreibt der erwähnte Gewährsmann, „welches ich am meisten besuche, wird von einem 30 bis 40 Fuß breiten Flusse durchschnitten. Auf der einen Seite desselben erstreckt sich bald in nächster Nähe desselben, bald etwas weiter von ihm entfernt ein Wald. Auf beiden Seiten des Flusses befinden sich außerdem theils Wiesen, theils Kornfelder. Daß nun Hasen, welche auf der einen Seite des Flusses von den Feldarbeitern aufgejagt wurden, sofort auf denselben zueilen, ihn durchschwimmen und in den Wald hinein wechseln, auch wenn sie von keinem Hunde verfolgt werden, ist eine ganz alltägliche Erscheinung, sowohl im Sommer als im Herbst und Winter. Aber ich habe es namentlich noch in diesem Winter wiederholt beobachtet, daß Hasen des Nachts, nur um auf der andern Seite des Flusses sich zu äsen, diesen durchschwimmen, und zwar in derselben Nacht zweimal, hin und her, um den Tag über im Schutze des Waldes zu sitzen. Und dies geschah nicht bei gelindem Wetter, sondern bei recht heftiger Kälte und schnee-

bedecktem Erdboden. Der Schnee machte es eben auch möglich, den Hasen nachzuspüren und zu sehen, wie sie stets aus dem Walde direkt auf den Fluß zugewechselt, eine kurze Strecke an der Seite desselben entlang gewandert waren und dann denselben ohne Scheu vor dem eiskalten Wasser durchschwommen hatten. Gegen Morgen waren sie stets in den Wald zurückgewechselt. Mangel an Aesung trieb die Hasen niemals durch das Wasser, denn es befand sich auf beiden Seiten desselben die schönste Wintersaat. Aus früheren Jahren, wo ich die Herbstjagd hauptsächlich mit Bracken ausübte, sind mir mehrere Fälle bekannt, daß ein in der Nähe des Strandes sehr stark gejagter Hase seine Rettung dadurch zu bewerkstelligen suchte, daß er direkt in den Strom hineinlief, in demselben schwimmend einen Bogen von einigen hundert Schritten zurücklegte und dann wieder an's Land stieg, um so den verfolgenden Hunden zu entkommen."

Zum Schluß sei noch eine dritte Mittheilung wiedergegeben, die da zeigt, daß den Hasen bei einem Aufenthalt in bruchigen, sumpfigen Strecken das Schwimmen geradezu zur zweiten Natur werden kann. Der Beobachter, ein preußischer Oberförster, sagt darüber Folgendes: „Ein Theil des Revieres, welches ich inspizire, besteht ungefähr aus 6000 Morgen Bruch, welcher nur im Winter zugänglich ist und wovon ein Theil ganz unter Wasser steht, so daß die mit ihren Wurzeln hervorragenden Ellern wie Inseln in demselben stehen. In der Mitte befinden sich mehrere wirkliche Inseln oder Forste, welche dem in den Brüchen stehenden Rothwild zum Aufenthalt dienen. Nun kommt es sehr oft vor, daß die auf diesen Inseln sich beständig aufhaltenden Hasen während des Winters auf das Eis in die Brüche nach Weide rücken, wo sie an dem stellenweise sehr hohen Grase eine reichliche Nahrung finden. Entweder das Thauwetter überrascht sie im Bruche oder sie haben diesen Aufenthalt zu lieb gewonnen, als daß sie ihn verlassen möchten — genug, wenn das Wasser so hoch ist, daß ich im Kahn das Holz befahren kann, so finde ich sehr oft auf jenen, an sich bruchigen Inseln Hasen, welche ganz ruhig von einem Forste zum anderen schwimmen, ohne den Bruch selbst zu verlassen. Gewöhnlich werden jedoch diese Halbamphibien eine Beute des im Wasser behenderen Fuchses, oder

die Aesung im Bruche ist ihnen so nachtheilig, denn ich habe nie eine Vermehrung dieser Wasserhasen bemerkt und durch sehr genaue Beobachtung mich überzeugt, daß ihr Geschlecht nur durch die neuen Ankömmlinge von dem festen Lande erhalten wird." Th. S.

Eine fliegende Küche. — Wie Rom seine Verkäufer gerösteter Kastanien, Berlin seine „warme Würstchen", London seine gekochten Fische an den Straßenecken aufzuweisen hat, die vielbegehrte Artikel der Passanten sind, so fahren in Chicago sogenannte „Sandwich-Wagen" herum und zwar in der Zeit von 8 Uhr Abends bis 4 Uhr Früh. Wenn in den ersten Morgenstunden das Geräusch der Kabelbahnwagen verstummt ist und nur noch vereinzelte Pferdebahnwagen schleppenden Ganges durch die Straßen sich bewegen, die um diese Zeit von sonstigem Fuhrwerk frei sind, dann ist die beste Geschäftszeit für diese fliegenden Speiseanstalten, die den eben angegebenen Namen führen. In ihnen bekommt man Butterbrode, die mit Schinken, Eiern, Rauchfleisch, gebratenem Geflügel u. s. w. belegt sind und deren Preis zwischen 5 und 15 Cent (= 20 bis 60 Pfennig) variirt. Als Abnehmer der stets guten Waare figuriren Zeitungsjungen, Nachtarbeiter, Personen, die von nächtlichen Vergnügungen heimkehren und Andere.

Die Sandwich-Wagen existiren in Chicago erst seit einigen Jahren, und ihr Erfinder verdankt das Entstehen derselben der in die Brüche gegangenen Spekulation eines Anderen. Dieser hatte im fernen Westen vergeblich sein Glück zu erjagen gesucht und war nach seiner Heimath Chicago zurückgekehrt, wo er bei einem Candyfabrikanten wohnte. Von demselben war ihm die Idee eingegeben, eine fliegende Candyküche zu errichten, zu welchem Behufe er sich einen verdeckten, mit gläsernen Wänden versehenen vierrädrigen Wagen bauen ließ, der in seinem Innern Regale, Schubladen, eine Bank und einen Gasolinofen enthielt. Der Unternehmer wollte in diesem Wagen, in welchem er wie auf einem Präsentirteller saß, dem Publikum die verschiedenen Arten der Zuckerwerkzubereitung zeigen und allen Kindern und Süßigkeiten liebenden Weiblein das Wasser derart im Munde zusammen laufen machen, daß sich ein wahrer Platzregen von allerhand Münzen über ihn ergießen mußte.

Die Spekulation erwies sich als Fehlschlag, so daß der Unternehmer die Unglücksküche in einen Winkel des Hofes zum alten Gerümpel schob, wo sie der lieben Jugend als willkommenes Ziel bei ihren Steinwurfbombardements diente.

Das arg demolirte Gefährt brachte nun einen der Hausbewohner auf einen eigenen Gedanken. Er kaufte den Rumpelkasten für einen Spottpreis, ließ ihn gehörig in Stand setzen und gründete so den ersten Sandwich-Wagen Chicagos, der eine derartige Zugkraft ausübte, daß er in kürzester Frist noch fünf weitere Wagen einstellen mußte. Das Geschäft hat sich seitdem immer mehr entwickelt, und verschiedene andere Leute haben sich gleichfalls demselben gewidmet; vornehmlich blühte es zur Zeit der Weltausstellung, so daß oft zwei Personen zur Bedienung eines Wagens nothwendig wurden. Die Einnahme eines solchen Wagens während des etwa achtstündigen Geschäfts wechselt zwischen 3 und 30 Dollars, am einträglichsten ist natürlich stets die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, wenn es in Fabriken u. s. w. Geld gegeben hat.

Zur Aufstellung eines solchen fliegenden Gefährts ist obrigkeitliche Erlaubniß erforderlich, und die Steuer dafür beträgt für das Jahr 25 Dollars. Die Verkäufer, die zugleich auch Rosselenker sind, erhalten für ihren achtstündigen Dienst durchschnittlich 10 Dollars pro Woche. Selbstverständlich findet sich hier und da auch einmal ein Nassauer bei einer solchen Speiseanstalt ein, der nach genossenem Imbiß seine Zahlungsunfähigkeit erklärt. Für diese Fälle empfiehlt es sich, wenn die Verkäufer der diversen Leckerbissen über achtbare Fäuste verfügen, um solchen Leutchen das Wiederkommen gehörig zu versalzen. Die Besitzer solcher fliegenden Küchenwagen sehen beim Engagement ihrer Leute daher in erster Linie mit auf eine kraftvolle Erscheinung des Anzustellenden.

O. v. B.

Unterdrückung der Hörner bei dem Rindvieh. — Wenn wir auch den Gebrauch, den der Ochse als Zugthier von seinen Hörnern macht, und mithin den Nutzen der letzteren keineswegs bestreiten wollen, so sind solche anderentheils wieder eine Waffe für das Thier, welche dem Menschen, wie zahlreiche Fälle beweisen, unter Umständen auch sehr gefährlich werden kann. Die

Hörner an und für sich sind beim Ochsen daher von untergeordnetem Werth, während sie die Kuh als Milchvieh geradezu nachtheilig zu beeinflussen scheinen. Schon vor bereits 30 Jahren hat ein bekannter Thierarzt, Herr P. Charlier, auf diesen Umstand hingewiesen, und die Entfernung der Hörner bei jungen Thieren empfohlen, ohne daß man dem Gegenstande seitens der Landwirthe die verdiente Beachtung geschenkt hätte. Später hat Numan sich der Ergründung der Stichhaltigkeit der Aussagen des Ersteren gewidmet und durch seine Experimente die Thatsache unwiderleglich festgestellt, daß Kühe ohne Hörner weit mehr Milch geben, als andere, bei denen man diese Operation nicht vorgenommen hat. Alle Kühe, die man künstlicherweise ihrer Hörner beraubt, werden, so sagt er, vortreffliches Milchvieh! So sah Numan vier holländische Kühe ohne Hörner, die man des Experimentes wegen absichtlich auf schlechter Weide genährt hatte, pro Tag 18 bis 19 Liter Milch geben, während andere der nämlichen Rasse, aber mit Hörnern und auf guter Weide genährt, nur höchstens 12 bis 15 Liter gaben.

Die amerikanischen Viehzüchter waren die ersten, welche sich dieses Resultat zunutze machten und durch Anwendung dieser Methode die Aussage Numan's nicht allein vollkommen bestätigt fanden, sondern außerdem noch eine zweite, mit ersterer Hand in Hand gehende Erfahrung machten: die Erfahrung nämlich, daß die ihrer Hörner beraubten Thiere weit schneller und sicherer fett werden, als andere, denen man diese Zugaben belassen hat!

Angesichts dieser Vortheile wäre eine Verallgemeinerung dieses Verfahrens, das Wachsthum der Hörner zu verhindern, entschieden empfehlenswerth. Es werden zu diesem Ende in Amerika verschiedene Flüssigkeiten feilgeboten, die aber nicht immer von dem gewünschten Erfolg begleitet sind, daher wir Allen, die in dieser Frage interessirt sind, dienlich zu sein glauben, wenn wir an dieser Stelle das Verfahren mittheilen, welches Herr Leslie A. Adams, Direktor der Wisconsin Farm, empfiehlt.

Sobald sich auf dem Kopfe des jungen Thieres, sagt der Genannte, die ersten Hornansätze zeigen, muß sofort die Operation gemacht werden, ehe solche Zeit haben, sich zu verhärten. Man

rasiere zu dem Ende oder schneide mit der Scheere alle Haare ab, welche den Hornansatz umstehen, und befeuchte sodann den letzteren leicht mittelst des Fingers mit Wasser, ohne aber hiervon zu viel zu nehmen; denn sonst läuft solches den Kopf herab auf die Haut des Thieres und verursacht, wie wir gleich sehen werden, eine unnöthige Ausdehnung der Aetzung. Hierauf nehme man eine Stange Pottasche oder Höllenstein, welche man so umwickelt, daß sie nicht mit der Hand des Manipulanten in Berührung kommt, und bediene sich deren wie eines Bleistifts, um damit die ganze Oberfläche des Hornansatzes von oben bis zum Rande zu reiben. Damit die Pottasche gehörig wirke, muß die betreffende Stelle während der Operation feucht erhalten werden. In dem Moment, wo die Haut sich zu erweichen, sich abzuschälen beginnt und roth unterläuft, als ob das Blut hervorquellen wolle, muß man innehalten. Dieses Verfahren braucht in der Regel nicht erneuert zu werden; einmal angewandt, läßt der Erfolg gewöhnlich nicht auf sich warten.

Das vorerwähnte Phänomen erklären zu wollen, wäre überflüssig, indem die Milcherzeugung und das Körpergewicht durch die Unterdrückung der Hörner in demselben Maße erhöht werden, wie solches nach dem nämlichen Prinzip bei einem Baume der Fall ist, den man beschneidet und seiner überflüssigen Aeste entledigt: er erzeugt größere Früchte, sein Saft, die Lebenssubstanz, verbraucht sich nicht in der Erzeugung nutzloser Organe. v. Fr.

Wie ehemals eine Weinkarte aussah. — Zwei hölzerne Tafeln, welche aus einem alten fränkischen Wirthshause stammen, und dem „Germanischen Museum" einverleibt worden sind, geben uns das Bild einer „Weinkarte" vor 300 Jahren. Die Rahmen dieser Tafeln sind reich verziert mit Fruchtgehängen und bunt bemalt, die Tafeln selbst sind schwarz angestrichen und die Namen der Weine mit weißer Farbe aufgetragen. Der Preis wurde mit Kreide angeschrieben, er war dem Wechsel unterworfen und fiel meist nicht unter die obrigkeitliche Taxe, die nur für gewöhnliche Landweine Geltung hatte. Die Sorten auf der einen Tafel lauten buchstäblich: „Rhein-Wein, Moßel, Höninger bleicher, Wertheimer, Gaßlacher, Stein, Leisten, Markgräfler, Kräuter, Champagne weiß und rother, Bourgogne weiß und rother, Pontack,

Medock, Mouscat weißer und rother, Lünel, Frontignant, Mallaga Sect, Alicant, Spanischen W."

Die andere Tafel hat etliche hier aufgeführte Sorten nicht und dafür Cortebenedicten, Wärmuth, Spanischen Sect, Meth weiß und roth. Einige der Namen muthen uns fremdartig an. Unter Höninger bleicher ist wahrscheinlich Ahrbleichert zu verstehen. Mit Sect bezeichnete man damals korrekterweise süße, starke, von gedorrten Beeren gewonnene Weine, während man in der Neuzeit das Wort ohne alle Berechtigung auf Schaumweine übertragen hat. Die Namen Frontignant, Mouscat und Lünel sind Weine, deren Heimath Languedoc im südlichen Frankreich ist, während Pontack der alte Gattungsname für unsere jetzigen Bordeauxweine ist. Der Cortebenedictenwein ist ebenso wie der Wärmuthwein ein künstliches Produkt; man stellte ihn aus Most her, der mit allerlei feinen Kräutern versetzt und vergährt wurde. Unter „Champagne" darf man sich nicht etwa Schaumwein vorstellen, denn solchen gab es im 16. Jahrhundert noch nicht. E. K.

Englisches Wettfieber. — Einst ging der berühmte Geigenspieler Vieuxtemps am Ufer der Themse spazieren, als ein Mann in die Fluthen sprang. Sofort war das Ufer von Leuten voll, und inmitten des Lärms hörte man Stimmen: „Er wird ertrinken."

„Nein, er wird sich retten."

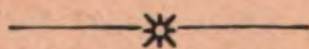
„Zwei gegen Eins, daß er ertrinkt."

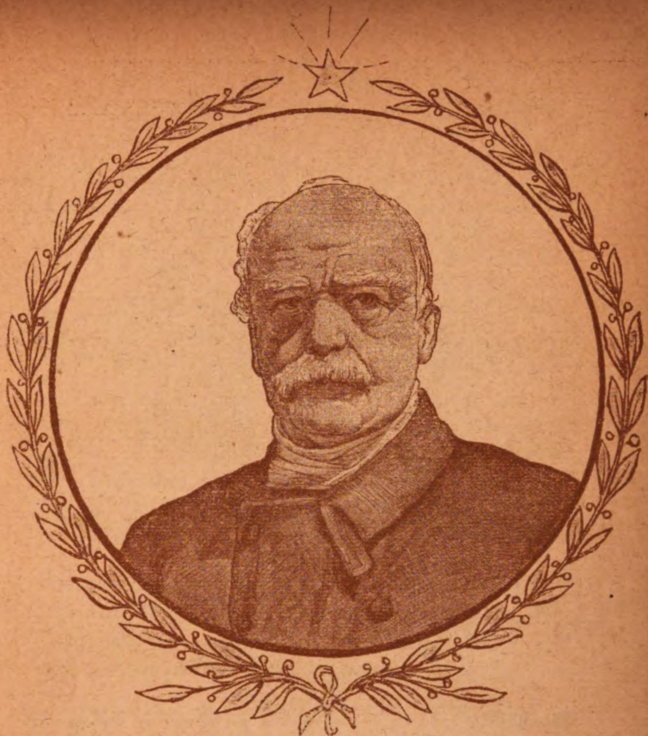
„Drei Pfund Sterling gegen eins, daß er nicht ertrinkt."

Vieuxtemps war inzwischen in einen Kahn gesprungen und war mit zwei Schiffern dem Unglücklichen zu Hilfe geeilt. Die Männer trafen Anstalten, den Selbstmörder den Wellen zu entreißen. Aber ein Sturm von Unwillen erhob sich an den Ufern. „Wollt ihr den Menschen in Ruh' lassen. Weg mit den Stangen. Es stehen große Wetten!"

Und die beiden Schiffsleute ließen in der That die Ruder sinken und verweigerten jede Hilfe. Man hatte ja gewettet!

Der Arme ertrank. —dn—







Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

* Das neue Universum *

Ein Jahrbuch für Haus und Familie,
besonders für die reifere Jugend.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen
auf allen Gebieten.

Sechzehnter Band.

Mit zahlreichen Farbendruckbildern und Illustrationen.

Elegant gebunden M. 6.75.

(Band I—V sind vergriffen.)

---

* Der Jugendgarten *

Eine Festgabe.

Gegründet von **Ottilie Wildermuth.**

Fortgeführt von ihren Töchtern **Agnes Willms** und **Adelheid Wildermuth.**

Zwanzigster Band.

Mit 8 farbigen und 20 Tondruckbildern, sowie zahlreichen, zum Teil
farbigen Textillustrationen.

Oktavformat. Elegant gebunden M. 6.75.

Der „Jugendgarten“ hat sich allerorten eingebürgert und darf mit Recht als eines der beliebtesten Festgeschenke für die Jugend bezeichnet werden. Er gewährt den Kindern Anregung und Unterhaltung und kann deshalb als ein wahrer Hausschatz für jede Familie bezeichnet werden. Jedes Jahr erscheint ein neuer Band in gleicher Ausstattung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Un[illegible] Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das neue Universum

Ein Jahrbuch für Haus und Familie,
besonders für die reifere Jugend.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Sechzehnter Band.

Mit zahlreichen Farbendruckbildern und Illustrationen.

Elegant gebunden M. 6.75.

(Band I--V sind vergriffen.)

Der Jugendgarten

Eine Festgabe.

Gegründet von **Ottilie Wildermuth.**

Fortgeführt von ihren Töchtern **Agnes Willms** und **Adelheid Wildermuth.**

Zwanzigster Band.

Mit 8 farbigen und 20 Tondruckbildern, sowie zahlreichen, zum Teil farbigen Textillustrationen.

Oktavformat. Elegant gebunden M. 6.75.

Der „Jugendgarten“ hat sich allerorten eingebürgert und darf mit Recht als eines der beliebtesten Festgeschenke für die Jugend bezeichnet werden. Er gewährt den Kindern Anregung und Unterhaltung und kann deshalb als ein wahrer Hausschatz für jede Familie bezeichnet werden. Jedes Jahr erscheint ein neuer Band in gleicher Ausstattung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

